Erzählungen,

Mährchen und Schwänke

von

F. W. Gubitz.

In der Vereins-Buchhandlung.
Berlin und Königsberg in der Neumark.
1835.

1715.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Der Stern im Leben.

Erzählung.

„Nun, neuer Herr Professor! Frieden hat die ganze Welt, macht auch Frieden mit Euch!“ so sprach der Copenhagener Handelsherr Gilsteen zum Herrn von Holberg, dem Gelehrten, der neben ihm saß unter den Gästen, die Jener in seinem Hause versammelt hatte, auf daß er mit Freuden die erste Stunde des Jahres 1719 begrüßen könne. Die Freunde stießen freudig die Gläser zusammen; in der Brust Holbergs war aber sichtlich zu viel Kampf, als daß er Worte finden konnte, und so sprach Gilsteen weiter: „Zwingt Eure gute sprudelnde Laune herbei; die Wirklichkeit will schon den ganzen Mann, und wer seine Träume nicht verloren geben mag, verliert leicht sich sich selbst!“ — „Ja!“ so unterbrach jetzt Holberg den Sprechenden, „es werden mir noch viele Träume verloren gehen, ehe ich mich darüber beruhige: daß ich nicht berufen bin, für die Menschheit Wichtiges zu thun, und daß ich mich wohl überhaupt täusche über das, was doch so lebendig in mir wohnt, der Wille nämlich: ein Führer zu seyn zu dem Edlen und Rechten. An solchem Sylvester-Abend komm' ich mir auch stets vor, als ob ich aus dem Diesseits in das Jenseits hinüber treten sollte, und mit aller Sehnsucht nach einer schöneren Zukunft befällt mich doch das Verlangen: auch Diesseits noch ein wenig zu verweilen. Da ziehen mir tausend Gedanken in den Sinn, unzählige Bilder werden licht und dunkeln dann wieder vor meinem Geiste; und keines ist, was sich die Seele gern bewahren möchte. Ach,

wenn ich's doch nur begreifen könnte, daß wir wirklich nur da sind, um Nichts zu seyn; dann vermöcht' ich fürwahr! ein so fröhliches Leben zu führen, wie selten Einer; aber es kömmt mir sündlich vor, unabhängig zu denken und zu leben. — Alles seh' ich im Zusammenhange: vom Chaos, aus dem die Welt entstand, bis zu dem jetzigen, bunten Treiben, das auch nur noch erst ein Chaos ist, über dem zwar eine beleuchtende Kraft, aber nicht der erleuchtende Geist Gottes schwebt. Nicht die Zeiten, noch die Geschlechte, ja selbst nicht die Thaten der Menschen betracht' ich dabei; ich will nur die Zwecke, nur die Erfolge sehen, und da fallen mir dann immer Zeilen aus einem alten Liede ein, in welchem einer armen Seele, die sich über zu frühes Scheiden beklagte, ein Engel zur Antwort giebt:

Mensch, was ist Dir denn geglückt?
Klüger nicht, als aus der Wiegen,
Bist Du in Dein Grab gestiegen;
Darum sey vom Tod entzückt:
Weil er Dich doch weiter rückt!" —

„Lenore! Bertha!" so rief jetzt Herr Gilsteen seinen beiden Töchtern zu, — die Gattin war ihm schon gestorben — „braucht heut' Euer Frauen-Regiment, befehlt dem Holberg: daß er fröhlich sey." — „Ei, lieber Vater!" entgegnete Lenore, „ein guter Regent befiehlt nie etwas, wovon es auch nur zweifelhaft ist, ob es erfüllt werden kann? Herr von Holberg möchte die Erfüllung versuchen und dann nur, statt in wohlthuende Laune, in bittere Satyre verfallen, wie ihm das wohl geschieht." — „Und am Ende" setzte Bertha hinzu, „ist mir Holberg's jammerndes Gespräch immer noch lieber, als wenn Ihr anderen Herren, nach Eurer gewöhnlichen Art, ein recht lustiges beginnt über Spekulationen und Börsen-Angelegenheiten, wo unser Eines dann die fünf Sinne vorsichtig verpacken muß, damit sie nicht lädirt werden von all' dem Kauderwelsch, was Ihr

unter einander mengt. Ich find' es ganz richtig: daß man am letzten Tage des Jahres über das spricht, was sich etwa verbessern ließe, darum mag Herr von Holberg fortfahren." — „Das sind Sticheleien, Herr Gilsteen!" sagte Arthur, ein junger Kaufmann aus London, der sich auch unter den Gästen befand; „das sind Sticheleien über unser Gespräch am heutigen Morgen, wobei Bertha zugegen war. Wir hatten eben die Nachricht empfangen von den Finanz-Planen des Law in Frankreich, denen Ludwig der Funfzehnte nun Gehör giebt." — „Der Law ist gewiß ein Schelm!" fiel Holberg ein; „sein Name bedeutet im Englischen: Gesetz, daran wird er sich aber schwerlich erinnern; denn so ein Finanzier ist ein Preßbengel, unter dem Alles in Druck kömmt, damit sich das Weiße nur recht geschickt anschwärzt, und alle seine Auflagen bringen gleich einen schändlichen Nachdruck mit, indem man sich zuletzt mit Bajonetten — für deren Einführung man Ludwig den Vierzehnten hoffentlich an der Himmelsthür damit begrüßt hat — die Kassen der Bürger öffnet. — Gesetz? Was fragt so ein Ritter vom Einmaleins danach? „Der Finanzier braucht die Gesetze ja für die Einfalt nur als Netze; jagt Sitt' und Recht keck aus der Welt: denn's Laster bringt ihm's meiste Geld!" — Das Recht: sich ernähren zu können, haben die Finanziers schon so vertheuert, daß jetzt beinahe nichts mehr wohlfeil ist, als die Freiheit: Hungers zu sterben." — „Weh uns!" rief Bertha, „den habt Ihr nun auf den Wendepunkt gebracht; seht, wie seine Stimmung umgeschlagen ist. Wer hieß Euch denn des Gespräches von heut Früh zu erwähnen?" — „Nun, es war auch eine kleine Bosheit von mir, liebe Bertha!" sagte Arthur, „warum habt Ihr mich aber heut so kurz abgelohnt, als ich, bei Ansicht Eurer Weihnacht-Geschenke, ein Wörtchen darüber bemerkte: daß ich es hübscher fände, wenn — statt des Seidenzeuges aus

Frankreich, der Spizen aus Brabant, des Pelzwerks aus Sibirien, des Schmuckes aus Golkonda und des Gewebes aus Indien — lieber Dänische Arbeiter Euch Stoffe geliefert hätten, damit auch sie sich des Festes der Gaben erfreuen konnten." — „Still, still!" so beruhigte Bertha das Gespräch; aber Holberg erwiederte schon: „Solch ein Frauenzimmerkleid ist nun einmal ein ächtes Kosmopoliten-Gewand. Das Reich der Mode bleibt ein Wahlreich, und nichts ist darin erblich, als der Grundsatz: daß Einheimisches nun einmal nichts taugt. Mögen dagegen auch Moses, Paulus und Herr Arthur sprechen: Gesetzgeber, Apostel und Unbefangene scheitern an der Eitelkeit, die gewiß noch viel ärger werden wird, wenn die nun fünfjährige Erfindung der Blattern-Impfung uns nichts als glatte Gesichter zeigt." — „Ei!" sagte Bertha empfindlich, „Moses und Paulus werden doch nichts gegen die Geschenke haben, die ich empfing?" — „Ich soll's auch nicht glauben!" meinte der Vater; aber Holberg rief: „Was? Holen Sie doch eine Bibel, Bertchen!" — Bertchen hatte keine Lust; Lenore aber, die bescheiden vor sich hinschauend, der Unterhaltung zuhörte, und besonders bei der letzten Bemerkung Holberg's sich tiefer verbarg, weil er in seiner Lebhaftigkeit vergessen hatte, daß ihr Gesicht ein wenig von den Blattern litt — ging jezt, die Bibel zu holen. Man trank unterdessen auf die Gesundheit der schmollenden Bertha, die dabei naiv bemerkte: „Es ist doch abscheulich: daß ich des Regierens nicht gewohnt werden kann. Eigentlich hätt' ich durch einen Machtspruch die Unbill, unserem Geschlechte angethan, hindern können. Siz' ich an meinem Herrschertage hier und thue, als könnt' ich mit aller Macht nur gehorchen!" — „Es geht vielen Machthabern nicht besser!" sagte lächelnd Holberg, „die schaffen sich in solchen Fällen einen Premier-Minister an." — „Danke, danke! solche erste Diener wer-

den bald die ersten Herren!" meinte Bertchen, und eben brachte Lenore eine große Bilderbibel.

Während Holberg suchte, sprach Arthur freundlich mit Lenoren, das liebe Mädchen zu erheitern; er dankte ihr auch: daß sie so großmüthig wäre, den Gegnern selbst die beweisenden Waffen herbei zu tragen; endlich las Holberg: „Du sollst nicht anziehen ein Kleid von Wollen und Leinen zugleich gemengt!" so sagt Moses im zwei und zwanzigsten Kapitel seines fünften Buches und Paulus lehrt in der Epistel an Timotheus im zweiten Kapitel: „Ein Weib soll in zierlichen Kleidern mit Schaam und Zucht sich schmücken, aber nicht mit Zöpfen, Gold, Perlen oder köstlichem Gewand." — „Hoho!" jauchzte Bertchen, „da bleiben noch gar viele Auswege, Moses und Paulus in Ehren; die zeitigen Eiferer treiben's viel ärger, als z. B. Professoren der Metaphysik — ich will's nicht verrathen, was das für Leute sind! — und Brittische Kaufleute, denen man eben nichts abgekauft hat. — Väterchen, laß Du Dich nicht hindern, schenke Du nur!" — Herr Gilsteen nickte freundlich mit dem Haupte, und eben gewahrte er, wie die aufgeschlagene Bibel sich so geblättert hatte, daß sie das Bild der heiligen drei Könige zeigte. „Muß ich heute auch an diesen Stern erinnert werden?" sagte Gilsteen plötzlich. — „Hm!" bemerkte Holberg, „ich habe mir das Bild schon ein Weilchen betrachtet; drei Könige, die einem Sterne, das ist: einem Sinnbilde der Aufklärung nachziehen, scheinen mir etwas recht Seltenes." — „Ach mich überfällt dabei eine ganz eigene Erinnerung!" so klagte Gilsteen, und einige Gäste baten um Mittheilung.

„Ist mir's doch, Herr Gilsteen, als bewegte sich in Euch ein traurig Angedenken!" so bemerkte jetzt Arthur, „dann laßt es in Vergessenheit. Der Mensch ist zu kurz-

ſichtig, um die Freude da finden zu können, wo ſie ſich auch nur im leichteſten Schleier zeigt; darum ſoll er mindeſtens nicht ſein Trübſal mit Willen hervor ziehen.“ — „Es iſt ein Blick der Wehmuth, nichts weiter!“ entgegnete Gilſteen, „und ich thue wohl am Beſten, wenn ich den Anlaß nicht verhehle, damit die lieben Gäſte meinen Ausruf nicht ſchwerer nehmen, als meine Erinnerung nöthig macht. Ich habe einen Bruder — Gott ſey Dank! noch brauch' ich nicht zu ſagen: ich hatte einen Bruder — dem Alles in der Welt zum Abenteuer wurde, und wenn er es auch ſo einfach und klar als möglich begann. Es lag etwas Fremdartiges in ſeinem Weſen, das wohl daher entſtand, weil er ſein Thun ſtets nach ſeinen Gedanken richtete, Gewohnheit und Gewöhnlichkeit nichts über ihn vermochten. Er hatte viel gelernt, doch gar keine großen Plane; er gedachte recht eigentlich in den Hafen ein zu laufen, ehe er die Fahrt gemacht, den Sturm überſtanden hatte; doch mir ſchien es ſtets, als begrabe er in ſich ſorgfältig ſeine Wünſche, weil er ſie für unerreichbar hielt und ſich fürchtete, ſie möchten zur Flamme ausbrechen, wenn er ſie nur dem Lichte näherte, und er ſelbſt wollte der Wirklichkeit keinen Kampf bieten. Da riß ihn die Liebe aus ſeiner Abgeſchloſſenheit, und wie es der erſte Strahl war, den er unbedacht ganz in ſein Innerſtes ließ, ſo feſſelte er auch ſein Glück einzig an dieſes Gefühl. Es ward ihm nicht erwiedert und dies ſchmerzte ihn um ſo tiefer, da das Mädchen ſeiner Wahl durch die Verbindung mit ihm einer ziemlich drückenden Lage entzogen worden wäre. Mein Bruder faßte ein Mißtrauen gegen ſeine eigene Perſönlichkeit und konnte die alte Abgeſchloſſenheit nicht wieder finden. Ich rieth ihm zu einer Reiſe, da kamen ihm gar viele Länder in den Sinn, und morgen ſind es zwanzig Jahre, ſeit er von hier abreiſte. Am Sylveſter-Abend waren wir zuletzt beiſammen; die El-

tern, auch meine Gattin, derzeit meine Braut, lebten noch; da, wo jetzt Herr Arthur sitzt, saß mein Bruder, bleich und düster; aber er tröstete uns, besonders die Eltern, die sehr traurig waren, weil sie nicht meinten, ihn wieder zu sehen; ach, sie haben recht gehabt! — Da brachte mein alter Vater die Bibel und sprach: Höre, Waldemar — so ist des Bruders Vorname — schreibe doch hier, wo ich einst Deinen Geburtstag mit Freudenthränen eingetragen habe, uns ein Sprüchlein zum Angedenken, und wenn Einer von uns in der Todesstunde Dich nicht an seinem Lager sieht, so mag es ihm der Andre vorlesen, als Deinen letzten Gruß. Und damit legte der Vater die Bibel vor ihn hin und sie schlug sich eben so auf, wie sie jetzt vor uns liegt. Waldemar betrachtete sich das Bild, Thränen stürzten aus seinen Augen und dann schrieb er, mit einem Blicke, wie wir ihn lange nicht so heiter an ihm gewahrten — lesen Sie es vor, Herr von Holberg, was auf dem ersten Blatte neben dem Namen Waldemar steht." — Holberg schlug die Blätter zurück und las:

„Lebt wohl, Ihr Lieben! Härme sich,
Wer mein gedenkt, doch nicht um mich:
Mich führt ein Stern im Leben.
Wenn jetzt mein Herz auch stürmend schlägt,
Sein Leiden nicht in Demuth trägt:
Es wird sich Fried' erstreben.
Und ob mein Stab die Welt durchstreift,
Ob rasch die Welle mich ergreift:
Mich führt ein Stern im Leben." —

„Und eben," so fuhr Gilsteen bewegt fort, „wie ich damals dies vorlas, da verkündete die Glocke Mitternacht und das Scheiden des Jahres; und der Vater segnete den Waldemar und wir Alle nahmen Abschied von ihm. Lange hat er nachher mit seinen Gefühlen und seiner Unstätheit ge-

kämpft, viele Länder hat er gesehen und endlich bekamen wir die Nachricht: er habe sich nach St. Domingo eingeschifft. Dort erkaufte er ein Besitzthum, ist Gatte und Vater, und ich empfing alljährlich mit den letzten Schiffen, die ankamen, auch Briefe von ihm, die stets bezeugten: daß er dort für etwas Großes thätig ist; aber in diesem Jahre sind sie ausgeblieben, und seht, meine Freunde, das war es, was vorhin sich in mir aufregte." — „Nun", sagte Herr Arthur tröstend, „was den Wagen übergeben ist, darf man nicht mit Sicherheit erwarten; also Eure Briefe. Sonderbar ist es aber, daß auch ich einen jüngeren Bruder in St. Domingo habe, der von der steten Idee hin getrieben ward, den dort erwachten Geist der Freiheit zu unterstützen; denn er meinte: wir Europäer, die wir schon ein Paar Jahrhunderte das entsetzlichste Elend über die andern Welttheile brachten, wären auch schuldig, die Schmach unsrer Vorfahren selbst vertilgen zu helfen. — Doch wenden wir uns jetzt wieder zum Herrn von Holberg, der uns vielleicht rasch den Schmerz über die Trennung von lieben Menschen vergessen macht: denn er scheint seine eigenen Betrachtungen über die heiligen drei Könige zu haben." — „Das wohl!" sagte lächelnd Holberg; „für's Erste dachte ich: Unter Dreien ist doch, wie hier, gewöhnlich Einer, der so schwarz ist: daß keine Wäsche der Geschichte ihn säubert; höchstens bringt sie es dahin: daß er etwas Mulattenhaftes bekommt, indem sie ihm den Beinamen Held giebt und seine Schwärze mit dem Blute übertüncht, in dem er sich badete. Nächstdem aber fallen mir auch die Fürsten ein, welche in unserer Zeit so viel Lärm erregten, nämlich: Peter der Erste, Ludwig der Vierzehnte und Karl der Zwölfte, welche die dreimal heilige Zahl, dreimal neun, zusammen addiren lassen; es scheint mir aber die Heiligkeit, welche Hofschranzen wohl

hie und da proklamirten, in Eiligkeit zur Gebrechlichkeit zu werden. Herr Gilsteen sprach vorhin von dem Frieden ringsum, laßt uns ihn doch ein wenig betrachten.“

„Seht,“ so fuhr Holberg fort, „Ludwig der Vierzehnte ist seit ein Paar Jahren todt; noch nicht volle drei Wochen sind vorüber, daß Karl der Zwölfte vor Friedrichshall fiel, und nun, da in diesem Jahre auch Kaiser Karl der Sechste mit den Türken einig wurde, auf Kosten des Venetianischen Freistaats, sieht es wirklich fast so aus, als könnte eine Art irdischer Herrlichkeit beginnen. Aber Theilung ist kein Friede, und wo die Gerechtigkeit nicht wohnt, wird der Hader in allen Winkeln aufgefüttert. Die Potentaten schließen Traktate; Frieden kann nur die Menschheit schließen, wenn sie endlich auf festen Grundsätzen baut. Aber beschaut Euch nur die Herren unsrer Zeit, um zu wissen: ob dazu Hoffnung ist; bemerkt es doch, wie die Orden und Geschenke ringsum nach allen Erdzipfeln fliegen, damit nur schnell Jeder da unterdrücken helfe, wo ein ehrlicher Mann die Unbefangenheit haben will, zu sagen: wie ihm etwa zu Muthe ist; denn vom Apfel der Eva bis zu bunten Bändern und Geschmeiden ist dergleichen nur Lockspeise, welche die Schlange präsentirt und noch heut wie damals scheint es, als ob man den Satan gern zum Protektor der Menschen macht, und den Himmel nur im Fall der Noth zum Asyl behält. — Mag nun Ludwig der Vierzehnte — der nur erst auf dem Todbette wußte: was recht ist, und der im Leben mit seiner Scheinfrömmigkeit noch mehr schadete, als er es mit seinen Waffen je vermogte — mag er vor seinem Richter stehen, der sich mit ihm wohl nicht nach der Hof-Etiquette von Versailles bequemt; mag auch Karl der Zwölfte — der mir in seiner querköpfigen Offenheit immer noch lieber ist, als Jener mit seinen diploma-

tiſchen Schelmſtückchen — ſein Bischen Erde gefunden haben, indem er noch ſeinen Degen umklammerte, als glaubte er auch das Jenſeits mit Mord und Sturm gewinnen zu können; mag endlich Peter der Erſte von ſeiner Kathinka, oder von einem ſeiner Günſtlinge ſich einmal öfter eine menſchliche Seite abgewinnen laſſen, das Alles bewirkt noch nicht einmal Waffenruhe, viel weniger Frieden. — Still arbeitet jetzt Jeder, wie er etwas mehr bekomme von dem Nachlaß der Todten und wie er ſich ſchütze, daß kein Lebender etwas dagegen haben kann, wenn er etwa im Stande wäre ſich Alles zu nehmen. Die Ränke ſind nicht mit geſtorben, der Werth des Degens iſt nicht gefallen und mit jedem Frühlinge wird man Menſchen in's Feld ſtellen, auf daß dem Tode die reiche Erndte nicht entgehe! — Wißt Ihr doch auch ſchon: daß Frankreich und England einen Krieg gegen Spanien vorbereiten, wo die Waffen von Außen wahrhaftig nicht den guten Geiſt erwecken werden, den die Mönche in ihren Prozeſſionen zu Grabe trugen, damit ſie dem Himmel in aller Ruhe invalide Seelen zufördern und dem Groß-Inquiſitor die nur erſt halbinvaliden überliefern können, auf daß er ſie dem Teufel, dem Kriegs-Miniſter der Pfaffen, gewiß nicht entgehen laſſe. Und da kommen dann die Diplomatiker — die Inquirenten ſolcher Inquiſiten, die man Völker nennt — und beweiſen, wie Alles ſo ſeyn muß und ſie haben nun ſchon ſo lange nichts bewieſen, daß man ihnen aus lauter Achtung für das Herkömmliche, auch fortan um ſo eher glaubt, je mehr Nichts ſie vertheidigen, und je weniger ſie beweiſen. Wenn dann Einer auch ſo lange regiert, wie Kang-hi, der jetzige Kaiſer von China, der nun ſchon 57 Jahre ſich — den Kopf ausgenommen — auf dem Throne zeigt, ſo hat er am Ende nichts regiert, ſondern es ſich gefallen laſſen: wie die Schranzen ſeine fünf Sinne in

ſo kleinen Quantitäten verausgabten, daß ſie kein Geſchichtſchreiber wieder zuſammen findet.“ — Jetzt, als Herr von Holberg ſich einen Augenblick ſtörte, um Luft zu holen, fielen die Mädchen ein: „Sie treiben's doch auch faſt zu arg mit den weiblichen Zuhörern; — Sie ſcheinen ſich, da Sie nur erſt ein Paar Monate Profeſſor ſind, hier im Vortrage üben zu wollen; dann bitten wir doch um ein anderes Thema.“ — „Ich muß gehorchen, obwohl ich noch viel auf dem Herzen habe und nun erſt recht aus einander ſetzen wollte: wie Ludwig der Vierzehnte ein viel beſſerer Menſch geweſen wäre, wenn er noch ſchlechterer Katholik war; wie wir in Karl dem Zwölften wahrſcheinlich einen vortrefflichen Regenten kennen gelernt hätten, wenn nicht die Raubluſt Peter des Erſten dem Minderjährigen nur die Bildung zum Krieger aufgedrungen hätte. Laſſen wir das und erkennen nur: die Legitimät beſteht nach den gewöhnlichen Begriffen darin, daß ſie ſich jede Befugniß zur Illegitimität ertheilt, und die ſtehenden Heere jagen den Frieden für immerdar in die Flucht; denn hat man mit ihnen lange genug das Spiel des Exercitiums und des Manövrirens getrieben, ſo will man doch auch ihre Talente vor aller Welt zeigen und läßt ſie ihre Meiſterſtücke machen, wozu die Menſchen dann Blut, Leben und Güter hergeben müſſen.“ — „Iſt's doch nun einmal nicht anders!“ bemerkte Einer von den Gäſten und Arthur ſetzte hinzu: „Und was die Weiſen wünſchen, können leider kaum Thoren als herſtellbar erwarten. Die goldene Zeit hat Jeder nur ſo lange, als er die Welt nicht kennt, darum ſoll er frühzeitig nach einem Stern im Leben ſuchen.“ — „Aber wo ihn finden?“ — fragte Lenore. — „In dem Raume, den man ſich abſchließt, den man ſein nennen darf: in der Häuslichkeit.“ — „Das klingt uns ſchon viel lieblicher, Herr von Holberg!“ bemerkte Bertha, und Jener erwiederte: „Auch dazu

giebt uns ja das vorliegende Bild eine Andeutung, die sogar weit näher liegt für den, der nicht den Geschichtschreiber spielt, wie ich seit einiger Zeit. Da steht der Stern über der Hütte, unter deren Dach die Mutter mit dem Kinde weilt. Fürwahr, das schönste Bild der Häuslichkeit, und ihr bringt zuletzt der Mann alle seine Plane zum Opfer. Hierher kommen die drei Herrscher, die in ihm toben: der Ehrgeiz, der Neid und der Schein, und legen still ihre Habe nieder zu den Füßen der Hausfrau, aus deren Zufriedenheit der Stern des Lebens seinen Strahl in das Herz des sorgenden Vaters wirft." — Lenore sah jetzt freudig auf Holberg; Bertha rief: „Der Ehrgeiz ist dann gewiß der Mohr!" — Da unterbrach sie der Vater, indem er sich erhob, also sprechend: „Wohlan denn, vertrauen auch wir dem Stern des Lebens und grüßen die heilige Mitternacht!" — Die Glocken tönten; Alle standen in Andacht auf und in die Nacht hinaus begrüßten sie mit dem Rufe: „Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" die erste Stunde des neuen Jahres. Innig umarmten sich die Freunde; mit gefalteten Händen, im Gebete, standen die Jungfrauen und lauschten dem frommen Liede, das von den Thürmen der Stadt herab scholl; da klangen plötzlich Töne der innersten Erschütterung herauf, und Alle vernahmen mit einem Staunen, das sich zuerst nur in Blicken aussprach, diesen Gesang:

Ist mir auch Alles nun geraubt,
Hab' ich auch nichts, wo ruht mein Haupt:
Mich führt ein Stern im Leben!
Wer ist an Elend mir wohl gleich?
Doch kann sich zu dem Himmelreich
Die Seele froh erheben!
Und fänd' ich nun am Bettelstab —
Von jedem Herzen fern — mein Grab:
Mich führt ein Stern im Leben!

„Heiliger Gott!“ rief Gilsteen, tief erbebend, mitten im Gesange und stürzte aus dem Zimmer; die Töchter und Arthur eilten ihm nach, und auch die Uebrigen folgten erschrocken.

Und an der Pforte des Hauses gewahrten Alle einen ältlichen Mann, auf seinen Stab gestützt, die Blicke aufwärts erhoben. „Waldemar!“ sprach in ungewissem Tone und bebender Haltung Gilsteen. — „Waldemar Gilsteen heiß' ich!“ entgegnete sanft der Fremde, ohne sich stören zu lassen in dem Lauschen auf die Thürmer, die nun ein heiteres Danklied herab tönen ließen. Doch Jener riß ihn jetzt stürmisch an seine Brust, mit den vor Wehmuth erstickten Worten: „Mein Bruder! Mein Waldemar!“ — „So hätt' ich für jetzt mein Ziel gefunden!“ diese Erwiederung sprach der Fremde an dem Herzen Gilsteens, sichtbar leidend an Erschöpfung seiner Kräfte. — Mehr getragen als geführt kam nun Waldemar in sein Vaterhaus, und als er in dem erleuchteten Zimmer Alles so fand, wie damals bei der Trennung von den Seinen, da brachen ihm unaufhaltsam die Thränen hervor und ohne Laut barg er sich lange in der Umarmung Gilsteen's und der Töchter, und tiefbewegt standen die Freunde des Hauses. — Bald wurden nun die Mädchen geschäftig für die Bequemlichkeit des Oheims, und Arthur, das volle, redliche Herz in jedem Blicke zeigend, griff immer mit zu, indessen Holberg, starr zusehend, in Betrachtungen sich verlor. — „Ihr Herren“ — so begann jetzt Waldemar, nachdem er erfahren hatte: daß vor wenigen Stunden seine Jugendgeschichte erzählt wurde — „Ihr werdet vielleicht gern noch Etwas von den Schicksalen eines Mannes vernehmen, der einst, bei fast selbst geschaffenem Unglücke, mit kämpfenden Empfindungen aus diesem Hause in die Welt zog und der jetzt zurückkehrt,

belaſtet mit Sorgen, die wohl nicht ſchwerer gefunden werden; und dennoch trag' ich den Frieden mit mir, der mir damals völlig gewichen war, und die Hoffnung zeigt mir auch aus dem Sturme noch das Liebſte, was ich habe, gerettet. Zu ſehr fühl' ich mich indeſſen ermattet, da ich nur mit Anſtrengung meinen Wunſch, noch bis zu dieſer Mitternacht in Kopenhagen zu ſeyn, erreichen konnte; aber mein Bruder wird, wenn ich mich erholt habe, mir gewiß Gelegenheit geben, ſeinen Freunden mich zu nähern." — Gilſteen bat ſie Alle zur Feier des Tages der heiligen drei Könige, und Waldemar, mit dem Haupte freundlich nickend, ſagte: „Der Herr gebe mir müden Pilger nun Ruhe! das Schiff, deſſen Kapitain, der milden Witterung zu lange vertrauend, noch hieher ſegelte, ſtrandete an der Küſte Dänemarks; die Wellen warfen mich auf den Boden meines Vaterlandes und vor dem Strandrecht rettete ich kaum ſo viel, daß ich vier Tagereiſen vollbringen konnte. Aermer, als ich in dieſem Augenblicke bin, kann kein Menſch ſeyn; aber wer noch traute Herzen wieder findet, der hat die Heimath nicht verloren und ſein Glück ſiedelt ſich von Neuem an; dazu wird mir der Allmächtige zu meinem Weibe und meinem Kinde helfen!" — Wie ſtill betend ſchaute Waldemar vor ſich hin, und im Scheiden ſtand jetzt Arthur vor Lenoren und ſah mit freundlichem, doch feſt fragendem Blicke ihr in die Augen, die ſich thränenſchwer ſenkten, und Ho'berg, der durch das Vorgegangene zu ſtilleren Kreiſen gezogen war, ſang im Gehen vor ſich hin die Strophen einer alten Romanze:

„Gieb viel auf, beſtimme Dich
Und es iſt Dir mehr gewonnen;
Wähle gut; es zeigen ſich
Sonnen Dir und Neben-Sonnen:
Doch entſcheiden mußt Du Dich!"

Dann umarmte er Arthur; und wie in den Stunden des Zusammenseyns zeigte er auch hier, daß ein Zwiespalt in ihm aufgeregt war, indem er bedeutsam rief: „Auf ein fröhlich Begegnen im Leben!“ —

Und es war am Morgen nachher, da trat Lenore zu ihrem Vater und reichte ihm mit zitternder Hand einen Brief; er war von Arthur, und Gilsteen las:

„Es ist Ihnen, liebe Lenore! gewiß nicht fremd: daß ich die innigsten Wünsche für Ihr Glück hege, und ich wage zu glauben, daß Sie es finden könnten, wenn Sie das meinige gründen. Ich biete Ihnen jetzt ein freies Herz — es war einst nicht frei! — können Sie das Ihrige mir nur zum Theil geben, so hoff' ich: es mir bald ganz zu verdienen. Es ist mir Pflicht, daß ich ein Verhältniß, dem das Gefühl oft schwer zu entkommen weiß, ehre; aber ich habe auch die Erfahrung: daß man es besiegen und dann um so eher an einer treuen Brust ausruhen kann von dem unvermeidlichen Kampfe. Ich bitte Sie, mir ohne Hehl zu sagen, was Sie auf die Frage: Wollen Sie Freud' und Leid mit mir theilen? — mir zu antworten haben; ich will es noch am heutigen Tage von Ihnen selbst aussprechen hören. Arthur.“

Gilsteen sah auf Lenore, die bleich, doch mit festem Blicke vor ihm stand. „Was wirst Du thun? fragt' er endlich sanft. — „Ja sprechen!“ entgegnete sie leise, und mit Freudigkeit rief der Vater: „Ich preise Deinen Entschluß! Von Menschen, die uns nicht gleich, nicht schnell verstehen, wenn es das Höchste im Leben: die Liebe, gilt, von denen soll man sich los reißen, ob man auch schöne Träume zurück lassen muß. Ich habe Deine Schmerzen gesehen; doch wollt' ich Dich selbst entscheiden, Dich selbst

erst erkennen lassen, daß Holberg noch zu sehr die wüste Welt als den Raum seines Treibens ansieht; für den Reichthum eines Herzens hat er keinen Maaßstab. Er wird einst gern zurück wollen in eine trauliche Hütte, aber sie dann verfallen finden und fort und fort sein Glück draußen suchen müssen, wo es nicht ist. Wir haben ihn mehr zu bemitleiden, als zu verdammen; sein Loos ist nicht bei den Friedlichen, darum vernehme ich mit vollem Vatersegen Deinen Sieg." — Und eben kam der Oheim hinzu, nach dem Morgengruße sprechend: „Bruder, dort auf der Rhede lichtete ein Schiff, das hat sein Wagniß günstiger vollbracht, als das meine. Ach! brächt' es mir meine Lieben!" — Er bemerkte jetzt Lenore, erfuhr was geschehen war, in der Erklärung der Verhältnisse, und auch er entschied: „Du hast wohl gethan! Wer in dem Leben noch so befangen ist: daß er allein nach Ruf und Aufsehen jagt, der will nur empfangen, nicht geben; er strebt auch in der Liebe nur nach dem Vergänglichen und für den Kranz des Ruhmes wirft er alle Kränze der Liebe hin; darum freue Dich Deiner Wahl, mit der Du den Anker Deiner Hoffnungen auf sicheren Grund legtest. — Jetzt aber will ich nach der Rhede, es drängt mich, zu wissen: von wannen jenes Schiff kommt?" — fort ging der Oheim und Lenore bat den Vater: Arthur bei ihm erwarten zu dürfen, der auch nicht lange ausblieb, und nach dem ihm ausgesprochenen Ja! bald seine Braut, bald den Vater dankend umfaßte. — Und in seinem Wonnerausche stand er plötzlich erschrocken vor einem jungen Mann, der eintrat mit der, ihm auf den Lippen ersterbenden Frage: „Bin ich hier recht in der Handlung Skanhild und Compagnie?" — und beide junge Männer lagen sich jetzt in den Armen mit dem Ausrufe: „Bruder! — Wie kommst Du hierher? — Wie geht's Dir? — Was willst Du hier?" — diese Fragen drängten sich; doch der

Neuangekommene wandte sich schnell zu Gilsteen mit seiner ersten Frage, und da Er ihm mit Ja! beantwortet war, sagte er: „Ich darf jetzt nur an Eines denken. Ich wollte Sie bitten: mir eine Summe von 80 Pfd. Sterling vorzuschießen, die ich auf jenem Schiffe schuldig geworden bin; ich weiß: Ihr Haus hat mit dem Unsrigen in London zu thun; jetzt aber wird vielleicht mein Bruder selbst mir mit dieser Summe helfen können.“ — Von beiden Seiten wurde sie ihm dargeboten, und Eduard — so hieß Arthur's Bruder — nahm sie von Arthur, indem er ihm noch erzählte: „Ein Zufall hat mich zum Begleiter zweier Damen gemacht, und ich hatte Gründe, von diesen mir die Summe nicht geben zu lassen; in die junge Dame bin ich entsetzlich verliebt, ich glaube aber: sie mag mich nicht, und auf keinen Fall wollt' ich als ein Nichtshaber vor meinen Beschützten erscheinen. — Sagen Sie mir doch in aller Eile,“ — so wandte er sich wieder zu dem Herrn des Hauses — „wo wohnt der Kaufherr Gilsteen?“ — „Der bin ich, die Firma ist vererbt und beibehalten!“ wurde ihm entgegnet, und Eduard rief erstaunt: „O weh! da hab' ich den Verräther meines Herzens an gutem Orte gemacht! — Ich bringe Ihnen Ihre Schwägerin und Ihre Nichte aus St. Domingo, mit aller Habe, die zu retten war!“ und damit stürzte er zur Thür hinaus.

Und die Freude kehrte nun wieder ein in das Haus Gilsteen's, dessen lustiger Verrath es auch dahin brachte: daß am Abende des Tages der heiligen drei Könige, wo die Sylvester-Gesellschaft wieder beisammen war, zuerst die Verlobung Eduards mit der gar lieblichen Nichte Nadine, und darauf die Arthurs mit Lenoren verkündet wurde. — Holberg erblaßte und sprach Anfangs wenig, dann aber strömte ein bald nachher begonnener epigrammatischer Erguß

gegen die Frauen um so reichlicher, und die Verletzung seiner Eigenliebe, die es empörend fand, daß Lenore ihn aufgeben konnte — während er sich doch stets ihr entfernt gehalten hatte — wußte er für heut durch Galle zu heilen, die aber auch Lenoren die Ueberwindung dieses Augenblicks erleichterte. — „Es walte ein Stern im Leben über Euch!" so sprach Waldemar den allgemeinen Glückwunsch aus und dann berichtete er kurz die Geschichte seines Lebens und schloß also: „Ich fand auf St. Domingo mein braves Weib, das aus einer Familie Spaniens entsprossen ist, und im geschäftigen Treiben ward hier bald zur Thätigkeit, was ich so oft früher schon in Gedanken trug. Auch ich wollte und durfte den höheren Zweck der Menschheit befördern helfen, indem ich den Sklaven, die ich halten mußte, Unterricht gab und geben ließ in den Kenntnissen, welche die sittliche Würde erwecken und stärken. Ergriffen von all' dem Entsetzlichen, was die Europäer sich erlaubten, belebte ich in den unglücklichen Opfern fluchwürdiger Spekulation den Muth: ihr Elend und damit auch die Idee der Freiheit zu erkennen, die ich schneller wirken ließ, indem ich meine Sklaven fast alljährlich mit neuen vertauschte. Aber wie überall, so trat auch hier zuerst das Böse hervor, denn in aller Halbheit der Bildung kann das Gute nie auf friedlichem Wege gedeihen. Vor einigen Monaten entstand ein Aufruhr gegen die Europäer — ich war eben auf einer Reise — und ein treuer Sklave eilte mir nach, mir zu berichten: daß Cassan — ein Neger, den ich um großer Verbrechen willen mehrmals hatte strafen lassen — sich an die Spitze Vieler gestellt, meine Besitzungen verwüstet, auch mich zu ermorden gedroht habe, wo er meiner habhaft würde. Er brachte mir auch wenige Zeilen von meiner Frau, worin sie mir meldete: daß sie mit allem baaren Vermögen, unter dem Schutze des jungen Engländers Eduard — der einige

Zeit vorher schon sich in meinen Besitzungen einfand, um den Menschen-Rechten seine Kraft zu weihen — nach Cap François gereist sey, mich dort zu erwarten, und käme ich nicht zu einer bestimmten Zeit, so wollte sie sich mit der Tochter zum Oheim nach Kopenhagen einschiffen. — So hatte mein gutes Vorhaben sich zuerst wider mich selbst gekehrt; — die Wege des Herrn sind unerforschlich! — Ich warf mich jetzt in ein Sklavengewand, suchte zu meinen Besitzungen zu kommen und fand Alles bestätigt. Cassan hatte sich zum Herrn derselben gemacht. Ich wollte nun meinen Weg nach Cap François nehmen, und erfuhr, daß er schon durch andere Negerhaufen unsicher war; nun wurde noch mein treuer Sklave von den Aufrührern gefangen und da ich fürchtete, daß man ihn zwingen würde, mein Vorhaben zu entdecken, so mußte ich mit dem, was ich bei mir trug, eilend flüchten und bestieg in der Stadt St. Domingo das Schiff, welches an den Küsten Dänemarks strandete. Das Uebrige wißt Ihr und wie ich mich freue, daheim wieder in dem engen Kreise der Häuslichkeit zu seyn, so bin ich doch auch überzeugt: daß dort, wo ich todtes Gut verlor, ein lebendes sich erzeugt: der Trieb zum Rechten. Er wird sich — vielleicht nach langer Zeit erst — erheben und breiten, und wenn einst Europa unter der Last des Despotismus erliegen will, dann wird uns neue Belebung zur Freiheit von dorther kommen, wo wir die Knechtschaft fort zu pflanzen hofften. — Ich aber will nun die letzten Tage meines Lebens in Ruhe genießen und dem Ewigen danken: daß er in dieser Wiedervereinigung mit allen meinen Lieben mir ein Zeichen seiner Gnade gegeben und mich im wahren Glücke noch heimischer gemacht hat!"

Und diese Ruhe ward ihnen, auch stete Freude an ihren Kindern beiden Brüdern. — Holberg aber fühlte

wohl oft in den Unruhen, die ihm sein Drang nach Ruf und nach äußerer Erhebung bereitete: „Es verscheucht auch der beste Ehrgeiz das wahre Glück und er verlöscht zuletzt den schönsten Stern im Leben: den Frieden in uns.“

Der
Mann mit dem Schlackhute.

Erzählung.

Gottfried Ellers in Freienstein hatte mit Wahrheit vor Gerichte bezeugt: daß Adam Lanburg, in Kailbach, bei heftigem Zorne nach einer Taalöhnerin den Spaten warf und sie im Fuß verwundete. Ellers sah es zufällig, that seinen Schwur, und Lanburg mußte mit einer großen Summe büßen, damit er sich der Haft entkaufte. Es reifte nun in Lanburg's Sinne verhaltener Groll, der böser Frucht nicht entgeht; und als Ellers eines Tages sich zu Kailbach verweilen mußte, um eines zerbrochenen Wagenrades, fand er in der Schenke den Lanburg schadenfroh; er brachte es an den Ellers, daß er heftig werden sollte und wie ihm der seine Unziemlichkeiten verwieß, ward der Grollende immer boshafter, schlug zuletzt mit dem Bierkruge auf Ellers und der Metallrand splitterte die Hirnschaale.

Bewußtlos wurde Ellers in sein Haus getragen; Gertrud, die Tochter, weinte über ihn und pflegte sein, fand auch keinen Trost darin, daß Lanburg nach dem Arbeithause mußte auf viele Jahre.

Der Vater blieb lange sinnschwach, die Krankheit verzehrte das Gesparte und in der Wirthschaft ging es wüst, weil der Gebieter fehlte; die Mutter war längst todt, und Gertrud noch zu jung, ein Hauswesen in guter Festigkeit zu halten. Das Gesinde ward übermüthig und zog trotzig zu anderm Dienst, da die Spärlichkeit im Hause immer mehr und mehr einkehrte. So wurde die Noth heimischer und Gertrud mußte die Nachbarn ansprechen um Hülfe bei

dem Bebauen der Aecker; doch Ellers hatte ſich ſtets ſtill für ſich gehalten, das nannten die Nachbarn: vornehm thun und vermeinten, des Hochmuths Strafe ſey nun gekommen; einige begannen auch Hand anzulegen, ermüdeten aber bald.

Da lag nun, im dritten Jahre von Ellers Krankheit, der Garten verwildert; nicht über geſegneten Feldern konnte Gertrud Gott danken, die ſchwer beladenen Wagen ſchwankten alle an des Vaters öden Scheunen vorbei, und am Erntefeſte ſaß ſie einſam und in ſcheuer Schwermuth. Und wie nun am Abende Jubel durch das Dorf ſchallte, da redete der kranke Vater Ellers nur vom Bettelſtabe, den ſie würde ergreifen müſſen; der armen Gertrud wollte die Bruſt zerſpringen, aber ſie tröſtete ihn, und ſelbſt hoffnungslos ſprach ſie doch ſo heilkräftige Sinnſprüche, daß der Alte Gott vertrauend ſich zu ſeinem Lager führen ließ. Und Gertrud ſchlich nach dem Garten, dem Herzen Athem zu geben und bei einer Linde, an der ein Kranz hing, zum Andenken an die früh heimgegangene Mutter, ſank ſie nieder in der innigen Andacht, die keine Worte hat. Ein leiſer Luftbauch flüſterte in dem verwelkten Kranze und wie Gertrude ſich erhob, glänzte der Neumond herauf über die Linde und erleichternde Thränen begrüßten ihn; denn Gertrud entſann ſich, daß die Mutter oft ſagte: es bedeute Gutes, wenn mit einem Blick nach vorwärts man zuerſt den Neumond ſchaue. Sie zeigte dem Himmel dankend die gefalteten Hände, holte ſich dann ſacht ihr Spinnrädchen und ſpann in der ärmlichen Stube bei ſchwachem Lampen-Schimmer für eine Nachbarin um kargen Lohn.

Da knarrte die Hofthüre, Gertrud ſprang auf, den treuen Haushund zu beſänftigen, daß er den Vater nicht ſtöre und „Fried' am Abend, Trudchen!“ ſagte Frau Brodel, die Wittwe des ſeeligen Küſters zu Freienſtein und ſchwatzte gleich weiter: „I du mein Himmelchen! wie ſitzeſt

Du so einsam am Erndtefeſtlein? Hab' ich Dich doch geſucht unter den Kranz- und Tanz-Jungfrauen, aber nirgends war Gertrude Ellers!"

Gertrude zog die Alte ſtill zum Lindenbaume: „Setzt Euch, Mutter Brodel!" ſagte ſie dann, trocknete ſich abgewandt die Augen, und als die Alte ihre erſte Rede wiederholte, ſprach Gertrud: „Wie ſollt' ich Muth zur Freude haben", —

„Glaube!" — tönte es leiſe dazwiſchen. —

— „was ſoll mich erretten —?"

„Liebe!" haucht' es.

„Mich ziert nur der Todtenkranz!"

„Hoffnung!" ſprach es; Gertrude ſah ſtarr in die Wolken und die Alte rief:

„I du liebe Mondſucht, Du haſt ja eben ſelbſt Deinen Troſt mit ausgeſprochen: Glaube, Liebe, Hoffnung! Das iſt ein helfend Geſchwiſter-Kleeblatt, hat mein Seliger geſagt."

„Habt Ihr's denn auch gehört? Ich ſagt' es nicht!" heimlichte Gertrud und ein Schauer durchflog ſie.

„I, freilich kam's von Dir! Und nun ſetz' Dich, ich habe was mitgebracht zu leben und zu hoffen!" Und die Alte packte allerlei Eßwaaren und ein Fläſchlein Kirſchwein aus.

„Schon vom neuen, und ein Geſchenk von Eurem Schulzen!" — plapperte ſie dazwiſchen. — „Ich hab' ihm aus dem Nachlaſſe meines Seeligen noch eine ſchöne Ernte-Rede herausgefunden; — ja, den ließen ſie faſt verhungern und nun wird er überall gemißt! Hätten ſie ihm bei Lebzeiten ordentlich zu eſſen gegeben, er hätte gewiß noch viel zuſammen gedichtet, aber das Stiefel-Befehlen brachte ja mehr ein! — Na, jetzt komm' und trink' eins!" —

Gertrude nahm das Glas, und fragte, halb nach dem

Hause gewandt, mehr mit den Augen als den Lippen: „Darf ich —?“

„I freilich, Schöntaubchen! Vater Ellers soll sich gesund trinken; aber komm' bald wieder, ich habe Dir Gutes zu sagen.“

Gertrude trug sorgsam das volle Glas zum Vater, sprang dann eilend zurück und die Alte erzählte mit geschwätziger Lust der Ueberredung: wie der Schulze die Familie Ellers so lieb habe und gern die schlechten Umstände verbessern möchte. Darum wolle er die wüst liegenden Felder, allerdings für ein Billiges, kaufen, und als Gunst künftig den Garten am Hause und eine nahe Hufe alljährlich bearbeiten lassen, damit doch Vater und Tochter für die äußerste Noth geschützt wären.

Gertrudchen hatte ein klein wenig genippt, war auch so herzensfroh, daß sich Menschen einmal um ihr Elend bekümmerten, und sie sagte kindlich: „Vielen Dank Euch, Mutter Brodel; ich will in guter Stunde dem Vater Alles vorbringen, und er wird's gewiß gut heißen, denn wir sind in großer Angst um den Winter.“

„Ja, dann seyd Ihr die Angst los,“ fiel Frau Brodel ein; „und Gott wird weiter helfen!“ sprach Gertrude mit einem Thränenblicke zum Himmel, „er weiß ja, wie ich leide!“ Und sie wurde noch andächtiger, als plötzlich am Gartengehege draußen ein Vorübergehender sang:

„Gram und Aengsten kann nicht frommen,
Gott vertheilet Freud' und Leid,
Jedem Schmerz muß Hülfe kommen,
Gott nur weiß die rechte Zeit!“

Und da that Frau Brodel einen heftigen Schrei. „Was ist Euch?“ fragte zitternd Gertrude.

Frau Brodel aber zitterte auch, konnte weit hinaus starrend, lange keinen Laut von sich geben, endlich stammelte sie: „Sahst Du nicht das Gespenst?“

„Alle Heiligen!“ flüsterte Gertrude und drückte sich ganz zusammen; „wo denn? wo?“

„Es ist vorüber! Bedeutet auch Glück!“ erwiederte zähneklappernd die Alte. „Es war das Männlein mit dem Schlackhute; nur nach Dir hat er gesehen, Ihr werdet Fülle erleben, gedenkt mein, wenn Euch wohl ist!“

„Ach, wie bin ich erschrocken!“ lispelte Gertrud und sah immer scheu herum; aber — erzählt mir doch, Frau Brodel, wer ist —“

— „Der Mann mit dem Schlackhute?“ fiel die Alte ein; „das will ich Euch sagen, laßt mich nur einen Geisterspruch still ausbeten.“ Sie murmelte in sich hinein, immer heimlicher ward Gertruden und endlich war Frau Brodel wieder laut:

„Es lebte vor vielen, vielen Jahren ein Rittersmann, der hatte in theurer Zeit den Kaufleuten viel Korn geraubt, hielt es an sich und war schnöde mit der Armuth, gedenkend er wolle endlich um gar hohes Geld losschlagen. Und es gab Gott eben darauf den Feldern so volle Segnung, daß die Frucht fast um nichts gekauft ward. Da ließ der Rittersmann im Grimme all seinen Vorrath verbrennen und fluchte der Witterung: weil sie ihn um den Genuß seines Raubes brachte. Und da trat ein wahnwitzig Weib, das ihre Kinder in der Nothzeit hatte verhungern sehen, auf ihn zu an den Feuerhaufen und stierend sagte sie ihren Spruch:

„Die Kinder wollten Brod,
Kinder sind todt!
Du hast kein Herz für Noth,
Ritter, bist todt!
Hört, wie die Kinder schrei'n:
Kinder, bleibt todt!
Ihr Gräber laßt mich ein!
Mutter ist todt.“

Und sie stürzte sich in die Flammen vor den Augen

des Ritters, dessen Athem plötzlich stille stand und aus der Gluth sprach es: „Du bist verflucht und sollst als Gespenst auf der Erde wallen, bis du tausend Menschen vor dem Hungertode gerettet und reich gemacht hast durch volle Scheunen. Und so wandelt er um und hat die Kraft, Regenströme über die Fluren zu rufen, er selbst aber zieht trocken durch die furchtbarsten Wetter, von seinem Hute geschützt, und wo er erscheint, weist ihn Niemand ab, denn er ist, elend und reuig, ein Bote des Glücks."

Und wie Frau Brodel also erzählt hatte, ward Gertrude des Vertrauens voll und meinte: es möchte vielleicht gerathener seyn, die wüsten Felder nicht zu verkaufen und die gute Alte stimmte bei und wollte dem Schulzen einstweilen absagen. So schieden sie und Gertrud schlich furchtsam zu Bette.

Aber der Schulze sah seinen Plan ungern gestört, lachte die Frau Brodel aus mit ihrem Ammenmährchen und sann auf andre Wege. Er hatte einen Sohn, Ruprecht benannt, der war Soldat und zum Besuche im Dorf; er machte sich von nun an mit Gertrud zu schaffen, die nach dem siebzehnten Jahre sich in leidender Schönheit entfaltete. Sie aber mochte den wüsten Kriegsgesellen nicht leiden und verlebte angstvolle Stunden, denn Vater Ellers ließ sich gern von ihm erzählen und so kam er oft in die Hütte. Und die Abende wurden schon lang, da saß er einst auch bei ihnen, zeigte seinen Abschied und forderte Gertrud zum Weibe und die Wirthschaft zur Mitgift; damit sie in Ordnung käme, wollte der Schulze eine Summe hergeben. Und Vater Ellers war dessen wohl zufrieden, aber Gertruden bangte bitterlich; da begann Ruprecht Spott zu treiben, wozu er den Mann mit dem Schlackhute hernahm, auf den Gertrud wahrscheinlich hoffte. Die Arme beugte sich still in ihrem Jammer und mußte ihn lange aushalten, da eben das letzte Gewitter des Jahres furchtbar heraufgezogen war und

den Ueberläſtigen in der Hütte feſthielt. Und fort und fort ſpottete er der Erſcheinung, wollte auch einmal um Mitternacht in den Garten gehen, um das ſaubere Geſpenſt auf Soldaten-Manier zu begrüßen, daß ihm ein Wiederkommen nicht einfallen ſolle, da ging, bei heftigem Donnerſchlage, plötzlich die Thür auf und ein trat der Mann mit dem Schlackhute.

„Wollt Ihr mich —?" ſo begann die Erſcheinung — der nichts von den Wettergüſſen abzumerken war — aber ehe noch ein Wort weiter erklang, lag des Schulzen Sohn zitternd auf ſeinen Knieen und ſtammelte: „Alle guten Geiſter —!"

„Loben Gott den Herrn!" endete die Geſtalt, winkte dem Knieenden nach der Thüre zu, und ſo raſch als ſein Entſetzen es erlaubte, war Ruprecht hinaus.

„Wollt Ihr mich wohl beherbergen in Eurer Scheune?" fragte der Eingetretene zu Vater und Tochter, die mit gefalteten Händen ſich zurückgedrängt hatten, und Gertrud war die Erſte, die mit dem Kopfe nickte auf die Frage. „Fürchtet Euch nicht," ſprach es ſie weiter an; „ich mein' es gut, Vater Ellers! In Eurem Eigenthum birgt ſich ein Schatz, ich denk' ihn zu finden, wenn ihr vergönnt, daß ich Euren Garten bearbeite in den Nächten, wo der Mond waltet. Sprecht nur: Ja!" — und leiſe that Ellers alſo; da war die Geſtalt wieder hinaus. Doch Vater und Tochter hatten kaum den Muth, über das Abenteuer zu ſprechen, ſchlaflos verbrachten ſie die Nacht und nur mit dem Lichte der Sonne erhob ſich ihr Muth.

Gertrude wagte in der Scheune ſich umzuſehen, da lagen Garben aufgeſchichtet und in einer Ecke war ein Lager von Moos und Blättern; und mit leiſem Schauer ſchlich ſie wieder von dannen, dem Vater zu berichten. Und allnächtig mehrten ſich die Garben und deutlich ſah man die Spuren wie die Herbſtarbeiten im Garten geſchahen. Und

eines Morgens trat bescheiden ein junger Bauersmann in Ellers Stube und sagte: „Ich bin der Knecht, den Ihr berufen habt und da ist das Päckchen, welches ich Euch übergeben soll.“ Der erstaunte Alte mochte noch so oft wiederholen: er habe keinen Knecht bedungen; der Angekommene bewies durch eine Schrift: daß er auf ein Jahr in seinem Dienst und dafür schon bezahlt sey, und in dem Päckchen waren Goldstücke. Da wurde es lebendig auf der Tenne und bei dem freudigen Taktschlage der Dreschet gesundete Vater Ellers immer mehr und der Knecht war tüchtig in der Wirthschaft, aber still und in sich gezogen bei dem Gespräche und nimmer daheim in der Nacht. — Die Nachbarn im Dorfe sahen, wie es auf dem Gehöfte Ellers wieder arbeitsam wurde und Frau Brodel erfuhr von Gertrud den Zusammenhang, der ihr Stoff gab, überall die Kunde vom Mann mit dem Schlackhut zu bekräftigen; aber die Bauern schüttelten die Köpfe, mancher murmelte: „Es geht mit dem Bösen zu!“ und Ruprecht regte tückisch den Verdacht immer mehr an.

Der Winter war vorüber; zur Arbeit in's Feld rief der Frühling, mit jedem Morgen sah man die Hufen Ellers weiter bestellt und sich kreuzend zogen die Bauern an ihnen vorüber. Frau Brodel aber ward von der Neugier geplagt, und da dem Knecht nichts abzuforschen war, beredete sie Gertruden, daß sie, wenn des Morgens Dämmerlicht den Mond verdrängt und vor dem ersten Hahnenschrei, wo die Geister von hinnen müssen, hinausschleichen wollten auf das Feld, um selbst zu gewahren. Und es war nun die Säezeit, als Gertrud nachgab; wie sie hinaus kamen, bargen sie sich hinter Schleengebüsch und sahen zwei Gestalten durch die Furchen eilen, den Saamen werfend nach allen Seiten.

„Die Sterne scheiden, laß uns auch fort!“ sagte der Mann mit dem Schlackhute, der eben mit seinem Gefährten den Lauschenden nahe war und von diesen erkannt wurde.

Und die Männer gingen langſam auf die Trümmer der Burg Freienſtein zu; Frau Brodel betete Ave's und zog die zitternde Gertrud nach. Immer vor ihnen wandelten die Geſtalten und verſchwanden endlich dicht an dem Berge, der die Ruine trug. Frau Brodel ſuchte und ſuchte, aber nirgends ward ein Eingang gefunden, doch hörten Beide dumpfes Wiehern und Stampfen von Roſſen, und mit geſträubtem Haar zog Gertrud die Alte zurück; da ſtand plötzlich der Mann mit dem Schlackhute vor ihnen und die Späherinnen fielen nieder. Die Geſtalt aber warf ihnen raſch etwas entgegen und die nicht aufzublicken vermochten, ſpürten, wie plötzlich ein dumpfes Dröhnen durch den Erdboden ſchlich und als ſie endlich die Augen zu erheben wagten, waren ſie allein und Beide ſo erſchrocken, daß ſie lange nach Erholung ringen mußten. Da trat die Sonne an fernen Bergesgipfeln hervor und es blitzte auf dem Graſe; Frau Brodel griff raſch zu und ſammelte Goldſtücke, welche der Mann mit dem Schlackhute den Späherinnen hingeſtreut hatte; das Gepräge war aus uralter Zeit und längſt verſchollen und ſchmunzelnd ſagte die Alte: „Siehſt Du, Trudchen, wie Alles ſo wahr iſt!“ Doch Trudchen war eingeſchreckt und wollte von dem Abenteuer nicht gern reden.

Und der Knecht, Friedhard benannt, arbeitete rüſtig in Elleks Hauſe, nahm auch andre Gehülfen an. Er war freundlich und zuvorkommend überall für Andre, für ſich ſchien er nichts zu wünſchen und ein tiefer Zug wehmüthigen Schmerzes umdunkelte ſtets die redliche Klarheit ſeines Antlitzes. Gertrud, die wohl bemerkte, daß ſchwerer Kummer ihn drücke, konnte es nicht verhindern, daß ihre Augen oft antheilsvoll ihn ausſpähen wollten, ſie verſuchte es ſogar mehrmals ihm Sinn und Herz zu entlöſen von dem Drucke des Lebens; er dankte innig, ſah ſie bewegt an und mühte ſich deutlich ſeines Geheimniſſes Herr zu ſeyn; ſo erwiederte

er zuletzt mit: „Erst muß Gott helfen, eh' Menschen es können.“

Gekommen war nun die Zeit der Ernte, reich gefruchtet hatte der Allmacht Segen in den Saaten auf Ellers Feldern, nicht Raum genug gaben die Scheunen für die Fülle des Guten. Aber im ganzen Dorfe ward auch immer lauter das Gerede: Ellers und seine Tochter seyen verbündet mit dem Bösen. Darüber mußte Gertrud viel schlimme Worte hören, oft saß sie in ihrem Gram versunken. Und als sie an einem Frühmorgen bei der Gartenlinde lehnte und den Todtenkranz für die Mutter mit Thränen netzte, da schwankte, von Gertrud still gesehen, am Gehege abermals der Mann mit dem Schlackhute vorüber und in demuthsvoller Rührung sang er:

„Will der Menschen Bosheit siegen,
Zagt das Herz, von Trug umstellt,
Muß es nur an Gott sich schmiegen:
Er ist ja das Herz der Welt!“

„O Du lieber, lieber Greis!“ lispelte Gertrud, „wie herrlich tröstest Du; o könnt' ich Dir jemals danken!“ Doch die Gestalt schien nichts davon zu vernehmen und die Jungfrau ergriff nach einigem Sinnen ermuthigt ihr Tagewerk. Und wie sie dem Vater eben Milch zum Morgenessen brachte, trat bescheiden Friedhard ein, angethan wie Einer, der reisen will; Gertrud sah es durchbebt und der Knecht sprach: „Vater Ellers, Eure Wirthschaft ordnet sich, Gott hat Euch wieder so viel Gesundheit gegeben, daß Ihr schon selbst nach dem Rechten seht, und der Himmel mehrte Euer Gut so weit, daß die Sorge nicht an Euch nagt. Darum vergönnt, daß ich mit Leid von Euch Abschied nehme.“ Also sprach beklommen Friedhard; Vater Ellers wurde sehr traurig und bat viel, Gertrud aber vermochte nicht zu bitten noch zu reden, ihr unbewußt perlten Thränen über ihr erbleichtes Angesicht. Friedhard konnte auf des Alten Zu-

reden auch nicht viel erwiedern und sprach nur Beide an: sein Schicksal ihm zu erleichtern dadurch, daß er still scheiden dürfte. Und als nun kein Wünschen von des Vaters Lippen, kein Sprechen von Gertruds Augen den Entschluß Friedhard's hinderte, da stützte sich Ellers auf seine Tochter, um den Lieben mindestens zu geleiten, so lange es die Kräfte zu ließen. Immer klagend schritt der Alte, stumm trauernd Gertrude; der Scheidende begann vielmals zu reden, schwieg wieder und strebte gewaltsam nach Luft für ein gepreßtes Herz. Und wie sie außer dem Dörfchen an einem Wiesenbache standen, wo man die Burgtrümmer Freienstein und das Dorf Kalbach sieht, sank Friedhard auf seine Kniee und bat: daß Ellers für ihn beten möchte zum Abschiedsgruße; und der Alte nahm sein Mützchen ab, rief Gott an: daß er seinem Wohlthäter auf allen Wegen Heil geben möchte und „Amen!" stammelte Friedhard. Und wie er sich erhob, sagte Gertrude endlich schüchtern: „Von mir könnt Ihr wohl gar nichts wünschen?" Da sah Friedhard freundlich und rasch zu ihr, hernach lange auf ein Vergißmeinnicht, das vor ihnen stand, dann schwebten seine Blicke wieder zu ihr und endlich gen Himmel; mit glühender Hast eilte er nun fort und wandte sein Auge nicht mehr. Aber Vater und Tochter schauten weinend ihm nach, bis er auf einer fernen Höhe verschwand.

Kaum ward es im Dorfe laut, daß Friedhard, der bösem Leumunde schreckend zu begegnen müßte, von Ellers geschieden sey, da zeigten auch die Zungen der Tücke sich kühner; der Schulze und sein Sohn Ruprecht sprachen von nichts als Teufels-Bündnissen, nannten Gertruden eine Hexe und der Drangsale viele wurden ihr angethan. Das Erntefest kam, und als die wenigen Vernünftigen im Dorfe Gertruden zur Kranz-Jungfrau vorschlugen, erhob sich ein lautes Gelächter, daß die Arme, der Alles boshaft hinter-

bracht wurde, auch an diesem Freudentage in Schaam und Kummer einsam blieb.

Der fröhliche Zug bewegte sich um das Dorf, die Kränze, von flatternden Bändern umspielt, wogten durch den Gedrang bis zu dem geschmückten Tanzplatze des Dorfes und „Nun danket alle Gott!" durchscholl die Lüfte. Doch ehe sich nun Alle zu muthwilliger Lust zerstreuten, trat der Schulze in den Kreis und hielt eine Rede des Inhalts: wie es ferner nicht zu dulden sey, daß die erschrecklichen Geschichten, welche, durch satanische Hülfe, in Ellers Hause geschähen, sich verheimlichten und das Gericht Gottes aufforderten; er müsse deshalb auf eine Verweisung der Schuldigen antragen, er wolle sie nach dem nächsten Gerichts-Amte senden und habe dazu das Zeugniß der Aeltesten im Dorfe nöthig. Indem er nun mit zuredenden Gründen in seiner wohl eingelernten Rede weiter schwatzte, bekam er plötzlich einen derben Schlag auf die Schulter und: „Seht Euch doch einmal um!" rief es neben ihm. Ein Blick nach rückwärts zeigte dem Schulzen den Mann mit dem Schlackhute und neben dem stand ein gar vornehmer Herr, mit Orden geziert.

Wie versteint sah die ganze Versammlung nach den beiden Gestalten. „Holt sogleich den alten Ellers und seine Tochter!" gebot der vornehme Herr, und in tiefster Unterthänigkeit wollte der Schulze selbst nach ihnen eilen. „Mit dem ganzen Ernte-Zuge soll es geschehen!" sagte der Herr weiter; „ich gebiete im Namen des Fürsten!" Und von Neuem durchzog man das Dorf und der fremde Herr bat selbst Gertruden, daß sie den Erntekranz trage, und der Alte mußte geführt werden von dem Schulzen und seinem Sohne. Zitternd und angstvoll that Gertrude, wie ihr geboten war; sie und der Vater hofften nicht auf Freude.

Mit neugieriger Erwartung kam so der Zug wieder zum Tanzplatze; da stand, tief in sich gekehrt, der Mann

mit dem Schlackhute noch auf derselben Stelle, und wir Alle ihn nun umkreist hatten, warf er Hut, Bart und Maske, Mantel und Stab von sich; „Friedhard!“ riefen Alle; „lieber Friedhard!“ grüßten Ellers und Gertrud. Da erzählte Friedhard ernst und schlicht:

„Ich bin Friedhard Lanburg, der Sohn des Mannes, der sich an Euch, Vater Ellers, so schwer versündete. Fern mit dem Kornhandel beschäftigt, hörte ich erst spät von dem Unheil und der Schmach, die durch das Vergehen des Vaters auf mir und einem jüngeren Bruder lastete, sah dann auch Euer Elend. Da nahm ich das Wenige, was ich mir erworben hatte, und wollt' Euch helfen; weil ich aber fürchtete, Ihr würdet von dem Sohne Eures Feindes nicht Hülfe annehmen, benutzte ich die Sage, welche in unsrer Gegend von Mund zu Mund forterbt, schaffte mir dies Gewand, und da Ihr auf Eure leeren Scheunen nicht Sorge zu wenden hattet, trat ich früher schon, ehr ich Euch meine Dienste anbot, vom Dorf-Eingange oft in die Scheuer am Garten, belauschte oft Gertrud, wenn sie weinte, und flüsterte ihr Trost zu durch Wort und Lied; dort hatte ich auch mein Gewand und konnte so leicht den Ruprecht wegschrecken, von dem Trudchen geplagt wurde. Bevor ich aber wußte, daß es mir gelingen würde, in Eurem Hause aufgenommen zu werden, entdeckte ich einen unterirdischen Gang in der Trümmer Freienstein; hier hatte ich zwei Pferde verborgen, mit denen ich Eure Aecker in den Mondnächten bearbeitete, unterstützt von meinem Bruder. Und als ich eines Morgens aus diesem Gange mich entfernen wollte, sah ich am Boden Goldstücke blinken, da, wo die Pferde gescharrt hatten; ich grub nach und fand einen reichen Schatz. Um nun genauer zu prüfen, was er enthalte, nahm ich eine Handvoll der Stücke, und wie ich hinaus trat, sah ich mich belauscht, warf erschreckt und um Zeit zu gewinnen, das Geld der Frau Brodel hin und sprang in

den Gang hinab. Ich arbeitete nun bei Euch, bis die Frucht herein war, dann eilte ich nach unsers Fürsten Schloß, um ihm den Schatz, als sein Eigenthum, anzuzeigen. — Euch, Vater Ellers, erinnere ich nicht gern an Euer Unglück, vergebt es mir!" — Und Ellers ging tief gerührt zu ihm, nahm seine Hand und drückte sie an sein Herz. „Ach guter Gott!" sagte Friedhard und weinte bitterlich; „ach! lieber Ellers, liebe Gertrud, wenn Ihr doch auch meinem Vater vergeben könntet!" — Und Gertrud war ihrer nicht mehr mächtig, der Erntekranz entsank ihrer Hand und an Friedhard's Brust stammelte sie: „Weint doch nur nicht!" —

„Gertrud!" rief Friedhard erglüht, drückte sie an sein Herz und sah dann scheu auf den vornehmen Herrn. Der trocknete sich die Augen, trat hinzu, vereinte die Hände Beider und sprach: „Gott hat Euch gesegnet, Ihr liebt Euch, Ihr werdet glücklich seyn! Friedhard's Vater ist frei, der Schatz ist Euer und Gertrud Königin des Erntefestes; ich will es, Euer Fürst!"

Friedhard umfaßte die Knie des guten Fürsten, auch Gertrud und Ellers sanken vor ihm nieder; die Andern standen in großer Ehrfurcht. Und Gertrud war Königin des Tages und eine glückliche Hausfrau immerdar.

Bikar Aswoe.

Das Mißlingen vieler, nicht eitler, Hoffnungen machte den armen Vikar Aſwoe verzagt, und als nun eine ſehr ergiebige Pfarrei der Grafſchaft Yorkſhire — bei welcher er lange die Dienſte verrichtete, während der Pfarrer Stenly die Einkünfte zog — durch deſſen Tod erledigt wurde, hatte er nicht den Muth, ſich die gute Stelle zu erbitten. Er kannte freilich auch keinen Gönner, und ſah gar Viele werben, denen alle Wege gleich galten; deshalb verzagte er und ſtrebte nicht nach dem Ziel, welches alle ſeine Wünſche befriedigen konnte. Ach! er fürchtete, eine neue fruchtloſe Bemühung möchte ihm die Menſchen, deren Kränkungen er ſo oft überwinden mußte, wohl gar verhaßt machen; und dieſer Gedanke war ihm ſo ſchrecklich, daß er jede Bekanntſchaft vermied, damit nur ſeine Menſchenliebe nicht noch mehr erſchüttert würde. — Bald kam nun auch die Nachricht: daß der jüngſte Sohn eines Lords die Pfarrei beziehen würde; und zugleich mit dieſer Anzeige, die er wehmüthig lächelnd anhörte, empfing er einen Brief von ſeiner Schweſter, die ihm meldete: daß ſie Wittwe geworden ſey und mit ihren vier Kindern keine andere Zuflucht habe als ihn. Der gute Aſwoe konnte mit einer jährlichen Einnahme von dreißig Pfund kaum ſelbſt nothdürftig leben; aber er zögerte nicht mit dem Entſchluß: daß er mindeſtens alle Kräfte aufbieten wolle, die Schweſter und die vaterloſen Kleinen dem Hungertode zu entziehen, und ſo ſchrieb er zurück: ſie ſollten kommen und für ihr Unglück ein mit-

fühlendes Herz, für ihren Mangel ſeine ganze geringe Habe finden. — Da ſah er ſich nun in ſeiner engen Wohnung um, wo ſich die fünf Lagerſtellen wohl finden möchten; aber es ſchien unmöglich, wie genau auch jeder Raum gemeſſen wurde. So mußte er auf den Gedanken kommen, die beiden jüngſten Kinder — eines war zwei, das andre noch nicht ein Jahr alt — in kleinen Hangebetten über dem Nachtlager der Mutter zu wahren; dazu kaufte er einen alten hölzernen Kaſten aus dem Nachlaß des verſtorbenen Pfarrers in der Auktion, und ging dann ſelbſt an die Arbeit, die Bretter für ſeinen Zweck benutzend. Und während er nun emſig beſchäftigt war, fand er bei dem Zerlegen des Kaſtens einen doppelten Boden und zwiſchen demſelben lagen fünfhundert Pfund in kleinen Banknoten. Erſchrocken ſah Aswoe dieſen Reichthum an und bedachte erſchüttert: daß dies faſt ſo viel ſey, als ſein ganzes Einkommen in zwanzig Jahren, und er damit ſeine unglücklichen Verwandten, die nur Noth mit ihm würden theilen müſſen, lange ſorglos ernähren könnte. „Herr, führe uns nicht in Verſuchung!“ ſtammelte er endlich, und eilte dann fort zu den Erben, die faſt zwei Meilen entfernt wohnten, ihnen das Gefundene zu überliefern. Selber ſchon reich genug, empfingen die Erben eine Summe, die den guten Aswoe viele Jahre dem Elend entzogen hätte, mit leichtem Dank und der Vikar kam ermüdet heim und beſchämt von dem Gefühl, daß er in ſeiner Noth doch ein wenig darauf gehofft habe: man werde ihm einen kleinen Theil der Summe darbietern. Er hatte ſchon mit ſich gekämpft, ob er ſie annehmen wolle? — und ſich überwunden, es um derer willen zu thun, die jetzt von ihm ihre Ernährung erwarteten; nun aber — zürnte er ſich ſelbſt, daß er für Rechtthun eine Belohnung gewünſcht hatte.

Die Geſchichte von dem Funde wurde durch die Erben ſelbſt bekannt, indem ſie die noch zu verkaufenden Geräthe

des Erblaſſers genauer unterſuchen ließen, und Viele nannten den guten Aswoe einen Thoren; der aber tröſtete ſich mit ſeinem Bewußtſeyn, zog ſich jedoch immer mehr in ſich ſelbſt zurück. — Mit der nothwendigen Einrichtung ſeiner Wohnung war er in Mühſeligkeit endlich fertig geworden und die neuen Ankömmlinge waren auf dem Wege; er wußte: daß die Schweſter die letzten Meilen zu Fuß machen wollte, und ging ihr, an dem Tage, wo er ſie erwartete, entgegen, um die Kinder tragen zu helfen. — Es war in dem Monat der Ernte; die Hitze mattete den Wanderer ab, und er mußte mehrmals ſich ausruhen. In einer weiten Ebene hatte er endlich wieder einen Ruheſitz erreicht auf einem Stein, der zur Grenzmark an Kornfeldern diente. Der kräftige Duft von den reifen Aehren erfriſchte ihn; doch ſein Geiſt verſank in Erinnerungen, die ihm faſt nur — Entſagungen waren. Vor Allem ſchmerzlich ergriff ihn jetzt, da er eine Familie in ſeine Hütte führen mußte, der Gedanke an eine holde, geliebte Jungfrau, die er zuweilen bei dem Pfarrer Stonly ſah und ſprechen hörte, aber in ſeiner erkannten Liebe bald ſo vermied, daß er nicht einmal wußte: wer ſie ſey, und nur ihren Vornamen, Maria, kannte. Wie hätte er auch wagen können, freiwillig ein geliebtes Weſen mit in ſein Elend zu ziehen! — Voll trüber Ahnungen ſaß er da und rang vergebens mit den Bildern ſeiner Schmerzen, bis er endlich, um gewaltſam ſich los zu reißen, ſein Taſchenbuch ergriff, das mit ſeinem Inhalte — den Klagen und Erheiterungen in ängſtlichen Stunden — ihm oft Vertrauter war und Tröſter wurde. Er fand auf der zuletzt beſchriebenen Seite ein Sonett, den Ausbruch ſeines Gefühls, als ihn zuerſt die Nothwendigkeit, fünf liebe Menſchen ernähren zu helfen, mit erdrückender Sorge befiel; und noch in ähnlicher Stimmung las er:

Was kann ich mehr, als gern mein Blut verſprützen,
Was mehr, als duldungsvoll im Joche weilen?

Der Kindlein Noth muß vor Verzweiflung schützen,
Und nicht die Lieben soll die Klag' ereilen.

Was könnt im Sturm mir auch die Klage nützen,
Die Pflichten darf ich doch mit Keinem theilen:
Und der die Bürde gab, wird mich auch stützen,
Der mich mit Weh bedrängt, wird es auch heilen.

Nur wenn ich völlig nieder bin geschlagen,
Dann, o mein Gott! will ich in Demuth fragen:
Wo ist das Glück, das du auch mir verheißen?

Im Geist seh' ich dann schon die Fesseln reißen:
Und darf, weil endlos Leid ich hier getragen,
Auch endlos Vaterhuld zu hoffen wagen.

Ein heimlich Grauen sprach ihn jetzt an aus dem Gedicht; es war der Eindruck, den die Heimlichkeit der Natur um ihn her und die Segensfülle der Felder im Contrast zu seinem Kleinmuth, erregte! Er fühlte den Frevel, mit dem er den Glauben verloren hatte: daß auch für ihn der Weg nicht immer durch Nacht sich winden könne, so er nur redlich den Ausgang suche und nicht dem Dunkel sich hingebe, bis sein Auge erblinde für das Licht, welches dem muthigen Pilger nimmer entgehen kann. Und wie ein guter Mensch gar leicht und schnell mit Allem im Leben versöhnt ist, wenn er eben selbst sich der Fehler anklagen muß, so gewann auch Aswoe den Frieden der Wehmuth, der, ob er auch keine Hoffnungen kennt, dem Allvater doch ein Herz voll Vertrauen bewahrt. Stillen Sinnes schritt er so weiter, mit einem Blick des Dankes auf die Stätte, wo ihn der Herr gewürdigt hatte, ein Unrecht einsehen zu können. — Nachdem er abermals eine Weile gegangen war, kam ein Wagen daher, und Aswoe grüßte, nur bescheiden hinsehend, die Vorüberfahrenden, als ihn der freudige Ruf: „Das ist er!" aufmerksam machte und nun lächelnde Lockenköpfchen ihm entgegen riefen: „Der Onkel! der Onkel!" — Es war seine Schwester, die mit den Kindern im Wagen saß; ein

fremder Herr war mit ihnen, der ließ anhalten, fragend: ob er der Vikar Aswoe sey? — und nach der Bejahung ersuchte er ihn, mit ein zu steigen und Platz zu nehmen, so gut es gehe; er wolle sie sämmtlich nach ihrem Wohnort fahren. Aswoe's abwehrende Höflichkeit wurde durch Zureden und seine Ermüdung beruhigt und mit einem inneren: Gott Lob! folgte er, die Verwandten liebevoll begrüßend, dem gefälligen Erbieten. — Der Fremde fragte unterwegs viel, und erwähnte: daß er schon von der Schwester, die er, mit den müden Kleinen, eine Meile von da aufgenommen, über seine drückende Lage unterrichtet worden sey; meinte aber: vielleicht falle Fortuna von der Kugel ihm doch auch einmal in's Haus; und bald im vertraulichen Gespräch erreichten sie unbemerkt den Flecken, wo Aswoe wohnte. — „Ich steige in der Pfarrei ab!" sagte der Fremde, „wo ist sie?" — Gewiß der neue Pfarrer! dachte jetzt Aswoe, bezeichnete das Haus und freute sich der Hoffnung zu einem so lieben Vorgesetzten. Bestärkt wurde er in seinem Glauben, als der Fremde ihn bat, mit in das Haus zu treten, weil er einen Auftrag an den Vikar mitbringe; und wie Alle im Zimmer, das schon neu eingerichtet war, standen, überreichte er ihm einen Brief. Aswoe las und gerieth dabei in solche Bewegung, daß er keines Wortes mächtig war, sondern nur starr und bebend den Fremden ansah. — „Ich gratulire, Herr Pfarrer! und freue mich, daß ich dies Mal die Rolle der Fortuna übernehmen konnte!" so sprach der Glücksbote, der kein Anderer war, als der berühmte, an Talent und Tugend so reiche, Lord Chatam, englischer Minister. Er hörte von dem Funde der Banknoten und dem dabei Vorgefallenen, erkundigte sich nach Aswoe, und als er nun von seiner Güte und seiner Armuth vernahm, bewirkte er für den schon bisher bestimmten Pfarrer eine andere und für Aswoe diese Stelle. Auch die Einrichtung der Wohnung war mit Jenem schon ausgeglichen,

und so stand der neue Pfarrer in seinem Eigenthum, seinem Wohlthäter rührend, aber fast ungeschickt dankend, weil er im ersten Augenblick der Wonne nur an Maria dachte: denn in demselben Zimmer hatte er sie zuerst gesehen. „Herr, erhalte mich in Demuth!" so rief er wiederholt, innig bewegt, aus und bat: daß er seine kleine Hütte mit den Verwandten, sey es auch nur noch für eine Nacht, bewohnen dürfe, um sie, die sonst seinen Kummer umschloß, jetzt mit Freude zu erfüllen. — Der Minister, dem bald mehrere zurückgelassene Diener folgten, fand sich so beseligt unter den Dankbaren, daß er einige Tage hier verleben wollte, und ein Paar Zimmer des Pfarrei-Hauses bezog; Aswee aber brachte die nächste Nacht schlaflos hin, einsam die Orte besuchend, wo einst Maria weilte; und er sann nur, wo er sie finden möchte, da von all' seinem Glücke ihm das Höchste war, nun unablässig an die Geliebte denken zu dürfen; denn daß jeder heitere Sonnenblick im Leben von einer düsteren Wolke bedroht wird, schien er ganz vergessen zu haben.

Die nächsten Tage vergingen in heiterer Thätigkeit, da Aswee sich zur Antritts-Predigt vorbereiten mußte; und der Ernst und die Freudigkeit, womit er sprach über den Text: „Darum lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden und zur Besserung unter einander dient!" erweckten die Gefühle des Redners auch in den Zuhörern, denen er stets ein milder Lehrer und ein strenges Beispiel war. Froh über den sichtlichen Eindruck seiner Predigt, trat er, nach dem Schlusse derselben, vor den Altar hin, in heiliger Andacht ein Brautpaar zu vereinen; aber wie vom Blitz getroffen und verstoßen aus dem Himmel seiner Träume stand er, als er in der herantretenden Braut — Maria erkannte. Bleich war ihr Antlitz, langsam und schwankend der Schritt, und ein Blick auf Aswee, dessen Entsetzen sich in allen Zügen aussprach, schien ihre Kräfte nur noch mehr zu lähmen. Ge-

waltsam drängte endlich Aswoe seine Besinnung zusammen, faltete die Hände, und betete in sich hinein: „Die in Leid wandeln und vergehen, sind schon für den Himmel erzogen!“ — und in hinreißender Gluth eines Märtyrers begann er die Rede. Mit nur schwer verhaltenen Thränen schilderte er das Glück der Ehe, das dem Paare werden könne; und auf die Höhe der Begeisterung ward er getragen, als er die Pflichten im Unglück und die sich selbst vergeltende That: für ein geliebtes Wesen zu leiden und zu dulden, mit dichterischen Bildern berührte. Im Innersten seiner kaum mehr mächtig, wollte er nun eben, schließend mit den Worten: „Die in Leid wandeln und vergehen, sind schon hier für den Himmel erzogen; die aber in Freude und Pflicht lebelang verharren, haben den Himmel schon diesseits erreicht!“ — die Ringe wechseln lassen. Da schwankte die Braut heftiger, und als sie nieder zu sinken drohte, ergriff Aswoe ihre Hand; plötzlich aber lag sie ohnmächtig in seinen Armen, und Aswoe, Alles vergessend, rief mit herzzerreißendem Tone: „Maria!“ — Bestürzung und Bewegung ringsum mahnten ihn an Selbstbekämpfung; nach Athem ringend legte er Maria in die Arme der Mutter und harrte aus auf der inneren Folter, bis die Braut sich erholt haben würde. Der Bräutigam begehrte unablässig: daß die Trauung ohne Zögern geschehe; da trat Lord Chatam, der auch in der Kirche war, herbei und Jeder machte ihm — der jetzt schon im Aeußeren den hohen Staats-Beamten kund gab — ehrerbietig Platz durch das Gedränge. Zu sehr Menschenkenner, um hier nicht ein Geheimniß zu errathen, sprach er mit Maria's Vater, der ein reicher Pachter war; er gab dem Ansehen des Ministers bald nach, als dessen Meinung sich dahin äußerte: daß die heilige Handlung wohl aufzuschieben seyn möchte, und es mußte dies um so eher geschehen, als in Maria das wiederkehrende Leben mit den heftigsten Ausbrüchen des Schmerzes rang. — Sie wurde

heim gebracht, und wie zermalmt sank Aswoe in der Sakristei nieder; Chatam eilte bald zu ihm, und nachdem ihm Aswoe die einzige Frage: „Habe ich richtig gesehen?" nur mit niedergeschlagenen Blicken und ausbrechenden Thränen beantwortete, sagte Jener: „Ich weiß genug!" — und ward auch hier der Vermittler, der Aswoe einführte in ein Paradies, wo Liebe nur mit dem Leben endet. Leicht entdeckte Chatam, daß auch Maria die geheime Neigung für Aswoe vergebens bekämpft, endlich aber dem Willen des Vaters zu einer Heirath nachgegeben hatte. Entsetzt, wie er, erkannte sie in der Kirche Aswoe als den, der den Segen über die erzwungene Verbindung aussprechen sollte; daß er vor wenigen Tagen Pfarrer geworden, hatte sie in ihrem Wohnort, einem entfernten Filial-Dorfe, nicht erfahren. — Aswoe und Maria führten fortan ein traulich Blüthenleben; noch am goldenen Ehefeste sprach er zur Gefährtin: „Die in Freud' und Pflicht verharren, haben den Himmel schon diesseits erreicht!" — und die Güte des Ewigen waltete über ihnen bis an's Ende, denn sie legten, im spätesten Alter, sich Beide im Monat November des Jahres 1790 zur Ruhe. Aswoe aber hinterließ die noch jetzt sichtbare Grabschrift: „Wie wir lebten, so scheiden wir im Glück, um es droben wieder zu finden, wo wir Gott anbetend schauen und dem edlen Chatam wieder danken können."

Die Rose.

1.

Nacht in der Seele ritt Winfried von Staffeld durch den Forst, die lichten Herbstblicke sänftigten nicht seinen Sinn. Er lebte daheim mit der Hausfrau sonder Liebe, weil er diese nicht zu wecken verstand; doch seine Eigensucht gab nur ihr die Schuld. Im Uebermuth von Grimm, der vernichten wollte, hatte er sein Schwert gezogen und hieb Aeste von den Bäumen, da schritt auf ihn an ein Jüngling, dem eine Theerbe über den Arm hing. „Grüß' Euch Gott, Herr Ritter!" sprach er, sein Barett in der Hand. Winfried dankte nur mit einem Zucken des Hauptes. — „Bin ich noch weit von Burg Wandeck?" fragte der Jüngling weiter. — „Was wollt Ihr dort?" — „Ich denke zu ziehen in's heilige Land und will Fräulein Gabriele von Wandeck bitten, daß sie mir erlaube, ihre Farbe zu tragen im Kampfe und sie zu preisen im Liede." Also sprach traulich der Jüngling und im Sturm des aufgeregten Gemüths schlug der Ritter mit dem Schwerte nach ihm; ein Blutstrahl floß über den schönen Jüngling und rufend: „Erlöser, nimm mich auf!" — sank er nieder.

Mit der gewissen Hölle im Herzen ward Winfried sich sein bewußt und starrte gedankenlos auf die That: doch plötzlich schüttelte ihn Grausen, er wandte sich ab und als stiegen hinter ihm Rächer aus der Erde, so jagte er vorwärts, bis er Staffeld erreicht hatte.

Dem Leben abgewandt, lag der Jüngling lange schon, und immer bleicher wurden die freundlichen Züge; da schritt Veronika, die Vielbetagte, in der Umgegend Waldmutter benannt, des Weges. Sie labte sich an der Natur und jede Freude ward Dankgebet zu Gott; da stand sie erschrocken vor dem Blutenden. Wie sie bebend die Hände faltete, vernahm sie leisen Klageton; geschäftig suchte sie kühlende Blätter, band sie mit Gürtel und Rosenkranz fest die Wunde und eilte nach der fern gelegenen Hütte. So rasch es greisige Kräfte vergönnten, kam sie zurück mit wirksamen Kräutermitteln und stärkendem Wein und der Jüngling erholte sich durch ihre unermüdliche Sorge. Die Sonne war gesunken, der Mond schon von dem letzten Wetter des Jahres wieder verdunkelt, da erst vermocht' es der Jüngling, sich schleichend von der Alten nach ihrer Hütte leiten zu lassen; zwischen ihre Tröstungen rollte der ferne Donner und sie sagte: „Du gehest dunkle Wege, Jüngling!" Er bekräftigte es nur mit mehrmaligem wehmüthigem Beugen des Hauptes und sank bald auf das Lager, welches ihm Veronika bereitete; sie betete für ihn und dem Pflegling ward ein langer, heilender Schlummer.

Doch Winfried konnte nicht schlafen, die Blitze der Sturmnacht glaubte er auf sich gezückt und die Stimme der Donner war ihm der Ruf: Mörder! „Ja, du bist Mörder!" so sprach fort und fort das geschwätzige Gewissen, der Gequälte ließ, bei den immer dichter werdenden Wetterschlägen, alle Burgbewohner wecken, und drängte sich in ihre Mitte, um mit seinem Verbrechen nicht allein zu stehen. Am Morgen jagte er wieder nach dem Forste, aber kaum sah er die blutgetränkte Erde, so floh er zurück, irrte zwischen Felsen und Wildniß auf den gefährlichsten Pfaden und als der Reiter ermattete, trug das Roß ihn spät heim, wo die Hausfrau sein in Aengsten wartete. So trieb er's mehrere Tage; da trat ihn an der Kaplan der Burg, ein

Mann, der den Geiſt Gottes und das Herz der Menſchen kannte. Er malte dem Ritter ſein Abbild mit Worten inniger Wahrheit, und lehrte ihm, daß die Himmelsblicke ſich ſonderlich wendeten zu denen, die verloren gehen könnten. Tief erſchüttert beichtete Winfried und der Diener des ewigen Geiſtes erhob den Gefallenen mit dem Stabe des Glaubens. „Büßet am Grabe des Erlöſers," ſagte er; „und wenn Ihr heimkehrt, werft Euch nieder vor dem Oberhaupte der Kirche, dem Ermächtigung ward, die höchſte Gnade zu ſpenden."

Gehorſam rüſtete ſich Winfried, und zog, nach bewegtem und liebevollem Abſchied von der Gattin, bald dem Heere Friedrich des Erſten nach, deſſen Sinn entſchloſſen war, Jeruſalem von Saladins Herrſchaft zu befreien.

Und Veronika, durch Erfahrung mit der Natur Heilkräften vertraut, geliebt und genährt von denen, die ihrer Kenntniß das eigene Leben oder das der Lieben dankten, war unermüdlich in Sorgen für den Sänger und ſein Leben erhob ſich allmählig, doch nur, um der Waldmutter die Pflege zu vergelten, denn ſie erlag den Anſtrengungen. Selbſt noch nicht geneſen durch die ſchwere Wunde am Haupte, oft und immer wiederkehrend der Erinnerungen und Gedanken beraubt, nahm er alle guten Stunden in Acht, der Kranken mit Erzählung und heiligem Geſang den Schmerz vergeſſen zu machen; ſie ſelbſt war vieler frommen Lieder kundig. Von früheren Tagen bis auf die Gegenwart war ihm der Zuſammenhang des Lebens nicht deutlich: daß man ihn Siegmund von Ello nannte, er einſt heiß liebte und den Tod im Kampfe für Chriſti Reich und ewige Liebe habe ſuchen wollen, das erfuhr aus laut geſprochenen Träumen Veronika. Und die Hülfreiche tröſtete Siegmund in ſeinem Trübmuthe, aber ſie wurde immer ſchwächer und vernahm: daß Gott ſie rief. Sie bereitete ſich, vor ihm zu erſcheinen, und ſah es als einen Wink von

ihm an, dem ihr gesandten Pflegling und Pfleger ihre Habe zu überlassen. Siegmund kniete mit nicht zu unterdrückenden Thränen an ihrem Lager, Veronika ergriff seine Hand, die Siegmund an sein Herz drückte. „Die Engel sind jetzt da!“ hauchte sie, sah mit schön lichtem Blick auf Siegmund und sprach dann vernehmlich:

„Drei Gestalten seh' ich wallen
Vor dem himmelvollen Geist:
Eine Rose seh' ich fallen,
Die Genesung Dir verheißt.
Dich erkenn' ich bei den Dreien!
Sonnenhell und rosenfarb'
Wird Dein Engel sich befreien,
Eh' noch Eins von Dreien starb.“

Siegmund stand durchbebt von dem Wohlklange der Stimme, da lehrte ihm nie gefühlter Schauer, daß ein Geist von ihm Abschied nahm.

2.

Düster und leidend durchlebte in der Waldhütte Siegmund den Winter, und sang zu der blutigen Theorbe die Stimmen seines Herzens, die nur ein Alter erlauschte, der früher für Veronika Kräutertränke bereitete und den der Sänger zu sich nahm, mit seiner Waltung zufrieden. Und es verkündete sich die Sage von dem Sänger und oft hatte er Mitfühlende, still verborgen, wenn er am Grabe Veronika's seinen Dank und sein Leid zum Himmel erklingen ließ. Und wie der Frühling wiederkehrte, Siegmund mit seinem Gesang weiter den Wald durchzog, ward die Sage immer lauter und Viele naheten sich und wurden erfreut, doch auch oft erschreckt, wenn steigendes Empfinden die Nachschmerzen seiner Wunde aufregte und ein ungeregelter Sturm von Tönen Siegmunds verwirrten Tiefsinn aussprach, mit dem er doch die Grausenden unwiderstehlich festhielt.

Bald hörte auch die Hausfrau von Staffeld von dem Unglücklichen, vernahm, wie er um eine Rose singe, die ihm

verheißen ſey und in ihrem Herzen ſprach Mitleid. Von ihren Dienerinnen begleitet, ſah ſie unbemerkt den Einſamen, wenn er in zerriſſenen Akkorden den Kampf des Inneren andeutete und immer unwiderſtehlicher waltete die Theilnahme der Lauſchenden in ihrem Inneren. Da nahte der Mai, des Jahres geliebteſter Schützling und im Burggarten auf Staffeld knoſpeten die Roſen; eine zumal entfaltete ſich ſo eifrig und ſchön, daß alle Schweſtern zurückblieben. Und die Hausfrau gewahrte die Eine und beachtete ſie täglich in ängſtlicher Sorgfalt, ohne ihre Gedanken ſich klar zu geſtehen. Und als ſie eines Morgens zu dem Gebüſche kam, nickte in voller Pracht die Roſe ihr entgegen; die Hausfrau hatte ſie gedankenlos gebrochen. Nach geringem Beſinnen ſchnell entſchloſſen, eilte ſie zu dem Pförtlein des Gartens hinaus und, als würde ſie von Unabwendbarem verfolgt, der Waldung zu. Verrätheriſch laut ſchlug das Herz als ſie erreicht war, und die Athemloſe mußte ſich erholen, da klagten nicht ferne Siegmunds Töne und löſ'ten ſich alſo im Geſange:

„Du holde Roſ' erſcheine!
O blüh' in's Leben mir!
Ich ſehn', ich hoff', ich weine,
Mein Allgefühl zu dir!
Ich ahne ſie und ſuche ſie,
Ich ſehe ſie und finde nie
Die holde Roſe!

Du, holde Roſe, blühe
Mir traulich an die Bruſt,
Dein Abbild pfleg' und glühe
Tief innen ich mit Luſt;
Es freuet mich, es breitet ſich,
Es dränget mich, es tödtet mich
Die holde Roſe!"

Der Geſang ſchwieg; einzelner wurden die Klänge, da ſchlich, mit zurückgehaltenem Athem die Lauſcherin heran

und hinab über eine niedere Blätterwand, hinter der, im Mooſe ſinnend der Sänger ſich lagerte, fiel die Roſe auf Siegmund, der nicht dieſe, wohl aber ein Rauſchen bemerkt hatte. Er ſah auf, doch die ſchon wieder Verborgene gewahrte er nicht und meinend: er habe ſich getäuſcht, ſanken plötzlich die Blicke auf die Blume, welche ſich in den Saiten der Theorbe feſthielt. Das tiefſte Leben in ihm wogte auf, in allen Pulſen ſchlug ſein freudiges Erſchrecken, als er die ihm wunderhaft gekommene Roſe wirklich erfaßte. Im gewaltſamen Entzücken hatte er ſich gehoben und entdeckte durch die Oeffnungen der Laubhülle das weiße Gewand der Flüchtigen. Als gälte es, von ſeinem Verhängniſſe für ewig Glück zu erringen, ſo trieb es ihn nach, im Rauſche der Empfindungen und ſein ſelber nicht bewußt. Angeſtrengter floh die Verfolgte und der Sänger erreichte ſie erſt auf der Wieſenflur nahe dem Burggarten; zitternd warf die Ereilte den Schleier nieder, als Siegmund ihr in die bittenden Augen ſah, mit faſt erſterbendem Ton „Gabriele!“ mehrmals wiederholend, lag er zu ihren Füßen, und aus der, im Wechſel der ihn überſtürzenden Gefühlskämpfe aufgeſprengten Wunde floß des Ermatteten Blut. Erbleichend ſtand Gabriele, doch von ſchnell wiederkehrender Kraft getragen, ſchwebte ihr Gang zur Burg, wo man ſie noch nicht vermißte und ihre Mahnung: „Hülfe! Hülfe!“ rief Alle heraus. Sprachlos zeigte ſie zurück und Töne wie Feierklang und Schwanenlied halfen den Suchenden bald die Stelle finden, wo Siegmund mit Wonne und Ohnmacht rang.

Im Feſtgemache des Burgvoigts fand Siegmund ſich wieder; der geliebte Name war lange Zeit Alles was er ſprach. Ein viel berühmter Heilkundiger wurde aus der Ferne gerufen und der alte Diener der Waldhütte geholt, die Sorge zu theilen; denn Alle wollten helfen, da ſie den Sänger faſt als überirdiſch Weſen betrachteten in der

ſtillen Geſchiedenheit ſeines Lebens, die doch mit befreundeten Tönen zu den Menſchen geſprochen. Der Heilkundige erklärte das Aufſpringen der Wunde als ein Glück, denn zu roſch war ſie geheilt und innere Verletzung nicht beachtet. Es wurde nun der alte Diener darüber befragt; der berichtete, was ihm bekannt war, und bald zu Siegmund's Lager trat der Kaplan, dem ahnte: daß ſeines Ritters Schuld ſich mindre. Doch den Sänger ſelbſt zu erforſchen, war erſt nach vielen Wochen möglich, da aber gedieh ſein Geneſen ſo weit, daß er der früheren Ereigniſſe ſich deutlich entſann. Mehrmals beſuchte die Burgherrin indeſſen mit ihren Frauen den Kranken, ihre Gegenwart hatte ihn ermuthigt, doch ihr Bitten auch alles Anſtrengen durch Rede verhindert. Jetzt, da der Kaplan vor dem Lager ſtand und ihn erkunden wollte, hielt Siegmund die Frage nicht mehr zurück: „Wie lebt Gabriele von Wandeck?“ — Der Kaplan zögerte einen Augenblick, dann ſprach er: „Jüngling, noch kann ich nicht wiſſen, ob die Antwort Euch Wermuth iſt, aber Ihr ſcheint mir ſtarken Geiſtes.“ — „Ich kann dulden, frommer Vater!“ hauchte Siegmund; „ſprecht nur!“ — „Gabriele iſt die Hausfrau des Ritters von Staffeld;“ ſo berichtete ſanft der Kaplan, Siegmund ſchwieg nun auf alle Fragen und ſang nur leiſe vor ſich hin:

„Geneſung, Verweſung,
Wie nahe gebannt;
O Freuden und Leiden,
Wie innig verwandt!
Wohl dem, der ſein Wähnen
Nur Lüften vertraut;
Wohl dem, der in Thränen
Zum Himmel geſchaut!

3.

Der Kaplan vertraute jetzt Gabrielen, welcher Zuſammenhang mit der ſtürmiſchen Unruhe ihres Gemahls ihm glaubhaft und für deſſen künftigen Frieden bat er ſie, den

Jüngling um ſeine Geſchichte zu bitten. Gabriele, die ihr Denken vergebens anſtrengte darüber: Ob ſie den Sänger ſonſt geſehen habe? — ließ bei Siegmund zagend um Erlaub einer Unterredung anfragen, der in Demuth zu ihr eilte. Er nannte ſeinen Namen und mit beherrſchter Wehmuth erzählte er: wie er einſt, da er noch Knappe war, Gabrielen von Wandeck ſah, als ſie einen Turnier-Preis überreichte und wie er bei ihrem Anblick ſein Herz ihr ewig verheißen habe. Er begleitete Kaiſer Friedrich den Erſten zum Kampfe nach Italien, erwarb ſich die Ritterwürde und erzog ſich dort die Gabe des Geſangs. Da der Kaiſer nach dem heiligen Lande aufrief, wollt' er ihm folgen, zuvor aber die Heißgeliebte anflehen um das Vergönnen: für ihre Farbe zu ſiegen oder zu ſterben. — Gabriele ſah mit thränenumhülltem Blick auf Siegmund, der mit gefalteten Händen ihr dieſe Rührung dankte und dann erwähnte: daß er, nun vor mehr als einem Jahre im Sängerkleide durch den Forſt ſchreitend, einen Ritter nach Burg Wandeck gefragt und von ihm durch einen Schwertſtreich niedergeworfen ſey.

„Es iſt mein Gemahl, der dieſe That verübte und ſie jetzt abbüßt im Streite für den Heiland," ſo erklärte Gabriele. „Wohl ihm, daß Ihr noch lebt!" — Siegmund hütete ſchweigend ſeinen Gram und Gabriele ſprach weiter: „Gequält von Eiferſucht, ohne Urſache, hat ſein Grimm ſie gewiß in Euch zu finden geglaubt, da mein Herz, das durch Pflicht und Treue ihm gehört, nur durch den Willen meines Vaters ihm gegeben wurde."

„Gott ſend' Euch Glück!" ſo betete beklommen Siegmund, als eben, von dem Burgthurme herab, Hörnerſchall einen Fremden verkündete. Gabriele konnte den Unglücklichen nicht ſcheiden laſſen ohne Worte des Troſtes, da wurde ein Pilger angeſagt, der aus dem heiligen Lande komme. Und mit tiefem Entſetzen vernahm Gabriele: daß Winfried von Staffeld gefangen und in Saladin's Gewalt

ſey. In ſtummer Trauer ſtand die Gattin, da kniete vor ihr Siegmund: „Mich, mich laßt ſein Retter ſeyn; härmt Euch nicht, edle Frau, freut Euch mit mir, daß mir die Seligkeit wird, Euch zu erfreuen. Ihr ſollt ihn wiederſehen und mir, mir verdien' ich einen Dank von Euch!"

Nun wiſſend, daß ſein Leben noch einer That für die Geliebte gewürdigt ſey, ward es ihm wieder werth; Gabriele gab ihm alles Geſchmeide zur Löſung des Gefangenen, Siegmund ließ es, Tages nach Beginn ſeiner Pilgerfahrt, durch den alten Diener zurückbringen, eilte nach ſeiner Heimath, verkaufte die einzige Burg ſeiner Väter und, die Roſe als Talisman an der Bruſt, die Theorbe an der Seite, und die ganze irdiſche Habe bei ſich tragend, zog er raſtlos gen Paläſtina; nur völlige Ermattung vermochte ihn aufzuhalten. Durch das Heer der Sarazenen bahnte Geſang, die allgemeine Verſtändigung der Herzen, ihm den Weg zu Saladin's Thron, deſſen Edelgluth die Geſchichte des armen Sängers freundlich und bewegt vernahm. „Saladin beneidet Dich, Chriſt, um Deine That und dankt Dir für Dein Vertrauen!" ſo ſprach der Herrſcher und lächelte abweiſend, als erröthend und ſcheu Siegmund das Löſegeld darbot.

Winfried wurde herbeigeführt und ſank in ſich zuſammen, als er dem Sänger mit der blutigen Theorbe gegenüber ſtand. „Biſt Du noch immer nicht verſöhnt von meinem Elende, Qualbild meiner Seele!" ſo ſtammelte der Gefeſſelte, der durch wilden und mürriſchen Sinn ſein Schickſal ſich nicht erleichtert hatte. — „Er lebt und iſt Dein Befreier!" rief Saladin und befahl, ihm die Feſſeln zu entnehmen. Winfried umfaßte des Retters Knie. „Vergebet, ſo wird euch wieder vergeben!" hauchte Siegmund und hob ihn an ſeine Bruſt.

„Zieht hin in Frieden!" ſprach Saladin, riß einen Edelſteinſchmuck vom Turban und reichte ihn dem Sänger.

„Nimm dies zum Angedenken und so der Haß gegen meine Religion es Dir nicht verbietet, laß mir eines von Dir!" — Siegmund nahm in tiefer Rührung seine Theorbe, küßte sie und sagte: „Sie hat mir treu gedient, aber Größeres als heute wird sie nimmer vollbringen. Nimm, o Herrscher, gnädig das Einzige, was ich Dir zu bieten vermag." Er legte sie nieder an den Stufen des Throns. — „Sie soll mir gut klingen in der Todesstunde!" — mit diesen Worten dankte Saladin, barg eine Thräne und winkte zum Scheiden.

Und Siegmund enthüllte traulich alle Begebenheiten dem Ritter Winfried, der, befreit von der höchsten Schuld und der Sklaverei entronnen, dennoch wehmüthig und sinnend blieb. Und es wallten die Pilger über Rom, wo Winfried sich dem Papste zu Füßen warf und mehrere Tage verweilte, auch Siegmund's Gold bedurfte. Fröhlicher wurde jetzt dieser, immer düsterer Siegmund, und als sie das deutsche Land begrüßten, wollte er zur Einsamkeit ziehen, nur die innigsten Bitten Winfried's verhinderten es; so kamen sie auf Staffeld an.

Mit Freude über seine That und Leid über sein Geschick war Siegmund Zeuge der Bewillkommnung der Vermählten, da wand sich Gabriele aus des Gemahls Armen und reichte dem Fernstehenden die zitternde Rechte; nur sprechend mit Blicken des Herzens. Und es trat ernst hinzu Winfried, hielt die Hände Gabrielens und Siegmunds fest, legte eine Pergamentrolle dazwischen und sagte: „Der Papst hat uns getrennt, der Himmel Euch vereint! Seyd glücklich!" — Gabriele bebte in Schreck und Entzücken, vor ihr nieder sank Siegmund, drückte die Rose an seine Lippen und hauchte himmelan: „Veronika!" — Und Winfried nahm von seiner Habe nur zum Bau eines Klosters, in dessen Mauern er, von den Glücklichen oft besucht, gottgefällig lebte und im Frieden der Seele sich den Himmel erwarb.

Aus Flammthal's Leben.

Vier Abenteuer.

Erſtes Abenteuer.

1.

Ein April-Sturm durchzog die Gegend, aus allen Tönen brauſend und pfeifend; Flammthal war eben aus dem Schiffe geſprungen und ſah ſich in Hamburg nach einem Gaſthofe um. Da wären wir ja endlich in der Stadt, wo der Nachdruck erlaubt ſeyn ſoll! ſprach er; wir gedenken hier eine Zeitſchrift herauszugeben und üben uns vorläufig in dem „Wir!“ — hier ſehr richtig geſagt, denn ich denke gefahrlos mit fremdem Gute zu wirthſchaften. Wo der Nachdruck erlaubt iſt, bin ich Souverain alles geiſtigen Vermögens und erhaben über alles Recht, kann ich alle Rechte der ſämmtlichen Schriftſteller und Verleger uſurpiren. Mag man ſchimpfen; bei der Alternative: „Unbemerkt ehrlich ſeyn und hungern!“ oder „Geſchmäht und reich werden!“ wähl' ich mit Vielen das Letztere. Und welch' ein herrliches Omen iſt es für den künftigen Redakteur einer Zeitſchrift, daß wir gleich mit dem Winde ankamen! Gegen ihn kämpfend, wollte er ſich eben um die Ecke einer Straße wenden, da hörte er eine weibliche Stimme rufen:

„O weh! Meine Papiere, meine Briefe!“ — Flammthal ſah auf, eine hübſche Geſtalt ſtand jammernd an des Eckhauſes einem Fenſter und aus ihm flog eine Menge Papiere. — Wohl gar ſchon Beiträge zu meiner Zeitſchrift;

auf jeden Fall ein Abenteuer! dachte Flammthal und jagte den Blättern nach. Aber der Sturm spielte flatternd damit, Erde, Luft und Waſſer theilten ſich in die Beute und Flammthal hatte langwierige Mühe, ſie den Elementen abzugewinnen. Bis auf wenige Defekte, die ſich auf den Dächern niederließen, war endlich Alles zuſammengebracht und Flammthal fern genug vom Eckhauſe, um zu unterſuchen, ob er „zerſtreute Blätter" in Herder's Geiſt oder nur flüchtige Liebesbriefe habe; er fand: eine Strick-Punktirung und Languetten, über den Löffel gemacht; ein Recept wider die Migräne; in Kupfer geſtochene Hüte aus dem Mode-Journal; eine Anweiſung zum Kartenlegen; eine Serenade von Carl Maria von Weber; ein Stück von einem Schnürleib-Muſter; einen Gebrauch-Zettel zum Eau de Berlin; doch endlich auch einen angefangenen Brief, — er las haſtig den Anfang einer Seite: „— denn die Pflanze, wozu der Herr Legationsrath von Beinchen meinem gewächsliebenden Oheime den Saamen aus St. Domingo kommen ließ, iſt in Saamen geſchoſſen, dieſer ſoll vertheilt, darum eine Fête veranſtaltet und zugleich meine Verlobung mit beſagtem Beinchen gefeiert werden. Mich ſoll es ſehr erluſtigen, wenn ihm, dem jede Neuigkeit bekannt iſt, nur nicht die: daß ihm Amor gewiß überall einen Rappel ſendet, mein entſchiedenes Nein! alle Wege der Unterhandlung verrammelt. Dieſer Geſandte von elf der kleinſten Höfe ſteht alle Tage mit dem Oheim vor der fremden Pflanze, die durchaus nicht berührt werden darf, und Beide machen dann botaniſche Betrachtungen, die ſogleich in ein Büchlein niedergeſchrieben werden; mit der gedruckten Abhandlung begleitet, ſoll dann die Pflanze als ein Anfang zur „Flore de St. Domingo" im Kupferſtich erſcheinen. Was meine Angelegenheiten betrifft —" Von da war leider das Papier noch unbeſchrieben, Flammthal legte es verdrießlich zuſammen: St. Domingo — eine Pflanze, die man nicht be-

rühren soll, — hm! kurios! — Er näherte sich jetzt dem Hause, dem die Papiere durch die Wind-Post entführt waren.

Schon von fern gewahrte er neben der Dame einen alten Mann, und schwenkte jubelnd die Papiere in die Höhe; bald eilte er die Treppe hinauf. „Sie sind sehr gütig!" sagte die Dame, ihn an der Thüre des Zimmers empfangend und griff dabei hastig nach den Papieren: „Laß doch den Herrn eintreten," rief der Alte, „er muß ja sehr ermüdet seyn von all' dem Laufen!" Flammthal war schon neben der schlanken Gestalt vorbei geschlüpft und auf seine neueste weibliche Bekanntschaft schielend, hörte er mit den freundlichsten Mienen die Erzählung des Oheims: wie dessen Eintreten in das Zimmer, bei dem offenen Fenster gewaltige Zugluft erzeugte und so von Thildchens Sekretär ein loser Papier-Stoß hinaus getrieben wurde. Mathilde dankte; Flammthal spielte den Ermüdeten, nahm den dargebotenen Sessel und auf die Andeutung: er schiene fremd zu seyn, sagte Flammthal:

„Ich bin ein Deutscher, habe jedoch eben verschiedene Länder bereis't und komme jetzt von London. Mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, will ich nun hier eine Zeitschrift herausgeben und denke meine Landsleute aufzuklären in politisch-litterarisch-artistisch- und naturhistorischer —"

„Naturhistorisch?" — fiel der Alte ein. „Verstehen Sie vielleicht auch Botanik?" —

„Ja, was versteht der Mensch!" — entgegnete Flammthal, ich habe mich indessen in der Botanik umgesehen; auch eine große Merkwürdigkeit mitgebracht, ein Exemplar von der Pflanze „Epipendron", die auf der Insel Java wächst. Sie bedarf weder Erde noch Wasser, nur Luft; so erhält sie sich mehrere Jahre, hat eine schöne Blume und treffliehen Geruch. Lieben Sie Botanik und kennen Sie die Pflanze?"

„Ich liebe die Botanik, aber ich kenne die Pflanze nicht!“ — rief der Alte ganz belebt. — „Nun, meine Sachen sind noch auf dem Schiffe,“ bemerkte Flammthal; „welches ist wohl der beste Gasthof hier? Ich will eilen, mir ihn zu suchen; ich kann Ihnen bei Gelegenheit die Pflanze zeigen.“

„Ei,“ sagte der Alte, „Sie scheinen mir mit guter Gelegenheit in mein Haus gekommen zu seyn und haben sich uns schon so gefällig gemacht. — Ich bin der Fabrikant Illsupp und seit es mit den inländischen Fabrikaten nicht mehr recht fort will, hab' ich in meinem Hause Platz überflüssig, wäre Ihnen also mit einer Wohnung bei mir gedient —“

Flammthal complimentirte; meinte, er werde nicht verfehlen, in den nächsten Tagen seine Aufwartung zu machen, besonders da Herr Illsupp ihm vielleicht behülflich seyn könnte, die Pflanze „Epipendron“, die er einem ihm übrigens weiter nicht nahen Bekannten zugedacht habe, für den Land-Transport gut zu verpacken. — Aber das machte Herrn Illsupp nur hitziger und Flammthal ließ sich endlich bereden, ein Paar hübsche Zimmer und sogar die Einladung, steter Gast des Herrn Illsupp zu seyn, anzunehmen, und zog, sein Glück und seine Pfiffigkeit in Monologen preisend, mit Sack und Pack ein.

2.

Am andern Morgen sprach Flammthal, nach vortrefflichem Schlafe, in seinem Innern: Teufel, wo bekomm' ich nur schnell Kenntnisse in der Botanik? Daß du die Pflanze „Epipendron“ wirklich in deinem Reise-Bündel hast, ist, Dank dem, der sie dir in London schenkte! — ein glücklicher Zufall; wenn es aber gilt, in einer Wissenschaft Einsicht zu zeigen und im Hirne hat man dafür vorläufig ein ganz leeres Fach, so kann das verdammte Zufälle geben. Was zu thun?

— Er ging unruhig im Zimmer umher; für die Zeit des Frühstücks entsann er sich noch einer botanischen Notiz; — ha! rief er aus, zu Mittage hilft mein Genie weiter.

Er verwickelte bei dem Kaffee Herrn Illsupp in allerlei Gespräche und versicherte dann, er werde mit seinem Journale es sich besonders angelegen seyn lassen, den Deutschen Gewerbfleiß gegen äußere und innere Anfechtungen festzustellen, welche Reden der Fabrikant wohl aufnahm. „Sehen Sie," sagte Illsupp, „ich bedarf's nicht, ich habe während der Meer-Sperre, mich in's Trockne gebracht, aber die arme Menge der Arbeiter, die ist übel dran. Da räth man, sie sollen Roggen und Weizen bauen, — hm! es baut sich gleich so; oder, wenn es gar nicht gehen will, so heißt es: je, man braucht Menschenhände auch zum Kanal- und Wege-Bau. Lieber Gott! so ein Weber hat sich schwächlich gearbeitet, der kann nichts wählen, wozu Jugendkräfte nöthig sind, auch wär' es wohl kein kleiner Verdruß, daß die, welche durch fremde Handels-Politik ruinirt sind, dieser noch die Wasser- und Land-Wege bessern sollen." — Gut gesprochen, sagte Flammthal, und meinte ernstlich, er wolle sich um diese Angelegenheit bekümmern, denn er war wohl leichtsinnig, aber doch gemüthlich. — Nebenher suchte Flammthal sich auch Mathilden zu nähern und die beiden Fröhlichen wurden leicht bekannt.

Illsupp kam jetzt wieder auf Botanik, sagte: daß er schon früher eine Liebhaberei dazu gehabt hätte, und daß er jetzt in seinem Ruhestande sie recht ernstlich studiren wollte. — Das ist gut, der weiß also auch nicht viel! dachte Flammthal, und als er nun mit nach dem Treibhause sollte, bat er, ihm zu vergönnen, daß er schnell ein Paar Briefe in Hamburg abgäbe, zuvor wünschte er aber noch ein Glas Wasser. Es wurde gebracht; „hm," bemerkte Flammthal, „Sie scheinen hier nicht recht klare Quellen zu haben." — „Ah, es ist jetzt trübe vom Grundwasser," erwiederte Ma-

thilde. „Sie, als Botaniker," hob jetzt Flammthal an und wandte sich nun schnell zu der Frage: — „haben Sie viel gelesen?" „Leider, nein!" antwortete Illsupp, „ich lasse mir aber eben Wildenow's Schriften kommen." „Nun," fuhr Flammthal fort, die Hindostaner haben eine Pflanze, Titan côte, mit der machen sie in wenigen Minuten das trübste Wasser klar. — Doch, verzeihen Sie, ich muß eilen, meine Besuche zu machen, wenn ich zurück komme, pack' ich aus und zeige Ihnen die „Epipendron." So, höflich sich beurlaubend, besonders bei Mathilden, trat er in diesem Theater-Coup ab, und mit beifälligem Lächeln sagte, als er fort war, der Oheim zur Nichte: „Hör' mal, das ist ein tüchtiger Botaniker, wenn er nur erst ausgepackt hätte!" Thildchen hörte recht schalkhaft die weiteren Lobpreisungen an.

Flammthal trat indessen eiligst in den Buchladen der Herren „Perthes und Besser," nach Büchern über Treibhäuser zu fragen, er wählte „Bouché's Zimmer- und Fenstergarten," trabte damit nach der ersten Restauration und studirte emsig im neuen Ankaufe. Wie er für heute der botanischen Weisheit genug zu haben glaubte, zog er Erkundigungen ein über seinen Hauswirth, hörte: daß es ein begüterter Mann sey, und daß Herr von Beinchen, indem er Mathilden bekomme, eine sehr reiche und beneidenswerthe Parthie mache. Flammthal schlug ihm still ein Schnippchen, dachte: am Ende ist die Unternehmung, dies Frauenzimmerchen zu acquiriren, wohl ergiebiger noch, als die, einer Zeitschrift, selbst mit privilegirtem Nachdruck. „Ja, wären wir nur nicht schon anderweitig verliebt!" setzte er in unklarer Stimmung hinzu und überlegte nun nebenher, welchen Titel er wählen wollte. „Eklatante Zeitung." — „Mittagsblatt." — „Nachtblatt." — „Der Keckmüthige, oder fern sey Scherz!" — „Der Mitgänger oder Blätter für nichts und wider nichts," all' diese Ueberschriften, und noch zwei Dutzend flogen ihm durch den Sinn, aber

vor der Entscheidung merkte er, daß es Zeit zum Rückkehren sey.

Er fand Mathilden allein; für Herrn Illsupp's alte Fabrik-Utensilien hatte sich ein Käufer gemeldet, der von den vielen Vereinen zum Besten deutscher Industrie sich ermuntert fühlte. Während nun Jener Alles vorzeigte, unterhielt Flammthal seine jüngste Liebschaft recht anmuthig, vergaß auch nicht mit lachendem Versuche anzudeuten: seine sonderbare Ankunft in Mathildens Nähe habe etwas Schicksalhaftes, was ohnmöglich ohne Pointe bleiben könnte. Thildchen nahm Alles gar wohl auf, endlich aber sagte sie, auch mit recht gut gestimmtem Tone: „Hören Sie, Herr Flammthal, ich bin Ihnen Dank schuldig, und will anfangen, ihn thätig zu beweisen." — Flammthal horchte auf und Mathilde fuhr fort: „Sie können, trotz Ihrer Kunst, sich leicht zu helfen, in große Verlegenheit kommen, wenn mein Oheim Sie im Treibhause hat, da Sie gar nichts von der Botanik verstehen." — „Gar nichts!?" rief Flammthal erschrocken, „das ist doch fast zu wenig!" — „Nun," meinte Mathilde, „da Sie doch fast zu wenig von der Botanik verstehen, so will ich Sie jetzt in's Treibhaus führen und Ihnen mittheilen, was ich, nach hundertmaligem Hören, wie ein Papagey herzusagen weiß."

Die ist ziemlich fein, dachte Flammthal grollend, — aber sie nimmt doch schon Antheil an Dir! — so sich tröstend ging er verlegen der schönen Lehrmeisterin nach.

3.

Weißlich schrieb Flammthal sich die Namen der Gewächse auf, welche Herr Illsupp besaß und Thildchen gab sich Mühe ein weiblicher Linné zu seyn. Nach vielmaligem Lesen und Ueberhören meinte Flammthal: er zeige sich nun schon als tüchtiger Botaniker und versuchte dann in aller Geschwindigkeit der Blumen Blume, der Schönheit Ruhme,

dem Bilde der Milde: der schönen Mathilde in Reim und Prosa die allerzärtlichsten Floskeln auszusprechen und zu gestehen, daß bei ihrem Anblicke überhaupt Alles aus seinem Gedächtnisse entschwand, denn es sey ihm unbegreiflich, wie er jetzt wirklich so erstaunend wenig von der Botanik wisse. Schließlich freute er sich nur, daß die Ahnung ihm so glücklich die Liebhaberei des Oheims entdeckt und damit dessen Gunst erworben habe.

Thildchen lächelte wieder sehr anmuthig und entgegnete: „Sie sind ein arger Schalk, Herr Flammthal, und ich sehe mich fast genöthigt, mit Ihnen schnelle Bekanntschaft zu machen, da Sie meinen angefangenen Brief gelesen haben.“ — Flammthal wollte protestiren, verrieth sich aber durch schlecht unterdrücktes Lachen. „Es hat auch nichts zu bedeuten,“ sprach Mathilde weiter; „es steht da nur geschrieben, was in wenigen Tagen doch hinlänglich bekannt werden muß, denn Herr von Beinchen —“

„Dem brech' ich das Genick!“ fiel Flammthal ein. — „Ei behüte!“ rief Mathilde. „In dieser Zeit, wo so wenige Männer heirathen, muß er für eine andre meines Geschlechts conservirt werden; er mag leben, wenn ich es nur nicht bemerke. Es ist mir, Herr Flammthal, wirklich auch, als müßte Sie der Zufall doch um irgend eines Zwecks willen mir so rasch zugeschleudert und Sie so eilig zum Mitwissenden bei meinem Verhältnisse gemacht haben, — da ich nun nicht recht weiß, wie ich von diesem elffachen Gesandten auf eine Art loskommen soll, die mich nicht mit dem Oheim erzürnt —“

„Ich weiß genug, schöne Mathilde!“ deklamirte Flammthal begeistert; sobald ich diesen Widerwärtigen kenne, werde ich meinen Plan machen, ihn, im Bunde mit Venus und Amor, aus dem Lande der Liebe hinaus manoeuvriren und Ihnen zur Freiheit helfen — doch, bedenken Sie auch, heut zu Tage erkauft man die Freiheit theuer!“

„Nun, man wird ja doch nicht eine Sklaverei mit der andern vertauschen sollen!“ meinte Mathilde und setzte hinzu: „Wohlan denn, nehmen Sie Ihre Maaßregeln gut und schnell; der Herr Gesandte gastiren heut Mittag hier, und in wenigen Tagen soll Verlobung seyn.“

Beinchen war schon angekommen, der Oheim aber noch immer im Handel begriffen; Flammthal nutzte den Augenblick und packte die „Epipendren“ aus. Als er in's Eßzimmer trat, war eben Jllsupp auch mit seinem Geschäfte zu Ende, Flammthal wurde dem Herrn von Beinchen präsentirt, der mit der freudelosesten Miene versicherte: daß ihm die Bekanntschaft ungemein viel Freude mache.

Der kleine, dicke Herr von Beinchen — eigentlich Consul, und ein personifizirtes Zeugniß: daß es der edlen Kaufmannschaft eine Menge Austern gekostet hatte, ehe er als ein Muster deutscher Eß-Industrie sich produziren konnte, — ließ es bei Tische sich sehr wohl schmecken; Flammthal ward Meister des Gesprächs und strebte angelegentlich, des Herrn Gesandten Gunst zu erwerben; er behauptete immer vorläufig, was in den Mienen Beinchens sich ausdrückte, ehe dieser vor dem Essen zum Reden kommen konnte, und als man Flammthal's Aufenthalt in London erwähnte, log dessen Erfindungsgeist so viel zusammen, als der Herr Gesandte aus eigenen Mitteln in langer Zeit nicht aufgebracht hätte.

Nach der Tafel ging es in's Treibhaus; hier war Flammthal wie zu Hause, und irrte er ja zuweilen, nahm er schmeichelnd Belehrung von Jllsupp an. Dagegen aber ließ er sich ganz los, als er wegen der fehlenden Gewächse den „Bouché“ konnte reden lassen. „Sehen Sie, Herr Jllsupp,“ hieß es da, „im März und April pflegen noch sehr viel ausgezeichnete Pflanzen ohne viel Treiberei zu blühen. Das Leberkraut, die rosenblüthige Bleiwurz, die Hundszunge und den Hundszahn, die malabarische Justicia,

den Kellerhals, den Seidelbast, den Frühlings-Adonis, den Bischofshut, die Fackeldistel, die Schachblume, — die hätten sie schon anschaffen müssen, und das sind nur wenige die mir augenblicklich einfallen.

Beinchen mußte jetzt zu seinen Geschäften und sprach eben heimlich mit Illsupp. „Sie beginnen trefflich," sagte Mathilde spöttisch zu Flammthal; wie es scheint, wollen Sie sich bei dem Feinde in Gunst setzen, statt ihn zu vertreiben." — „Stille nur!" entschied der Geneckte; „mich darf er bei meinem Plane nicht vermuthen; vergessen Sie aber nicht, ihn zu ersuchen, daß er zu Abend wiederkomme."

Dazu konnte sich Mathilde nur nach vielem Zureden entschließen; Beinchen war gerührt vor Wonne, denn dies Ersuchen sprach die Holde für ihn zum ersten Male. Er kam; zuvor hatte Illsupp die „Epipendron" als Geschenk empfangen und war von Freundschaft für Flammthal durchdrungen. Der belauschte mit Mathilden noch die Beiden im letzten Tageslichte vor der Domingo'schen Pflanze und sie vernahmen nebenher deutlich: daß Beinchen, zum Lohne des erhofften Eheglücks, für Illsupp den „Commerzienrath-Titel" zu schaffen versprach, den dieser sich wünschte, damit er doch vom künftigen Nichtsthun Ehre hätte. Flammthal expedirte noch in der Stunde einen Brief, worin er einen alten Freund bat: ihm diese Ehre für den Herrn Illsupp à tout prix zu schaffen, obgleich er seine ganze Baarschaft fast à tout prix hingeben konnte. Nachher machte er wieder dem Beinchen die Cour und gratulirte auf's Innigste zur nahen Verlobung, auf deren Glück noch am Abende mehrere Gläser geleert wurden; Flammthal brachte dabei Mathilden glücklich über ihr Erschaudern hinweg.

Berauscht von Wein und Entzücken, Bilder der Liebe träumend schlich Beinchen spät von dannen. Sicher gemacht ist er, dachte Flammthal, schnell sey's gewagt! Er warf den Mantel über und folgte dem Consul. Nach be-

deutendem Zeitverbrauch klingelte dieſer endlich an ſeinem Hauſe; in dem Augenblick packte Flammthal ihn an der Bruſt, mit verſtellter Stimme rufend: „Habe ich die Ehre mit Herrn von Beinchen zu ſprechen?“ — Dem ſtand im Entſetzen kein Laut zu Gebote. „Ja, ich erkenne bei des Mondes fahlem Schimmer dieſen Räuber meines Glücks! Hier iſt ein Brief an Dich, ſey bereit zu ſterben!“ Alſo ausrufend und einen Brief in Beinchen's Rock ſteckend, entfernte ſich Flammthal; mit der beſten Anlage zum Leichnam ſchwankte der Conſul in ſein Zimmer und auf Befragen des Dieners zeigte er lautlos den Brief. „Lieſ' mal!“ wimmerte endlich der Herr und der Diener eröffnete dieſen Inhalt:

„Sie wollen ſich mit Mathilden verloben; bei allen Teufeln! ich hindre es. Ohne Mathilden bin ich nichts, nichts will ich nicht ſeyn! Rache, erdballſchwere Rache ſtürm' ich über Sie, Raupenfraß meiner Lebensblüthen! zuſammen, bringen Sie ſich nicht mir aus dem Wege; elf Kugeln ſind für Ihr Herz bereit, die zwölfte derſelben ſpar' ich für mich! Mag mich Wahnſinn treiben! aber, wer das Licht meines Daſeyns ausbläſ't, der iſt mir verfallen, die ausgebrannte Sonne meiner Hoffnungen ſoll ihren Scheideſtrahl auf Ihr Grab werfen; dies iſt das Logis, wohin Sie ziehen, ſobald dieſe entſetzliche Verlobung zum Faktum wird. Mein Verhängniß ruft! und ereilten mich ſelbſt die weltlichen Strafen, — ich mache mir gar nichts aus Galgen und Rad! aber auch Ihr Faktum fallirt, nur auf's Aeußerſte, bis zu dieſer Verlobung will ich's kommen laſſen. Fluch und Verderben auf Ihr Haupt, todt ſchießt Sie

Ew. Hochwohlgeboren

ergebenſter Diener
Lirpa.“

„Lirpa! Lirpa!“ stöhnte Beinchen, „hab' ich doch im ganzen Leben den Kerl nicht nennen hören. Er ist verrückt, aber um so furchtbarer!“ und völlig ermattet rief er nach Aerzten und Polizei.

4.

Der Herr Consul ließ sich krank melden und bewahrte sich in den nächsten Tagen mit Schloß und Riegel; die Polizei suchte den Lirpa und fragte deshalb, den Zusammenhang nicht verrathend, bei Illsupp an; der kannte ihn nicht. Er wußte wohl, daß einst Jemand seine Nichte liebte, der hieß aber weder Lirpa, noch war er in Hamburg; Mathilden mochte er nicht befragen, um ihr, nach seinem Glauben geheiltes Herz durch Erinnerungen nicht noch widerspenstiger zu machen. Illsupp fand übrigens keinen Grund, das Fest zu hindern, bis dahin war der Bräutigam gewiß wieder wohl, und da die Polizei diesem berichtete, es sei ein Wahnsinniger verhaftet, glaubte er sich sicher und zeigte an: daß er sich zur Verlobung einfinden würde. Mathilde versuchte nun die Selbsthülfe und kämpfend verlebte Illsupp die Zeit. „Er soll nicht, er wird nicht kommen!“ versicherte Flammthal und hatte die Kühnheit, dem Herrn von Beinchen in der Nacht vor dem Unheilstage noch eine Abschrift jenes Briefs, an einen Stein gebunden, in's Fenster zu werfen.

Neugier trieb am andern Morgen den Wagehals, den Consul zu besuchen; er fand ihn furchtbar eingeschreckt; seine Unpäßlichkeit habe sich erneuert, sagte er; launig unterhielt ihn Flammthal mit einem Allerlei und empfing den Auftrag, die Verlobung für heute ab zu bestellen.

Unterdessen hielt vor Illsupp's Hause eine Extrapost; Herrn Illsupp geheim zu sprechen, begehrte der Inhaber und wurde nach dessen Zimmer gewiesen. „Sie werden mich wohl kennen!“ mit diesen Worten trat der Fremde ein und Illsupp erschrak. Es war Norris, der Geliebte Mathildens. „Wo kommen Sie her und gerade heute!“

— „Gerade heute," erwiederte Korris, „bin ich hier nöthig, und Ihnen zuerst." Illsupp bat um Erklärung.

„Ich muß von früheren Tagen beginnen," sagte Korris. „Sie wissen, ich hatte für mein sonstiges Kaufmanns-Geschäft keinen Sinn, nahm den Rest meiner Habe und kaufte, auf eine nahe Erbschaft vertrauend, mit wenigem Angelde ein ehemaliges Domainen-Gut im H—schen, wo meine Verwandte wohnen. Ich hielt mich bei dieser Gelegenheit oft in C** auf und fand eine Cousine von einem höchst leichtsinnigen Jünglinge bethört. Des Mädchens Unglück zu verhüten, sprach ich mit ihm etwas derb und brachte es dahin, daß der junge Mann, zur Prüfung seiner Liebe, ein Paar Jahre abwesend seyn sollte. Ich erhielt von ihm mehrere Briefe, die keinen Groll verriethen und unter mancherlei kleinen Geschenken, die hin und her gesandt wurden, kam endlich auch von dem Reisenden für mich, der ich nun Oekonom war, ein Päckchen mit Saamen, welcher Pflanzen eines fernen Welttheils und mit ihnen ein gutes Heilmittel geben sollte; die Art des Verfahrens bei dem Erziehen war genau angedeutet. Ich selbst säete, und gab Vielen noch Saamen, und da Herr von Beinchen eben an einen Bekannten um seltene Sämereien zu Nutz-Pflanzen für Sie schrieb, haben auch Sie davon empfangen —"

„Was!" fiel Illsupp ein, „der Consul hat ihn also nicht direkte von Domingo?"

„Er log, wenn er Ihnen dies sagte," bemerkte Korris. „Kurzum! vor wenigen Tagen wurde mir erst klar, daß mich jener junge Mann geneckt hat, denn Sie und ich haben nichts weiter als eine Art von — Brenn-Nessel."

„Brenn-Nessel?" dehnte Illsupp aus sich heraus; „ach ich Unglücklicher! — ich habe Pflanzen-Freunde geladen."

„Deshalb, Herr Illsupp, hab' ich meine Reise beeilt; ich bringe Ihnen jetzt noch höchst seltene Ableger von den beiden beliebtesten Gewächsen, der „Camellia Japonica" und

der „Strelitzia Regina," damit können Sie sich vor dem Spotte sichern. Begreiflich wird es Ihnen nun wohl seyn, weshalb wir jene Pflanzen nicht berühren sollten und eben so einleuchtend auch, daß ich durch Mathilden von Allem unterrichtet bin." — „In dieser Verlegenheit, stotterte Illsupp, ist es mir gewissermaßen angenehm, obgleich —"

„Ich werde nie von Mathilden lassen!" sagte Korris rasch; „daß ich so lange gegen Sie schwieg, lag in meinen Verhältnissen. Sie wissen, daß, bei Wiederherstellung der angestammten Regierung im H—schen, die Domainen-Käufer in Gefahr kamen; die Aussicht, eine Frau zu ernähren, war mir dadurch getrübt. Jetzt ist diese Angelegenheit ausgeglichen, mein Muth wieder im Steigen, da überdem auch die gehoffte Erbschaft erfolgte. Doch, gönnen Sie noch einige Augenblicke meinem Berichte. Vor zwei Tagen empfing ich einen Brief, in welchem für Sie der Commerzienrath-Titel gewünscht wurde, früher schon hatte Mathilde mir dies geäußert und ich bin so glücklich, Ihnen hier vom Hofe zu ** das Diplom zu überreichen." — Auf Illsupp's Antlitz verzog sich allmählig ein Gewitter und als er gelesen hatte, brach die Freude in einer Umarmung hervor. „Und nun," sprach Korris, „will ich Ihnen auch sagen, wer uns Alle zu April-Narren machte; Sie haben ihn im Hause, es ist — der junge Flammthal." — „Der?" — „Ja, der! Mit ihm erlebte ich den berührten Vorfall, er hat mich und dadurch Viele mit dem Saamen geneckt, und ich merke wohl: gebessert ist er nicht."

„O du heilloser Windpatron!" rief Illsupp und setzte hinzu: „Schade, daß er ein guter Botaniker ist!" — Korris lachte und meinte: „Bis hieher hat er sich nur um die Blüthen des schönen Geschlechts bekümmert und wenn man alle seine Liebschaften vor sich sähe, möchte da allerdings ein hübsches herbarium vivum entstehen." — „Komm' du mir nur!" zürnte Illsupp, und eben trat kurschikes

Flammthal ein, die Botschaft bringend: daß Beinchen ausbleibe, aber mit einem „Alle Teufel!“ sah er plötzlich Korris an. Die beiden Herren zählten ihm nun, nicht eben mit den zierlichsten Reden, seine dummen Streiche her. Flammthal entlief beschämt der Strafpredigt und eilte zu Mathilden: „Sagen Sie mir, wie kömmt ein Herr Korris aus C* so plötzlich zu Ihrem Oheim?“ — „Korris ist da?“ rief Mathilde jauchzend und Flammthal sah sich allein. Hm! murmelte er, hier werd' ich mich wohl auch nicht anbauen!

Mathilde stürzte in des Oheims Zimmer und freudeweinend an Korris Herz; Illsupp hinderte es nicht, und als die Lust des Wiedersehens zu stiller Innigkeit überging, legte er schweigend die Hände Beider in einander und man überlegte nun eben, wie man dem Herrn Gesandten seinen Korb am tragbarsten machte, da kam er athemlos selbst. Er hatte sich eilend verfahren lassen, nachdem sein Diener entzifferte: daß die Brief-Unterzeichnung „Lirpa“ rückwärts gelesen „April“ heiße und jetzt referirte er den ganzen Spaß. „Gewiß ein Streich von Flammthal!“ heimlichte zu Korris Mathilde und Illsupp nahm endlich stammelnd das Wort: „Liebwerthester Herr Gesandte! Hier sind gar viele April-Späße vorgefallen! und was sehr fatal ist, auch Ihre Verlobung kommt unter diese Rubrik.“ — Herr von Beinchen hörte erstaunt den ganzen Vortrag und begab sich, mit türkischem Stolze, wieder nach seinem Wagen.

Einzeln kamen nun schon die Gäste; Mathilde gewann ein Viertelstündchen, dem Geliebten Alles zu vertrauen und bat für Flammthal. Korris ging nach dessen Zimmer, aber der junge Abenteurer hatte sich weißlich mit seinem leichten Gepäcke entfernt und während in Illsupp's Hause fröhliche Verlobung war, that Flammthal schon vor den Thoren Hamburg's feierlichst Verzicht auf seinen Antheil vom Privilegium zum Nachdruck; er hatte ohnehin erfahren, daß der

Herausgeber des Journals „Lese-Früchte" lange schon dieselbe Spekulation ausführte. „Mir auch recht!" sagte Flammthal und als eben eine Post vorbei fuhr: „Schwager, Ja?" — Es wurde genickt; der Fußgänger saß bald neben des Postilions Hund auf der Decke des Wagens und sang lustig:

Ich bin just nicht an Liebe krank;
Ist Plan und Lust zerschellt:
Bleibt zu Gewinn und neuem Schwank
Noch groß genug die Welt.

Genie sagt immer für mich gut
Beim nächsten reichen Mann,
Leicht hier' ich auch des Herzens Gluth
Der nächsten Schönen an.

Bei'm Fürstenmahl und Bauernkost
Nähr' ich die Laune mir:
Für Lebensweg und Krüppel-Post
Als blinder Passagier!

Zweites Abenteuer.

1.

In S*** hatte Flammthal einem Gutsbesitzer seine Dorfschule nach der von ihm freilich erst schnell erdachten und dafür ausgegebenen Pestalozzischen Methode eingerichtet, und da dies kein Geld mehr einbrachte, war er, wie sonst, als blinder Passagier weiter gefahren, hatte die Lüneburger Haide kennen gelernt, einen schönen heitern Himmel bedauert, daß er sich auch über einen so höllischen Landstrich wölben mußte und schlich, nachdem der Postillion sein Sündliches empfangen hatte, eben dem einsam gelegenen Posthause M** vorbei. An ein Wiesengebüsch setzte er sich, den neuen Post-Regenten zu erwarten, um dann durch Diplomatik wieder auf seinen hohen Platz zu kommen. Da hörte er plötzlich neben sich ein Gemisch von Küssen und Flüstern, und bald erlauschte er: daß ein Handwerks-Gesell auf die Wanderschaft ging, sein Liebchen, die Tochter eines Schmidts und Ackerbürgers in G* ihn verstohlen bis hieher begleitete und wieder nach der Heimath zurückgehen mußte. Hübsch ist sie! dachte der neidische Flammthal, der die Zweige eines Strauches kunstgeschickt schob, um sich Aussicht zu gönnen, — wollen doch einmal beobachten, welchen Weg sie geht!

Die Vergißmeinnicht-Worte der Liebenden waren erschöpft, nach zehnmaligem Scheiden mußte wirklich geschieden werden; gleich einem Echo-Spiel kreuzten sich schon aus den Fernen nur noch die „Lebewohls!" und die des Mädchens von da, wo Flammthal hin wollte.

Hm, sagte Flammthal, im nächsten Städtchen könnt' ich wohl etwas ausruhen! — er wollte jetzt dem Mädchen nach, indessen: der Liebste war noch zu nah, der Abschied noch zu neu — er setzte sich wieder und trällerte:

Geht Liebler nun weiter,
Weint Liebchen sich matt,
Dann macht ein Begleiter
Das Weinen ihr satt:
Bis schnell so ein Zweiter
Ihr Herzchen nun hat.

Ist Liebe uns Leben,
So laßt ohne Scheu
Das innerste Streben
Nicht treu seyn, nur neu;
Bedenket: das Leben
Ist selbst uns nicht treu!

Ein Halbstündchen hatte er noch geharrt, da nahte die Post; er bezahlte die Station voraus und kam sich nun in der blinden Passagier-Höhe wieder so recht vor, wie ein Thron-Besitzer. Der sehr beschwerte Wagen ging nur langsam weiter; Flammthal trieb den Postillion lustig an und drohte sogar scherzend zuletzt mit einem die deutschen Posten jetzt scharf beobachtenden Doktor, doch der Postillion meinte: „Je, die Herren bei uns hebbent och gelesen, aberst wo Sand is, da zieht keen Schreiben un helft keen Dokter!" So geschah es denn, daß Flammthal erst unfern dem Städtchen G* die wandernde Maid gewahrte; er ließ den Wagen bis nahe fahren, um genau zu prüfen, ob er auch nicht unrecht habe, wenn er seine Erspähte zum schönen Geschlecht zählte; aber Alles an ihr war ein unverwerfliches Zeugniß.

„Fahre wohl, Schwager!“ sagte Flammthal rasch, turnte mit seinem Päckchen vom Wagen herunter, kam auf geschickte Weise in's Stolpern, und noch geschickter, gleich einem Haltpunkte, das Mädchen erfassend, lag er an ihrem Herzen und meinte nun mit hergestotterter Entschuldigung den glücklichsten Anfang der Bekanntschaft machen zu wollen. Aber der Umfangenen fehlten schwache Nerven; ehe Flammthal noch zu der wohl einstudirten Verlegenheit kommen konnte, prallte er, durch des Mädchens kräftige Abwehrung, seitwärts, verlor das Gleichgewicht und fiel in einen grasbewachsenen Grabenstrich, der die Fahrstraße vom Fußwege trennte.

„Potz Nibelungen und Siegfried, wen schickt mir der Teufel!“ so gröhlte ihn eine Baßstimme an und Flammthal raffte sich erschreckt empor über einer andern Gestalt, die sich jetzt nur noch in Rippenstößen aussprach. Doch kaum hatte Flammthal wieder eine Art von Stellung, so schrie der Fremde: „Ist es Wunder, Traum oder Ahnung? Flammthal, bist Du aus den Wolken gefallen!“ — Der sah hin und mit den Worten: „J, Brüderchen, Du!“ gab er in einer Umarmung seine Wirklichkeit zu erkennen. „Ist es möglich, Franz, wie romantisch finden wir uns!“ Der vereinte erst die Trümmer seines Vesper- oder vielmehr „Vor-Feierabend-Essens“ und erwiederte dann:

„Ich bin nicht mehr Franz, sondern „Freilich“ geheißen, weil ich mich in Volksthümlichkeit erst recht eigentlich selbst geboren und hierauf auch selbst getauft habe. Doch Du hast mir meine Nack- oder vielmehr Reis-Wein-Flasche zerbrochen, hier ist nicht gut seyn!“ Flammthal schlug vor, aus dem Graben-Grase, in dem Freilich vorhin ein Schläfchen geübt hatte, nach einer Wiese sich zu erheben, wo die Schnitter zu arbeiten aufgehört hatten, und die als treffliches Plätzchen erschien, die gehabten Abenteuer schwatzend zu vertauschen.

Die gemüthliche Stelle war gefunden, Flammthal fertig mit der Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben und Freilieb erzählte nun, doch auf Bitten Flammthals mit erklärenden Einschiebseln für seine, aus lauter Deutschheit für Deutsche oft unverständlichen Worte also:

„Du weißt, Brüderchen, daß ich auf der Allschule oder Universität die Heilkunde sehr schnellgeistig oder genial wissenschaftete oder studirte; die Regier-Lehrer oder Rektoren brachten mich aber, statt mir gute Zeugnisse zu geben, sehr gebrechlich zu Papiere, weil ich Allerlei nicht wußte, was die Herren Regier-Lehrer Tages vorher sich auch erst wieder eingelernt hatten. Was war zu thun? Ich hatte eine Liebschaft mit der Tochter eines meiner Prüfer, beredete sie, mir Geld zu verschaffen aus dem Beutel des Vaters und zu dessen Strafe, kaufte mir nun auf einer andern Allschule eine Heilgelehrten-Ernennung oder ein Doktor-Diplom und ließ dann in einer kleinen Stadt meine Größe leuchten. Ich trat auf mit der thierischen Berührungskunde oder dem Magnetismus; aber mein schwarzes Geschick hatte mich in den Winkel der Ungläubigen geworfen, sie waren mit dem Thierischen schon so im Einverständniß oder en rapport, daß nichts anschlug; höchstens wurden die Kranken kränker und die Geduldige oder Patienten seyn sollten, waren anzüglich ungeduldig. Da dacht' ich mir mit der Hungerei oder Hungerkur zu helfen; das kann ich nun wohl im Eifer für die Menschheit ein Bischen zu weit getrieben haben, denn als ich eines Tages meine endlich musterhaft Geduldigen besuchte, waren sie, mit geringen Ausnahmen, sämmtlich Todes verblichen. Das wäre nun noch Alles gut gewesen, aber der Stadtsorge-Rath oder der Magistrat fand: meine Heilart werde der Eßwaaren-Abgabe oder der Accise höchst nachtheilig, so erhielt ich den schändlichen Auftrag, mich selbst über die Grenze zu bringen. Mein Gehirn war außer sich; ich doppelschrittete oder galoppirte aus dem höl-

lischen Nest, sprang über Graben und Hecken und als ich endlich ermattet bedachte, wie ich eben meine Füße benutzt hatte, fiel mir ein: daß ich den ganzen Tag meisterhaft turnte und wohl berufen wäre, eine Kunstreise zu machen und Turn-Anstalten zu errichten. Das hab' ich nun bis hieher gethan, und bin überall geblieben, so lange die Stadtsorge-Räthe mich so höflich behandelten wie sonst französische Einhausung oder Einquartierung. Jetzt zieh' ich eben weiter, und denke, zu größerer Ergiebigkeit, meinem Treiben noch ein Tiefstreben oder eine Tendenz mehr zu geben, dadurch: daß ich als Zukunftdeuter und Uebergeheimer, oder Prophet und Mystiker, mir einen Menschen-Abschluß oder eine Sekte bilde; mein Plänchen ist gemacht und willst Du bei mir bleiben, bist Du mir als Neubekehrter willkommen!"

2.

Indem nun Freilieb, mit der modernsten Art frommgenannter Begeisterung, seinem ehemaligen Allschul-Brüderchen Flammthal bewieß: auf welchen Wegen er seine Glaubenslehren-Gehirnlichte oder Religion-Ideen in klingende Münze umsetzen wollte, hörten beide Planmacher ein Gespräch, das hinter dem Heuhaufen abgehandelt wurde, und der pfiffige Flammthal begriff rasch: daß man Trieb hatte, in dem Städtchen G* ein Liebhaber-Theater zu errichten, und daß zwei Personen über das erste Stück des Repertoirs debattirten. Schnell wurde dem Brüderchen zugeflüstert: daß hier wohl naher Erwerb möglich sey, wenn sie sich als reisende Schauspieler zu erkennen gäben; Freilieb fand den Sp-ß behaglich und plötzlich fingen Beide an, mit ein Paar Brüll-Stimmen, die gewiß bei Jedem, der Zeit nicht entfremdeten Publikum die derbsten Hände in Bewegung gesetzt hätten, aus Schiller's Räubern die Scene des Karl Moor mit dem Pater zu kunstrednern oder zu deklamiren. Da schlichen hervor eine kleine wohl-

gerundete und eine langgezogene gefährlich dünne Gestalt, die von den beiden hitzigen Schauspielern in ihren Gastrollen auf der Landstraße jedoch lange nicht bemerkt schienen, obgleich die Fremden schon durch einige Bravo's ihre Gegenwart merklich gemacht hatten. Jetzt endete Karl Moor-Freilieb die Scene damit, daß er heftig auf die dünne Figur einschrie: „Schweitzer, bei den kunstnährenden neun Weibern oder Musen! Du giebst zwanzig Groschen Strafgeld, denn Du versäumtest Dein Stichwort!" — Pater-Flammthal riß ihn zurück mit den Worten: „Herr College, es sind Fremde, Deine Kunst-Exaltation läßt Dich Alles vergessen! —"

„Kunst-Besflammtheit!" so verbesserte Freilieb und bat um Verzeihung; doch die dicke Gestalt lachte scherzhaft, die dünne versichtig und Beide meinten: es sey ein überaus glückliches Fatum, zwei Schauspieler in ihrem Städtchen einkehren zu sehen. Die Spekulanten verfehlten nicht, sich vorzustellen mit zweien Schauspieler-Namen, welche durch Journal-Cirkel überall als theatralische Brillanten genannt sind, und mit schmeichelhaften Worten bat der dicke Herr, der sich als Bürgermeister Astern und seinen Gesellschafter als Justiz-Commissarius Ruschel präsentirte, die geehrten Fremden: bei ihm zu wohnen, und in einer theatralisch-artistischen Angelegenheit die ganze Stadt mit dem werthesten Rathe zu beglücken.

Die Eingeladenen sagten zuförderst: daß sie im letzten Jahr etwa funfzig Mal als unpäßlich auf den Zetteln standen und ihren Uebeln in einem Bade abhelfen wollten; endlich wurden sie jedoch zum Vern-len beredet, und dazu: sich im Hause des Herrn Bürgermeisters bedienen zu lassen.

Flammthal erspähte bald die Verhältnisse. Astern, ehemals Schreiber des seeligen Bürgermeisters, hatte in Siegwartischen Tagen dem Mondenscheine nicht widerstehen können, und da des Gebieters Tochter auch ein zart-

beſaitetes, leicht beſtrahltes Herzchen zeigte, wurden Beide mit Urſache, daß man dem Verfaſſer des Siegwart die ſtärkere Bevölkerung Deutſchlands verdankt. Der wüthende Papa mußte endlich ſelbſt in andere Umſtände kommen und nachgiebig die Ehre ſeines Kindes durch die Ehe bemänteln laſſen; die bald nach der Hochzeit erſcheinende Tochter betrachtete Aſtern als Geſandtin ſeines Glücks und nannte ſie Heroldine. Nach dem Hinſcheiden des Schwiegervaters erbte der Adjunktus Aſtern auch die Bürgermeiſterſchaft, verlor aber bald nachher ſeine Frau, und es blieb unentſchieden, welches von den beiden Ereigniſſen ihm die größte Freude erregte, denn aus der Siegwart'ſchen Liebſchaft war eine Sokratiſche Ehe entſtanden; nur ertrug ſie Aſtern nicht aus Weisheit, ſondern aus Furcht, die Erbſchaft zu verlieren. Ehe er dieſe hatte blieb er ſo höflich, wie ein Liebhaber, doch nach der Erbſchaft, war er — Bürgermeiſter. Dieſe Veränderung ward auch bei ſeiner Geſtalt merkhaft: als er ſeine Geliebte anbetete, war er ſo ſchlank und durchſichtig, daß er im Mondſchein gar keinen Schatten warf, als er aber die Frau anzürnte, perſonifizirte er durch ſeine Corpulenz auch im Aeußern die ſtarke Schattenſeite des Innern.

Heroldinchen, die zwar nicht weben, nicht ſpinnen, nicht kochen und nicht Heilkräuter bereiten konnte, glaubte ſich indeſſen doch gewaltig altdeutſch. Sie zählte faſt achtzehn Jahre, war einzige Erbin eines Vermögens, welches ſich mit den Stadtſchulden zugleich vermehrt hatte und ſollte Herrn Juſtiz-Commiſſarius Ruſchel heirathen, den der Vater weniger entbehren konnte, als ſeine Tochter. Ihr Zukünftiger zeigte ſich überall gefällig, und weil zu ihren ſteteſten Ideen die Errichtung eines Liebhaber-Theaters gehörte, ſo arbeitete Herr Ruſchel darauf hin, um Heroldinen zu gewinnen; ſie aber ließ ſich die Verheirathung mit ihm beſonders deshalb gefallen, weil ſie bei ihrer Theater-Lektüre

bemerkt hatte: daß die jungen Wittwen am geſuchteſten ſind und ſich allerlei erlauben dürfen; bei dem ziemlich alten und durch Aktenſtaub eingetrockneten Ruſchel hatte ſie nun allerdings Hoffnung, eine junge Wittwe zu werden.

Freilich prüfte das Vermögen Aſterns und fand, daß Heroldinchen, als einzige Erbin, ein Magnet ſey, der ihn zeitlebens vor der Hungerkur ſchützen könnte; doch mußte er beſonnen handeln, denn Herr Ruſchel war pfiffig und hatte bei den Curatel-Geldern gelernt: wie man Erwünſchtes ſich zueignet. Er war einer von den hellſehenden Juriſten, die da meinen: Themis ſpreche über ihre Blindheit: „dies thu' ich für euch Alle!" — und ſie drücke nur darum die Augen zu, damit ihre Diener thun könnten, was ſie wollten, und ſo hieß es denn freilich bei ihm ſtatt „gerecht" oft: geh' Recht! — Nebenher wußte er ſich aber doch beliebt zu machen, indem er klüglich aller ihm nicht ſchädlichen Narrheiten unterthäniger Beſchützer war; ſo denn jetzt von der, auch im Städtchen G* einheimiſch werdenden Liebhaber-Theater Epidemie.

Die beiden Schauſpieler waren ihm nur willkommen, weil er glaubte, ſie müßten bald wieder fort, und um ihnen auch nicht auf kurze Zeit Einfluß zu geben, ließ er ſich von Beiden als Direktor anerkennen, dagegen erhob er die Fremden zu Regiſſeurs, damit die Einheimiſchen Reſpekt bekämen; denn bei einer Verſammlung aller Spielluſtigen wurde deutlich: daß Jeder, der nichts wußte, in echter junger Schauſpieler-Natur mit ſtetem Beſſerwiſſen beginnen wollte.

Nach langer Wahl ſollte „Maria Stuart" gegeben werden, natürlich hatte Heroldinchen die Heldin. Herr Ruſchel nahm ſich direktormäßig, das heißt, ohne weitere Gründe, den Mortimer, der Herr Bürgermeiſter erwählte den Leiceſter; nun waren Freilich und Flammthal mit dem „Burleigh" und „Paulet" zufrieden. Die übrigen Rollen

wurden, damit Alles gleich so geschähe, wie bei größeren Bühnen, nach Gunst und Convenion besetzt.

Flammthal ließ, mit den Spekulationen des Freundes auf Heroldinchen vertraut, es zu, daß dessen Talente sich bei ihr lehrend und geltend machten; und da Sie und Er schon lange altdeutsch gespielt hatten im gewöhnlichen Leben, ging es mit dem Spiele Heroldinen's und Freilieb's ganz gut. Dessen Unterricht begann mit der schmeichelhaften Versicherung: daß, wenn sie bei einer größeren Bühne engagirt wäre, dort etwa sechs Lehrer mit sechs verschiedenen Ansichten und auch Gelegenheit bekäme, von zwanzig Schauspielern allerlei abzusehen, sie gewiß mit großer Eigenthümlichkeit auftreten und sicher auch eine Parthei haben würde. „Vor allen Dingen, Fräulein," so sprach Freilieb, „soll jetzt die Kunstrednerei recht gezogen seyn, die Klänge müssen nicht rein aus der Brust kommen, sondern dumpf, hohl und unterirdisch tönen und im ganzen Vortrage herrsche die Kälte, welche eigentlich — besonders seit von ihr die Franzosen in Rußland niedergeworfen wurden — die größten Schlagwirkungen oder Effekte hervorbringt, und die, als seit lange recht innig vaterländisch! — überall herrschend seyn muß. Sehen Sie, Huldin, eine solche Kälte, die aus den Schauspielern heraus weht, bringt alle Herzen zur Gefrierung, alle Zuhörer werden mit Gänsehaut überzogen und diese ist die höchste trauerspielige oder tragödische Wirkung, und unsere größeren Bühnen sind darin schon so meisterhaft vorgeschritten, daß nur von ihnen die vielen Erkältungen und Flußfieber ausgehen, womit alle Aerzte jetzt ihr tägliches Brod gewinnen.

3.

Flammthal belagerte indessen die Liebschaft von der Wiese und ward immer eifriger, je deutlicher die Jungfrau zeigte, daß sie durchaus treu seyn wollte. Der Schmetter-

ling war da, sobald sich Henriette in der Luft zeigte; er erklärte ihr seine Liebe in Prosa und Versen, sie sang:

Mehr gilt Scheue
Als die Reue,
Mehr gilt Treue,
Als das Neue!

Der Gereizte versuchte es nun mit Blumen und Bändern, die er in's Haus schickte; am nächsten Tage waren Gebhards, ihres Vaters, Ackerpferde damit geschmückt. Er wollte ihre Eitelkeit aufregen durch Beschreibung von dem herrlichen Leben, was sie vermählt führen würden, wenn er sie zur Schauspielerin bildete, vielleicht gar zur Sängerin, in welchem Falle sie jetzt noch besser durch die Welt käme, als der Gellert'sche Gürgen; aber Henriette versicherte: daß sie mit ihrer Zukunft sehr zufrieden seyn würde, da aus ihrem guten Wilibald alles Mögliche werden könnte, nur glücklicherweise kein Narr. Endlich gedacht' es Flammthal mit Sturm zu versuchen, aber in seinen Bülletins darüber hätte er sich sehr wiederholen müssen, es erfolgten jederzeit nur Maulschellen.

Schon wollt' er seinen Verstand für verbraucht halten, da brachte ein Ereigniß ihn in Gebhard's Haus. Man hatte nämlich über alles Einstudieren der „Maria Stuart" das Lokal zur Aufführung vergessen, denn das Rathhaus war so hinfällig, wie viele der neuesten Monumente, und die Beschädigungen darin hatten dem Bürgermeister schon viel Vortheil gebracht. Jeder bezahlte schneller, um nur wieder hinaus zu kommen, denn eine Anweisung zum jüngsten Gericht schien immer über dem Haupte zu schweben. Nun hatte aber Herr Gebhard sich eine vortreffliche Scheune erbaut und diese sollte er zum Schauspielhause umgestalten lassen; der Eigenthümer entschied aber: „er wolle die hochedle Bürgerschaft in ihrer Tollheit nicht bestärken, wenn schon zu bemerken sey, daß die Hundstage vor der Zeit

kämen.“ Das war nachdrücklich; der Bürgermeister wüthete, ſprach vom Zeitgeiſte, der alle Bande des Gehorſams aufgelöſ't habe, denn er hatte ſich, gleich vielen Gebietenden, gewöhnt zu glauben: die Quinteſſenz aller Weisheit läge in ſeinen Befehlen und die allerdings nothwendige Freiheit der Menſchen beſtände beſonders darin: daß Jeder thäte, was Er haben wollte. Seinen Zorn beſänftigend, erbot ſich Flammthal zum Unterhändler und leitete ſein Geſchäft klüglich.

Er hatte nämlich, weil in unſerer Zeit jede Begebenheit ihre Proklamationen und Prologen hat, wenn auch eben nichts Verheißenes erfolgt, die Letzteren vermehren müſſen zur Einweihung der neuen Bühne; ſein Werk ſollte natürlich eine Calderon'ſche Form haben, denn es gefiel den Tonangebern damals nichts, wenn es ihnen nicht ſpaniſch vorkam. In dieſen ſpaniſchen Mantel nun hatte Flammthal am Schluſſe auch eine Lobrede für Herrn Gebhard eingewickelt, welche alſo klang:

Daß den neugeweihten Tempel
Doch ein feſter Schutz umzäune,
Ließ, als ehrenwerth Exempel,
Muſen all, die holden Neune,
Gebhard heut' in ſeine Scheune;
Und giebt ſo der Kunſt den Stempel:
Daß ſie blühe, daß ſie wachſe,
Sich ernähre und ſich kleide
In dem Haus von Korn und Flachſe,
Und ſo nimmer von Euch ſcheide!

Dieſen Prolog nahm er mit ſich, als er zu dem Widerſpenſtigen ging; mit Vorleſung deſſelben und der Ausſicht: daß dieſer Prolog in allen Zeitſchriften gedruckt, Herr Gebhard alſo Allem, was leſen kann und will, als Kunſtbeſchützer bekannt werden würde, meinte er den Krähwinkler zu kirren.

Der ehrliche Schmiede-Meister hatte eben sein Schurzfell abgelegt und in seinem Haus-Gärtchen die Last des Tages in der Freude an der Natur vergessen, da trat, im Namen des Bürgermeisters, Flammthal zu ihm. Er begann, spanisch galant, mit zierlichen Vorwürfen darüber: daß Herr Gebhard so grausam seyn wolle, den Musen, diesen reizenden weiblichen Wesen, Gastfreundschaft zu verweigern; — aber kaum hatte der Schmidt begriffen, wohin das führen sollte, da erwiederte er kurz und derb: die Mamsell Musen, die er zu kennen nicht die Ehre habe, möchten sich nur ein ander Unterkommen suchen, wenn sie ihm nicht nächstens wollten dreschen helfen. Flammthal sprach nun von den vielen Einleitungen, die, auf Rechnung von Herrn Gebhard's Güte, bereits gemacht wären und hatte schon den Zipfel seines Prologs erfaßt, da stürzte athemlos und freudetrunken Henriette in den Garten und an des Alten Herz: „Vater, lieber Vater! Wilibald ist wieder da!" — Und nach wenigen Sekunden lag Wilibald an der andern Seite an Gebhard's Brust.

Recht innig war dessen Vergnügen, den ehrlichen Burschen, den er schon sehr vermißt, wieder zu sehen; er hätte ihm die Tochter gern gegeben, aber er ehrte den Grundsatz: Junge Leute müssen sich selbst helfen, nicht auf des Vaters Tasche rechnen. Nun aber hatte der Tuchmacher-Gesell Wilibald kein Geld, um selbst eine Werkstatt anzulegen, er sollt' es sich also verdienen. — Nach der ersten Wonne sah ihn jetzt der Alte forschend an und der Jüngling sagte eilend: „Zürnt nur nicht, Meister Gebhard, ich habe großes Glück gehabt!" — und dabei zeigte er schönes blankes Gold. Henriette jauchzte, aber forschender noch wurde Gebhard.

„Seht," erzählte Wilibald, „ich ging meines Weges, fragte in den Städten viel an: ob man mich zu ehrlicher Arbeit dingen wollte, aber überall war Vorrath und Viele

kamen in Schreck darüber: daß die Engländer auch fertige Tuchwaaren nach Deutschland schicken wollten, und die großen Herren Fabrikanten sind denn mit geringem Verdienst nicht zufrieden. Da schlich ich von einer Landstraße zur andern, war immer traurig und dachte: du wirst Jettchen und den guten Vater Gebhard in deinem Leben nicht wiedersehen können. Und ich lief auf jeden Berg, um noch etwas von der Gegend zu blicken, die ich hinter mir ließ, ob ich gleich wußte, daß ich unser Städtchen lange nicht mehr erspähen konnte, denn ich war wohl schon an die vierzig Meilen von hier. Und wie ich nun auch einmal einen Berg erstiegen hatte, da ging die Sonne eben unter über schönen Städtchen und Dörfern und ich fiel auf meine Knie, betete und weinte bitterlich. Indem ich nun so meinen Kopf tief zur Erde bückte, blinkte was, es war ein Ring, der blitzte stark in der Sonne und er war mir ein rechter Trost; denn ich meinte: daß mir in meinem Elende Gott gerade einen Ring zeigte, das wär' ein gutes Zeichen, weil ich doch immer an Jettchen dachte und ihr wollt' ich einmal den Ring mitbringen. So schritt ich muthiger wieder herab; und es begegnete mir ein andrer Wandergesell, der daher kam wo ich hin wollte, und wir fragten uns Allerlei; da sagt' er auch: Ja, ich gehe nun einen Weg, auf dem könnt' ich mein Glück machen. In M** ist es an den Ecken angeschlagen, daß ein vornehmer Herr einen Ring auf der Landstraße verloren hat, der viel werth ist, und den vierten Theil des Werthes will er dem geben, der ihn wiederbringt. Da hielt ich plötzlich meinen Ring in der Tasche fest; nur mocht' ich's noch nicht glauben, daß ich jenen hätte. Wir wünschten uns gute Wanderschaft und ich trabte, daß ich noch an dem Tage nach M** käme. Dort riß ich mir nun, weil es zum Lesen schon zu finster war, einen Zettel von so einer Ecke ab und ging in ein Gasthaus, las und las und seht, die Beschreibung paßte auf meinen Ring.

Es trieb mich fort; ich hatte kaum meinen Hunger gestillt, da ging der Mond auf und ich fing frisch an weiter zu laufen, denn der Mann, dem der Ring gehörte, der wohnte acht Meilen von M** auf einem Schlosse. Und ich marschirte die ganze Nacht, — 's ist mir recht sauer geworden und ich mußte oft ruhen! — da war ich denn erst Morgens acht Uhr bei dem Schlosse und ließ mich melden: von wegen dem Ringe. Und als ich nun zu dem vornehmen Herrn hineingeführt wurde, bin ich erschrocken und habe nichts sagen können, aber den Ring zeigt' ich ihm und da sprach er: das ist mein Ring! — Und wie ich nun wieder Athem hatte, forschte er mich aus und besann sich, daß er auf dem Berge war, um der Aussicht willen, und da hatte er ihn wahrscheinlich mit dem Handschuh abgestreift. Und nun fragte er: Ob ich mich schon erkundigt hätte, was der Ring werth sey? — Da sagt' ich: Nein! Und da wollt' er viel von mir selbst wissen und weil der Herr gar zu gut war, so erzählte ich ihm von Euch, Meister Gebhard, und von Jerrchen, na, ich erzählt' ihm Alles, was ich wußte, weil er so gern zuhörte. Nun trat er plötzlich auf mich zu, gab mir die Hand und sagte: Mein Sohn, geh' wieder heim, dir hat der Herr geholfen! — Ich kann's Euch gar nicht beschreiben, wie mir da ist zu Muthe geworden; so sehr ich mich auch schämte, ich mußte doch weinen. Und der Herr ging nach seinem Schrank und holte zwei Rollen heraus; na, nun rathet einmal, wie viel der Ring werth war?" so unterbrach Walibald seine Rede; Vater und Tochter weinten aber auch eben wieder vor Freude, da fuhr Jener fort:

„Sieh', sagte der Herr, der Ring ist über 3000 Thlr. werth, hier hast du 150 Friedrichsd'or; — da sind sie!" Und abermals ließ nun Walibald seinen Schatz sehen, indem er noch hinzusetzte: „Da wollt' ich gleich wieder fort, aber der Herr meinte: ich sey zu müde, und müßte wenigstens

den Tag und die folgende Nacht auf seinem Schlosse ausruhen. Das konnt' ich ihm wohl nicht abschlagen, aber am nächsten Morgen ging es schnell zurück und da gab mir der gute Herr noch einen schönen Gruß an Euch Beide zu bestellen."

Und es ward nun Fülle des Jubels im Hause Meister Gebhard's, Flammthal aber war stillfluchend von dannen gezogen, sprach in seinem Grimme bei dem Bürgermeister viel von der Impertinenz des Schmiede-Meisters und das Licht der Stadt beschloß, die Scheune gewaltsam zum Theater zu requiriren; weil es sich nicht zieme, daß der Einzelne gegen das gemeine Beste und die gemeine Freude sich auflehne.

4.

Herr Gebhard wurde weiter nicht gefragt; der Magistrat setzte ihm eine Art von Entschädigung fest, nicht nach dem Verhältniß, wie er zu nehmen, nur nach dem, wie er zu geben pflegte, und spielte nun in der Scheune auch fürerst das, was die Menschen am Besten spielen und in der Regel am Schlechtesten verstehen: — das Gebieten. Gebhard protestirte, berief sich auf das Recht des Eigenthums; aber die kleinen Despoten wissen selten, daß es nur einen Despoten geben darf: das Gesetz; und auch die Bürgerschaft grollte sogar dem Unterdrückten, denn bei der Menge gelten Jubel und ein neues Schauspiel für sie, allemal mehr wie Vernunft und Recht gegen sie; Herr Gebhard schien zuletzt auch Alles mit Duldung zu ertragen.

Die Theater-Anstalten schritten vor und Flammthal faßte nebenher ein andres Plänchen. Henriette war jetzt Wilibald's Braut, dessen starke Fäuste hatten in Jenem einen Schauder der Ehrfurcht erweckt, und wenn der nun baldige Tuchmacher-Meister ihm begegnete, merkte Flammthal wohl, daß Wilibald seine Faust für so competent hielt, als drei Instanzen und deshalb beschloß der Geschmeidige,

sich zu einem schwächer vertheidigten Liebchen zu wenden, nämlich zu Heroldinen. Daß er seinem Bruder Freilieb die Versicherung gab: ihn bei diesem Unternehmen nicht zu stören, genirte ihn nicht, denn er hatte bloß deshalb die Altdeutschheit noch nicht angezogen, weil ihn schon die Idee erschreckte: daß er sich das Worthalten angewöhnen könnte. Heroldinchen war denn auch rasch geneigt, dem gewandteren und brennenden Liebhaber günstiger zu seyn. Flammthal verdrehte ihr das Köpfchen mit Theater-Ideen immer mehr und versprach ihr schon im voraus den möglichsten Ruhm. Er äußerte: mit allen Rezensenten im Einverständnisse zu seyn, und ob man gleich immer so thun müßte, als mache man sich aus den Kritiken durchaus gar nichts, und im Gegentheil aller Welt täglich zu versichern habe: Man lese sie niemals! — doch sey es nothwendig, daß man die Herren ein wenig streichele und nur ganz in's geheim auf sie schimpfe. Mit dem Schimmer seines Einflusses und dem strömenden Quell seiner Lebensfeinheit herrschte er über die Eitle, und wußte sie rasch für sein Vorhaben dem launenhaften Freilieb abzugewinnen, was um so nöthiger wurde, da der mit ziemlicher Galle ihm hören ließ: „Heroldinchen ist meine Nehmung oder Prise und kein Andrer als ich soll ihr Liebedienerei oder Cour machen, sonst giebt das einen Schicksals-Knall oder eine Catastrophe, was gewissen Leuten doch eine Durchglühung oder ein Echauffement bereiten sollte!"

Ganz im Stillen rückte Flammthal seinem Zweck immer näher und der Theater-Festtag brach endlich auch herein. Der Dichter sprach seinen Prolog selbst; bestellter Beifall regte unbestellten an und der Applaudirte that hinter den Coulissen mindestens so vornehm, wie ein Schauspieler ohne Talent. Das Trauerspiel selbst gefiel der eingeklemmten Versammlung so außerordentlich, daß man vor freudigem Lachen und Klatschen die Mißhandlungen, die dem Dichter widerfuhren, kaum bemerken konnte. Die

Scene, wo die beiden Königinnen, wie die edle Bürgerschaft sagte, recht tüchtig von der Leber weg sprachen, erregte ihre Triumphe und eben sprach Heroldinchen zu der Frau Stadtschreiberin, der „Elisabeth", diese Worte:

Seht, ich will Alles eine Schickung nennen,
Ihr seyd nicht schuldig, ich bin auch nicht schuldig —!

da waren plötzlich Gebhard und Wilibald auf der Bühne, und der Erstere rief mit kräftigem Basse, indem er ein Papier zeigte: „Ja, diese Schickung ist eben gekommen, ich weiß auch, daß weder Mamsell Heroldine noch die Frau Stadtschreiberin schuldig ist, sondern der Herr Bürgermeister und die beiden Herren Komödianten haben Alles abgekartet!" und bei dem wahrhaft tragischen Entsetzen, was dieser sehr natürlich herbei geführte Theater-Coup erzeugte, las Gebhard einen Befehl der von ihm um Hülfe angerufenen Regierungsbehörde, nach welchem er, Angesichts dieses Schreibens, in seinem Recht restituirt und jeder Schade ihm zwiefach vergütet werden solle. Offene Mäuler und lange Gesichter gab es bei den Abziehenden und da Wilibald dem Flammthal gelegentlich immer näher rückte, fand der für gut, der Maria Stuart seinen Arm zu bieten und sich von den Brettern auch eiligst zu entfernen. Der Bürgermeister Leicester gab jetzt eine Scene, — der dieses Hoffmanns ähnlich, als er die Nachricht bekommt, daß auch er als Verräther genannt ist, — ganz vortrefflich, und quälte sich nun die Nacht hindurch mit Ruschel in Compagnie bei einem Entschuldigungs-Sermon an die Regierung. Dies hielt Flammthal, da ohnehin nichts Gutes zu erwarten war, für den besten Zeitpunkt, Heroldinchen und noch sonst allerhand von reellem Werthe zu entführen, und wahrscheinlich wird das Pärchen, wenn nicht Steckbriefe es verhindern, bald an einer großen Bühne, wo man vor lauter Gästen die Wirthe nicht mehr sieht, ihre Talente ver-

ſuchen. Auch Freilieb bedachte ſein Heil; kaum hatte er am nächſten Morgen die neue Mähr vernommen, ſo ſchnürte er ſein Bündelchen und eilt jetzt, das Hülfs-Geſchwader oder Corps der neuen Bekehrerin in der Schweiz, die nicht mehr Prieſterin der Freude ſondern des Jammers ſeyn will, zu verſtärken, da er ſeinem Drange nach einträglicher Frömmigkeit durchaus nicht widerſtehen kann und überzeugt iſt, daß die Anlagen: aus den Reichen Arme und aus den Armen Taugenichtſe zu ſchaffen, ihm durchaus nicht abzuſprechen ſind.

Drittes Abenteuer.

„So weit wären wir nun wieder!“ sagte Flammthal, der sich eben auf einen abgehauenen Baum niederließ, um einige Brombeeren, die er, als Nachreiflinge, mühsam zusammengesucht hatte, zu verzehren. „Wohl hab' ich manches Frauenzimmer sitzen lassen“ — fuhr er fort — „aber es ist pure Wiedervergeltung; denn mich läßt die Frau Fortuna in einem Jahr mehrmals sitzen, oder sie bringt mich eigentlich auf die Beine, indem ich von ihr überall verjagt werde, wo ich mich durch mein Genie, also ohne ihr Zuthun, angesiedelt hatte. O Du, auf einer Kugel dahinrollende Göttin! wenn Du fort und fort neidische Blicke auf meine Universalität wirfst, so wird die Flinten-Kugel die Basis seyn, auf der ich Dich zu suchen habe. Doch, ich bin ein Philosoph — wenn ich mich nur halb satt fühle! — und darum argumentir' ich also: Ist der Erde Tand nicht einen Schuß Pulver werth, so ist dagegen alles Pulver eines Menschen nicht werth, wie Ich die Ehre habe, Einer zu seyn. Darum wollen wir — ich und mein Magen — uns so an's Hungern gewöhnen, wie die Deutschen Weber; die am Ende werden ihren Magensaft dazu hergeben müssen: daß die Engländer Verdauungs-Maschinen damit in Gang setzen für solche hohe Personen, welche die Unzufriedenheit über Zoll-Systeme zu verdauen haben. — Aber — Spaß oder Ernst bei Seite! — was nun anfangen, wo

eben Alles aufgehört hat? — Noch einmal das Schauspieler-Wesen versuchen? Ja, wenn ich Alles wäre, was man als Schauspieler seyn könnte — dann möcht' es gehen, denn die wahre Schauspielkunst ist, wie die wahre Glas-Malerei, so z'emlich verloren gegangen; aber die Mittelmäßigkeit braucht zu viel Routine, als daß ich jetzt schon impertinent seyn dürfte in meinen Forderungen. Ja, bei mir können — allen meinen Collegen zum Trotz sey es gesagt! — die Rezensenten doch wirklich etwas Recht haben; ich bin ein miserabler Acteur, wenn ich nicht in eignen Angelegenheiten schauspielere, und ehe ich nun wieder — laut Ordre — an die Intendanten herum schreibe, um mir irgendwo eine Gastrolle zu acquiriren, da hat mich meine jetzige Fastrolle schon so weit gebracht, daß sich an mir die Würmer in Gastrollen versuchen. Doch thun muß ich etwas, um der Welt abermals zu zeigen: daß mein Mißgeschick gegen meine Mannskraft nur ein miserables Bürschchen ist. Bei den Musen! ist nichts an mir unsterblich, so ist es doch die Schaam bei dem Gedanken, daß ich mich erschossen hätte, weil ich mit dem armseligen Bischen Leben nicht fertig werden konnte!"

Er hörte jetzt von fern Stimmen; es waren Bauern, die allerlei Jagdgezeug herbeischleppten, und, da sie an Flammthal vorüber gingen, ihn höchst ehrerbietig grüßten und dann im Weitergehen wispernd die Köpfe zusammensteckten. Flammthal sah auch lächelnd auf sich hin; er trug noch den Rock mit dem Stern, den er gestern Abend als „Prinz" in „Emilia Galotti" aus der Garderobe brachte. Nach seiner Meinung hatte er die Rolle übermenschlich durchdacht; da aber das Publikum unmenschlich pochte, so hatte er menschlich geirrt und einige vom Dichter nicht vorgeschriebene Grobheiten gegen die Plebejer in's Parterre geschickt, so daß dieses wie ein Wald von Fäusten wider ihn anrückte, und er, dem Marinelli seinen Hut entreißend,

im paniſchen Schreck die Flucht ergriff, auch nicht eher ruhte, als bis er erſchöpft niederſank. Glücklicher Weiſe war er in einem Lande geweſen, wo man ſehr patriotiſch gewöhnte Beine haben muß, wenn man von ihnen nicht bei jeder Gelegenheit über die Grenze gebracht ſeyn will; ſo hatte er in ſieben Stunden zweier Herren Länder durchlaufen und war jetzt im Gebiet des dritten, aber — ohne einen Heller Geld bei ſich zu haben, und ſaß nun brütend vor ſeiner vermauerten Zukunft, allerlei Pläne durch den Kopf treibend.

„Soll ich's doch mit der Schriftſtellerei verſuchen?" ſagte er endlich wieder vor ſich hin, „und etwa eine „Zeitſchrift gegen das Zeitgift" herausgeben? O weh, ergriff ich da die unrechte Partei — und wo iſt die rechte? — ſo heißt's wohl gar: Punktum, Sand d'rauf! und dabei kömmt man unter den Sand, man weiß gar nicht wie! — Soll ich die literariſch-romantiſche Blumenflor bereichern, etwa durch „Zwangskraut," *) „Kreuzkraut" **) und „Halskraut?" ***) — Zwang und Kreuz wär' es, was mich triebe, um nicht endlich dem Hanf, dem vom Seiler bereiteten Halskraut in die Schlinge zu fallen. Auch könnt' ich die Saitenſpiel-Titel vermehren durch das Brummeiſen, denn fürwahr! Brummen und grollen darf ich mit dem Fatum. — Fatum? — Wenn ich es damit verſuchte! Das iſt jetzt der Souffleur der Dramatiſchen Dichter, und hat das erſchrieene Recht: eine ſtörende Wirkung hervor zu bringen; denn nur dazu iſt ja die chriſtliche Idee dem Schickſal überlaſſen und durch die Taufe mit poetiſchem Waſſer das Griechiſche Fatum in das Chriſtenthum hinein prozeſſirt; —

---

*) Catananche.
**) Senecio.
***) Trachelium.

das wäre jedoch nichts Neues und damit also wenig zu machen! Mit dem Türkischen Fatum könnt' ich's aber versuchen; denn ob es auch, wie jenes, unter unsern dramatischen Gestaltungen für immerdar auf der Fremden-Liste bleiben wird, so hilft es doch für eine Weile, und länger als ich lebe, will ich davon nicht leben. Entsetzliche Effekte werd' ich hervor bringen, mit dem Türkischen Schicksals-Spruche: „Einem Jeden ist sein Fatum um den Hals gebunden!" — Ich könnte dies bei meinen Personen gleich versinnlichen durch transparente Bilder, die ich in großen, steifen, altdeutschen Halskragen anbrächte — denn natürlich verpflanz' ich die Türkische Idee auf das Mittelalter, das sich ja jetzt ohnehin schon Alles und namentlich viel muß gefallen lassen, was uns undeutsch vorkommt — und solche Bilder machten gewiß Träume und Ahnungen zu Schanden, und zwar aus dreihundert Gründen. Denn erstens ist die Bilder-Spielerei Mode, das sind unbestreitbar hundert Gründe, zweitens kommen Träume und Ahnungen schon etwas aus der Mode, sie verlieren wenigstens funfzig Gründe, die ich meiner Idee gut schreibe, und drittens hätte man das allbeliebte Dekorationswesen — nach dem Zweck der Intendanten — recht eigentlich am Halse, welches meine Gründe sogleich um das Doppelte steigert. Es bleibt dabei: ich mische Französische Bülletins-Charaktere, Griechische Auffassung und romantisches Irrgehn; leime und reime Alles gut durcheinander mit einem Shakspear-, Calderon- Racineschen Ragout von Bildern, binde Alles mit der Türkischen Schnur zusammen und hänge nun mein Werk um mich in Lorbeer-Kränze, die ich mir durch selbstrezensirende Batterieen erringe. Vorläufig soll schon der Plan die Präliminarien meines Ruhms verkünden, und wenn mir ein Verleger dann Alles recht gut honorirt, so bild' ich mir wohl selbst ein: meine Werke hätten Eigenthümlichkeit."

Also begeistert wollte er nach der Schreibtafel greifen, um für irgend eine Zeitschrift seinen Plan nieder zu schreiben; aber die Taschen waren so leer, wie sie bei Theater-Prinzen zu seyn pflegen, und ärgerlich schritt nun Flammthal von dannen, seine Gedanken einstweilen im Gedächtnisse einsalzend, jetzt aber fest entschlossen, das nächste Abenteuer zu seiner Ernährung zu benutzen und mit Türkischen Maximen keck auf alle Gefahren los zu gehen. — Indem er so ermuthigt um sich schaute, gewahrte er überall Bauern, die Stangen und Jagdnetze trugen, und als er sich einem Haufen derselben nahte mit der Frage: „Kinder, was treibt Ihr denn hier?" gaben ihm Alle, ihr Haupt entblößend, die Antwort: „Ew. Gnaden werden ja wohl wissen, daß der durchlauchtige Herzog hier ein Treibjagen halten will, und da sind wir von dem Gutsherrn aufgebotenen zur Frohn-Arbeit. — Aber unsern Herrn Förster haben die Wilddiebe in vergangener Nacht so zerprügelt, daß er sie nun wohl vier Wochen wird ruhig stehlen lassen, und uns kann er nun auch nicht zeigen, was wir zu thun haben." — Flammthal hörte aufmerksam zu und rief in sich hinein: „Beim Sanct Hubertus, ich glaube, hier lassen sich Hütten bauen!"

Die nöthige Lokal-Kunde zu erspähen, ward dem schlauen Flammthal leicht; denn die Bauern waren ihrem gnädigen Herren sehr ungnädige Unterthanen, und ließen — so eifrig und beredt, als es der Groll zu thun pflegt — dem vermeinten Prinzen ihren Patron von allen seinen schwachen Seiten sehen, schon in der Meinung: er werde ihnen helfen können; welchen Glauben die sogenannten gemeinen Leute nur schwer von dem Stern auf einem Rocke zu trennen vermögen. So erfuhr Flammthal: daß die reichsten Güter in dieser Gegend dem Herrn von Schlukken gehörten. Ehemals Abt in einem Kloster, hatte er, als dies aufgehoben wurde, so viel für sich aufgehoben, daß

er den größten Theil des geistlichen Vermögens zu eigenem Nutzen weltlich machte; und wegen seiner Größe schien die Gerechtigkeit diesen Diebstahl unter die Heldenthaten zu zählen, denn er blieb unangefochten. Herr von Schlucken würde nun bis an sein Ende die beliebteste Zungen-Weisheit studirt haben, — aus der Unzahl von Kochbüchern, womit uns die Buchhändler jetzt so reichlich begaben, daß bald die ganze Literatur nur dem Magen dienen wird — wenn nicht die Gicht, die sich immer mehr in seinem Körper arrondirte, ihm zuweilen den Appetit verdorben hätte. Da er indessen von Tage zu Tage hoffte, daß seine Eß-Fähigkeit nicht allein wieder die ehemalige werden, sondern auch das Versäumte nachholen würde, so duldete er nicht: daß in seinen großen Waldungen irgendwo ein edles Wildpret — seine Lieblingsspeise — geschossen wurde, was er nicht selbst verzehren konnte; und so kam es nun, daß die Thiere und der gnädige Herr die Bauern in Compagnie chikanirten: denn das Vieh durfte hier auf den Feldern und in dem Eigenthum der Bauern wirthschaften, als ob es mit zur gnädigen Herrschaft gehörte. — Herr von Schlukken theilte übrigens auch die Wald- und Dorf-Bewohner nur in wildes und zahmes Vieh; daß die Bauern unter solchen Umständen mit den Wilddieben ein Schutz- und Trutz-Bündniß schlossen, ist begreiflich; und Herr von Schlucken konnte keinen Förster behalten, denn Prügel waren in der Regel der Antritts-Schmaus, mit dem man ihn zur Neutralität zu bewegen glaubte. So hatte man nun auch in der letzten Nacht versucht, einen neu angekommenen Förster neutral zu schlagen, und man hoffte viel von dieser Kur in einem entscheidenden Augenblick. — Es war nämlich die Klage der Bauern bis zum Herzoglichen Thron des Landes gedrungen, und um sich selbst zu unterrichten, ließ der Herzog dem Herrn von Schlucken melden: er wolle, zur Eröffnung der diesjährigen Jagd, auf seinen

Gütern ein Treibjagen halten. Dieſer hatte aber ſeinem Förſter eingeprägt, die Sache ſo ablaufen zu laſſen, daß ſein weiches Herz ja nicht erſchüttert würde von einer zu großen Todten-Liſte der Haſen; und ob nun dem Förſter beſſere Ideen eingeimpft waren, wollte man erwarten. — Mit einiger Theilnahme hatte Flammthal dies Alles durch die Bauern erfahren und errathen, und bot ihnen feierlichſt ſeine Hülfe an, indem er mit landſtändiſcher Beredſamkeit bewies: daß es der Prinzen angeſtammtes Recht ſey, ehrſamen Bauern und Bürgern zu dienen, mit welchem Vortrage er denn auch hier einen beſſern Effekt machte, als geſtern in ſeiner Prinzen-Rolle auf dem Theater, beſonders als er ſchloß in der Herablaſſung: mit den Bauern ihr Frühſtück zu verzehren. Nachdem er ſeinen Schützlingen protektorartig die Weiſung gab: nichts über ſeine Perſon zu verrathen, wenn ſie ihn etwa in einer Kleidung, worin er Alles beobachten werde, entdecken ſollten; eilte er, ſeinen Plan einzuleiten.

Wohlgemuth, den verrätheriſchen Stern einſtweilen mit Marinellis Hut bedeckend, ſchritt er an den Grenz-Marken des Herrn von Schlucken vorüber und ſuchte den Förſter von den nachbarlichen Gütern auf; harrte, um mehr zu imponiren, bis er Abends Licht im Förſterhauſe gewahrte, und als nun eben ein Wagen mit Geräuſch vorbeifuhr, klopfte er an und ward eingelaſſen. Er fand in dem Hausherrn einen ältlichen Mann, der nicht unterließ, dem beſtern-ten Rock die Honneurs zu machen, und dieſe wurden noch geſteigert, als Flammthal erzählte: daß er, um eines Scherzes, den er beabſichtige, ſeinen Wagen mit ſeiner Bedienung habe zurückfahren laſſen und hier ein Nachtquartier nehmen wollte; ja, des Förſters Ehrfurcht ging in's Unbegrenzte, als der vermeinte Prinz mit bekannter Hofmanier that, als wenn Alles ſein und Jeder nur da wäre, ſeine Befehle zu erfüllen. In geheimer Unterredung vertraute nun Flamm-

thal seinem, von Respekt zerknirschten Wirthe, daß bei dem Treibjagen, welches der Herzog dieses Landes in der Nähe veranstalten lasse, auch seine beiden Prinzessinnen mit erscheinen würden; er, der Erbprinz eines benachbarten Hofes, wolle sich mit einer derselben vermählen und bei dieser Gelegenheit unerkannt prüfen: welcher sein Herz am meisten geneigt sey? Zu diesem Zwecke bedürfe er aber eine, in dieser Gegend nicht auffallende Jägerkleidung, und die solle ihm der Förster borgen. Der konnte sich über diese Ehre gar nicht zufrieden geben, und um seinerseits sie nur in Etwas zu verdienen, ließ er seinem hohen Gaste auftafeln, was Küche und Keller vermochten. Flammthals zweiter Beweis der Herablassung fiel auch nicht schlechter aus, als bei dem Frühstück mit den Bauern; und als nun die Frau Försterin und ihr zierliches Töchterlein, auf unterthäniges Bitten, zum Handkuß gelassen waren — den aber Flammthal bei der Letzteren in eine Umarmung abänderte — begab er sich zu Bette und schlief, nicht wie ein Prinz, sondern wie Jemand, welcher der souverainen Natur nach starker Ermüdung seinen Zoll bezahlt.

Am nächsten Morgen stand unser Prinz — sein Kostüm einstweilen der Bewahrung empfehlend — als Förster wieder auf; denn der Hausherr hatte ihm seine besten Kleider, die ihre langen und treuen Dienste schon im Aeußeren kund gaben, in Devotion bereit gelegt, und nach wenigen Stunden sah Flammthal das Schloß des Herrn von Schlucken vor sich. Es lag recht sehr romantisch, und war gebaut in dem Babylonisch-, Phönizisch-, Chinesisch-, Lombardisch-, Byzantinisch-, Neugriechisch-, Arabisch-, Türkisch gemischten Styl, den wir mitunter Gothisch nennen. Flammthal betrachtete das Gebäude, welches für sein neuestes Abentheuer als Raum zur Einleitung dienen sollte, mit den nöthigen Reflexionen. Nach dem glücklichen Beispiel der neuesten Schicksals-Tragödien, die in ihren Introduk-

tionen gleich mit Wind beginnen — damit die Fatums-Posse wenigstens etwas Charakteristisches bei sich habe — war er zu windigem Auftreten bereit; doch, da man in unserer Zeit gewohnt ist, Alles ziemlich planlos auszuführen, so entschloß er sich, auch hier dem Zeitgeiste zu folgen, und die erste Person, welche ihm im Schlosse begegnen würde, als Mitgehülfin zu erwählen, und dann — je nachdem der Ausgang war — diese für den personifizirten Dolch seiner Ahnfrau, oder das Schicksals-Messer, welches zu seinen Mahlzeiten diente — für den Teufel, der ihm zu Liebe handelte, oder die Zigeunerin, die ihm schon in Mutterleibe als Hoffnung-Scheuche präsentirt war — zu halten. Sein Muth erhob sich mit dem Gedanken: daß er hier recht eigentlich als Vermittler der Gerechtigkeit auftrete; denn erstens wollte er den Bauern Erleichterung verschaffen und zweitens fand er selbst sich höchst übervortheilt bei der Theilung der Klostergüter, von denen er just so wenig begehren konnte, als Herr von Schlucken, und deshalb auf eben so viel Ansprüche zu haben glaubte, als jener besaß. Unter diesen Umständen meinte er hier rechtlich nehmen zu können, was sich nehmen ließ. — Solcher Entscheidung voll, betrat er den Schloßhof, und das erste menschliche Wesen, welches ihm entgegen kam, war eine große weibliche Gestalt an deren körperlichen Wohlhabenheit man die Rundungen in allen Dimensionen hätte studiren können; wodurch man leicht bemerkte, daß sie im Hause nicht zu den vernachläßigten Personen gehörte. Zwei Taschen aber, die sie als Aushängeschilder ihrer Würde trug, bezeugten es deutlich: daß sie Herrin von Küche und Keller sey, also von dem Reiche, nach welchem Flammthal so lüstern seyn mußte, als die Spanische Majestät nach den verlornen Goldgruben. Mit züchtigem Anstand nahete er sich seinem breiten Ziel und fragte: „Darf ich, meine Holde, wohl die Ehre haben, zu erfahren, wer Sie sind?“ — „Jungfer Benigna Fleder!“

lautete die Antwort, und Flammthal dachte bei ſich: Ho, ho! Die belog Dich wahrſcheinlich mit den erſten Sylben, die ſie zu Dir ſprach; Du brauchſt Dich alſo auch nicht zu geniren! — Er erzählte nun: daß er ein Förſter ſey, der, durch den plötzlichen Verluſt einer geliebten Gattin fortgetrieben, für ſeinen Schmerz Zerſtreuung ſuche; und darum biete er ſeine Dienſte an zu der Jagd, die hier nächſtens gehalten werde. — „O Du Benignus! O Du Geſegneter des Herrn! Hat mir doch in letzter Nacht von einem Wittwer geträumt und das bedeutet allzeit eine Hülfe Gottes!“ ſo rief Benigna und ſah mit Wohlgefallen auf Flammthals, auch noch in der verſtellenden Kleidung ganz leidliche Figur. — Faſt wäre der Abenteurer von jener Anrede etwas verblüfft worden, doch die Redſelige ließ ihm Zeit, ſich zu erholen, indem ſie alſo fortfuhr: „Meinem Herrn ſind Sie ein wahrer Troſtesquell in der Wüſte; unſern Förſter haben die nichtswürdigen Wilddiebe ſo zerſchlagen, daß ſie ihn beinahe um die letzte Oelung gebracht hätten; denn es bleibt ihm knapp Zeit dazu, ehe er zu Grabe geht. Auch den beiden Jägern ſind leider nicht alle Knochen ganz geblieben, und ſie befinden ſich außer Stande, die Jagd für den Herzog zu arrangiren: darum ſind Sie uns eine Schickung des Himmels, die wir mit Hoſiannah! empfangen.“ — Unter zierlichen Dankſagungen über die rhetoriſchen Blumen, welche Jungfer Benigna ihm bei dem Einzuge in dieſes Schloß ſtreute — mit einer Wortfertigkeit, als ob ſie jahrelang die Proklamationen verfaßt hätte, auf deren Erfüllung man mitunter noch warten kann, folgte Flammthal der Führerin in ihr Zimmer, wo ſie ihm einen Imbiß darreichte und ihn ausfragte über die Pläne für ſeine Zukunft. Er erfuhr bald: daß Benigna eine Ex-Nonne oder nach koptiſcher Sprache, in welcher Nonne die Reine heißt — eine Ex-Reine ſey, welche in allen Verhältniſſen die Wünſche ihres Herrn gehorſam erfüllte, und jetzt, da ſie ihn pflegen

mußte, gar gern einen Mitpfleger gehabt hätte. Sie ließ dem neuen Ankömmling deutlich merken: daß sich so etwas nicht allein mit himmlischen, sondern auch mit irdischen Freuden lohnen würde, welche Eröffnungen Flammthal voll inniger Rührung und mit Ausrufungen an seine Selige, deren gutes Herz er hier wieder gefunden zu haben vorgab, würzte. — Bald führte ihn Benigna nun auch zum Herrn von Schlucken. Er saß auf einem bequemen Armstuhl, der sich durch Rollen leicht nach jeder Richtung bewegen ließ; seine wohlbeleibten Außenwerke machten es sogleich unleugbar: daß er dem Katholizismus nicht allein beim Abend-, sondern bei jedem Mahle in dem Spruche: „Dies thu' ich für euch Alle!" sehr getreu geblieben war; denn er sah aus, als ob er lebenslang für seine ganze Heerde gegessen hätte. Nachdem Benigna den Rapport über ihren Traum und dessen schnelle Erfüllung beendet hatte, richtete Herr von Schlucken ein Perspektiv, das er in seinen sonstigen Geschäften als Abt zur Nonnen-Revision zu brauchen pflegte, auf Flammthal, den er ersuchte, seinen Hut aufzusetzen, um seine Figur im Ganzen würdigen zu können. Da dessen Kleidung wenigstens dreißig Jahre lang für eine höchst solide galt, so vermuthete Herr von Schlucken auch die vergangene Ehrlichkeit noch hinter dieser Hülle und übertrug ihm die Anordnung der Jagd, indem er, als ersten Beweis seiner Huld, ihm eine schöne Flinte zum Geschenk geben ließ. Der Jungfer Benigna Fleder aber trug er auf: diesen seinen, ihm für das Vergnügen des Herzogs jetzt unentbehrlichen Offizianten recht wohl zu bewirthen; und sie versicherte: daß sie aus diesem etwas abgezehrten Wittwer einen Mann erziehen wollte, der sich neben ihnen zeigen dürfe und ihrer Küche eine gute Empfehlung sey. — Nachdem nun der neue Förster dieselben geheimen Instruktionen empfangen hatte, welche den Vorgänger so schnell zu einem Zögling des Staates machten, wurde er in Gnaden ent-

lassen und begann jetzt die Operationen zu seiner Rolle als Bauern-Heiland.

Sobald Benigna durch ihr Mittagsschläfchen vom endlosen Schwatzen abgehalten wurde — denn bis dahin glossirte sie über den philosophischen Satz: daß im Leben Alles zu ersetzen sey, mithin auch einem betrübten Wittwer seine selige Hälfte — machte Flammthal die Runde bei den Amtleuten und Dorfschulzen, proklamirte sich durch ein offenes Schreiben des Herrn von Schlucken als einstweiligen Forster und schloß geheime Traktätchen, nach welchen er kein Treibjagen, sondern ein Fang-Hauptjagen veranstalten und ungehindert von allen Schußfähigen der ganzen Gegend wolle unter die Waldbewohner schießen lassen. Es sollten die Thiere einmal so unerlaubt behandelt werden, als die Menschen oft um eitlen Kriegsruhm; nur blieben freilich jene dadurch, daß für die Erfindung der Mittel: Menschen zu vernichten und zu verstümmeln, von jeher mehr Genialität und Talent verwandt worden ist, immer noch im Vortheil; denn bekanntlich hat man für Wildschutz mehrere in allen Lehr-Anstalten sanktionirte Werke, während der Menschenschutz noch nicht überall festgesetzt; vielmehr allerlei schwankenden Begriffen preisgegeben ist. Dieses Thema in zierlichen Vorträgen ausführend, brachte es Flammthal auch dahin: daß ihm die Amtleute und Dorfschulzen für die Befreiung von den vierfüßigen Prätendenten — die ohne Erlaubniß und Dank den Zehenten und noch etwas darüber auf den Feldern genossen oder zerstörten — Summen versprachen zum Menschenschutz: nämlich zur Unterstützung der Auswanderer nach Nordamerika und Rußland, wo die Ankommenden sogleich Alles finden — was sie mitbringen. — Sich in's Fäustchen lachend zog Flammthal dann freudig heim und hielt, standhaft in seiner Unröstlichkeit verharrend, die Tröstungen Benigna's über seine Wittwerschaft so rühmlich aus, daß man bei dieser musterhaften Geduld

wirklich versucht ward, zu glauben, er sey schon einmal verheirathet gewesen.

Flammt: als Einrichtungen waren kaum beendigt, da kam der Herzog an und mit ihm wirklich seine beiden Prinzessinnen. Herr von Schlucken hatte alle vorhandenen Noth- und Hülfs-Büchlein für den herzlichen Empfang erlauchter Personen in seinen Anstalten erschöpft. Bei jedem Dorfbecken hielten der Amtmann, der Schulze, der Pastor und der Schulmeister, Jeglicher eine, auch zwei Reden, und nichts rettete den Herzog vor dem Sturz dieser Wortflüssigkeit, denn Jungfer Benigna Fleder deckte die Breschen, welche des Herzogs Ungeduld in den Wall von Menschen hinein zu bringen wußte. Abgemattet von dem Tagelohn der Innigkeit und gelangweilt von unaufhörlicher Reim-Mosaik aus „gepreßt- fest, Lust- gemußt, betroffen- hoffen, Seele- verhehle, Herz- Schmerz, Sold- hold und trübe- Liebe" war endlich der Gefeierte bis an die Pforten des Schlosses gedrungen, wo der Festgeber die letzte Mund-Salve ihm selbst entgegen zu schicken gedachte. Leider hatte er aber lange in der Zugluft an dieser Stelle harren müssen, und das Podagra war viel früher angekommen, als der Herzog. Nur gewaltsam den heftigen Schmerz unterdrückend, begann er zu sprechen, ward aber von malitiösen Stichen zu einem obligaten O weh! gezwungen, so daß der Anfang der Rede etwa also klang: „Ew. Durchlaucht treuester Diener — o weh! — ist unendlich erfreut — o weh! — den weisesten Fürsten und rastlos thätigen Landesvater — o weh! — den Beschützer der Künste und Wissenschaften — o weh! — jauchzend begrüßen zu können — o weh!" — Laut auf lachte der Herzog und bat den Redner: sich die Plage nicht zu mehren, sondern seine theure Gesundheit zu bedenken. In launiger Stimmung bot hierauf die Durchlaucht dem Er-Abt den Arm zur Stütze und man ging nun an die Tafel, also zu dem Theil der Festlichkeit,

bei welchem allzeit die größte Liebe und Anhänglichkeit sich ausspricht.

Mit Geschmeidigkeit empfahl sich Flammthal gar bald dem Herzog, d. i. einem Förster in dieser Gegend nicht so viel Welt-Manier zugetraut hatte und darüber in Verwunderung gerieth. Schnell einsehend, daß die Schonung der Thiere hier ein Verderben für die Bauern sey, wurden die Jagd-Tage auch Schlacht-Tage; ungezählt bedeckten die blutigen Opfer Wald und Feld, und die Wilddiebe schafften dafür mehr herbei, als an Flammthal bezahlt werden mußte. — Der Herzog selbst berichtete dem Herrn von Schlucken über die reiche Beute und setzte gnädig hinzu, daß er ihn künftig öfter unterstützen werde in der Wohlthat: seine Bauern von einer argen Qual zu befreien. Herr von Schlucken mußte eine dankende Verzerrung auszudrücken suchen; aber für den Förster versparte er alle geheime Wuth, von welcher Benigna diesem mit Stoßseufzern den Prolog gab. — Begreiflich merkte Flammthal auch recht gut, was ihn erwartete; deshalb wollt' er sich vor dem Abzuge des Herzogs davon machen, und dem Herrn von Schlucken in einem lamentablen Schreiben äußern: daß seine Untröstlichkeit durch das entsetzliche Jagd-Verfahren der Herzoglichen Diener vermehrt sey und er nicht den Muth habe, das Antlitz seines gütigen Herrn wieder zu sehen. — In dieser Absicht waren die Hülfsbeiträge für Auswanderer — zu denen er bald selbst gehören und also sich die erste Anwartschaft ertheilen würde — beinahe sämmtlich schon eingeholt, und er gedachte, wenn er alle Gelder hätte, mit der nächsten Dämmerung seine Wanderschaft zu beginnen; da überraschten ihn zwei Diener des Herzogs, die zu Pferde ausgesandt waren, den Förster aufzusuchen, weil Se. Durchlaucht ihn eiligst sprechen wollten. Flammthals erster Gedanke war schnelle Flucht; weil er aber seinen Füßen ohnmöglich zumuthen konnte, was die nachsetzenden Pferde leisten würden,

so folgte er dem Ruf mit einem Restchen von Courage, welches aber gänzlich zu weichen drohte, als er bei dem unterthänigen Eintreten in das Zimmer des Herzogs — sein Prinzen-Costüm gewahrte.

„Herr Erbprinz von ***, Sie sind erkannt, wie Sie sehen!" so sprach jetzt der Herzog und Flammthal machte eine kleine Pause in seiner Aengstlichkeit. — „Ew. Hoheit müssen schon entschuldigen, daß ich Ihr Incognito durchbreche!" so fuhr die Durchlaucht fort; „das Vergnügen, Sie in meinem Lande zu begrüßen, konnt' ich mir nicht versagen!" — Was war hier zu thun? Flammthal mußte sich zum Aeußersten entschließen. Mit der anmuthigsten Bescheidenheit erkundigte er sich: wie sein Costüm hieher komme? und erfuhr nun: daß die Frau Försterin die Ehre, einen Prinzen bewirthet zu haben, nicht geheim hielt, denn sie meinte: eine geheime Ehre sey eine Art von Schmach. So drang durch Plauderei das Geschichtchen bis zum Herzog, der, durch die feineren Manieren Flammthals verführt, ihm leicht Glauben schenkte, besonders da auch der angegebene Zweck der Vermummung nicht verschwiegen blieb, weil die Hofleute mit einigen Winken die Liebenswürdigkeit der Prinzessinnen mehr zu beleben gedachten. Um sich zu überzeugen, befahl der Herzog: die Kleider des Prinzen herbei zu schaffen, und diese wurden zufällig eine unverwerfliche Bestätigung; wahrscheinlich hatte der Theater-Direktor von einem Kammerdiener die abgelegten Kleider eines Prinzen gekauft, denn der Stern enthielt das Wappenzeichen und die Devise eines regierenden Hauses. — So löste sich die Einleitung dieses Intermezzos, dessen schleuniges Ende Flammthal sehnlich wünschte; der Herzog aber schien ganz andere Gedanken zu hegen. — Da es seinem Lande, das ohnehin von keinem bedeutenden Umfange war, an einem künftigen Regenten nicht mangelte, sein politisches Gewicht aber noch geringer war, als sein Land, so fehlten die Wer-

ber um seine durchlauchtigen Töchter, und mit den vermehrten Jahren verminderte sich ihnen die Hoffnung zu einem Gemahl. Jede eröffnete Aussicht wurde demnach begierig verfolgt, und so, von vielen kleinen Fädchen gehalten, mußte der geängstigte Flammthal die Einladung zur heutigen Abendtafel annehmen und seine Toilette machen, so gut es gehen wollte. — Die halbe Verzweiflung erhöhte seine ohnehin leicht aufgeregte Laune, und sie kam in vollen Gang, als Herr von Schlucken und Benigna Fleder mit ehrfurchtvollem Entsetzen ihm jede etwanige Unbill abbaten, und ob nun gleich die Letztere in Trauer versetzt war, weil ihrer aufgehobnen Nonnenschaft schon wieder ein erträumter Liebhaber entging, so fühlte sie sich dagegen zerknirscht von Tanbarkeit, als Flammthal sie bei der Tafel hoch rühmte, wegen der guten Aufnahme in diesem Schlosse. Die Prinzessinnen aber wurden entzückt von der Unterhaltung; denn Flammthal wußte über tausend Dinge ein sehr ausgezeichnetes Nichts zu sagen, und sprach mit allem Aufwand seines Athems unter Anderem: von der Vortrefflichkeit des Verfahrens, um ausländischer Waaren willen auch das Geld ausländisch zu machen; von den erstaunlich klaren und humanen Ansichten des Barons von Gail über die absolute Geringfügigkeit der Nichtadligen; über die hohe Christlichkeit der Juden-Verfolgung, die erstaunliche Höflichkeit der Literatur- und Theater-Rezensenten und die unbegreifliche Bescheidenheit selbst der miserabelsten Schauspieler: er detaillirte die höchst antike Auffassung in Grillparzers „Sappho" und die poetische Hoheit im „Hund des Aubry;" kam dann auf die viel versprechende Knabenhaftigkeit der neuen Alt-Deutschen; rechtfertigte die Gottlosigkeit der Parisien; pries die Intelligenz der Inquisition und die Energie der Folter als die erhabensten Mittel, in allen Dingen eine Uebereinstimmung hervorzubringen; drückte seine Freude aus über die vielen Ferial-Geschäfte hoher Versammlungen; empfahl

den Hunger als das beste Motiv, den Erfindungsgeist der Künstler zu nähren; bewies dann: daß unter allen Haupt- und Staats-Instituten ein Theater-Ballet das nothwendigste sey; daß eine schlechte Erziehung eigentlich das Leben erst recht mannigfaltig und interessant mache, und schloß seine Abhandlungen endlich mit einem Recept zu guter Schminke und den Angaben über die Scharfsinnigkeit und Phantasie in der Erfindung einer neuen Art von Papillotten. — Ganz außerordentlich amüsirt hob man die Tafel erst sehr spät auf, und nach Luft ringend stand endlich auch Flammthal in seinem Zimmer, wo er die, ihm zugeordnete Bedienung sogleich von sich entfernte und dann einen Brief an den Herzog schrieb. — Er vertraute ihm redlich den Anlaß zu seinem verwegenen Abenteuer, welches er mit dem Drange, sein geringes Talent als Schauspieler zu üben und durch die Lust, den gequälten Bauern zu helfen, einigermaßen zu entschuldigen suchte. Diesen Brief legte er auf den Tisch, trennte den ominösen Stern vom Rock, passirte nun durch das Fenster aus dem Zimmer, welches glücklicher Weise im unteren Geschloß lag, und so, sich glücklich preisend, daß er einer schauderhaften Aufklärung entgangen war, saß er nach einer Stunde, die erfrischende Nachtkühle einsaugend, auf demselben Baumstamm, bei welchem die erste Scene dieses Schwankes spielte. — Rings um ihn her beschien der Mond die Schlachtopfer seiner Politik — denn noch war es nicht möglich gewesen, die Jagdbeute überall wegzuschaffen — und Flammthal verglich das, in seiner Tasche klingende Geld mit den Subsidien, welche das Brittische Handelsvolk oft nach allen Richtungen versandte, um ungefährdet Andre todt spekuliren zu können. So fand er sich und seine That selbst in moralischem Vortheil und beschloß nun, mit dem gewonnenen Sümmchen nach einer fernen großen Stadt zu ziehen, und dort sich einen Gewerbschein zu lösen auf bestellte und bezahlte öffentliche Anzeigen, als: Danksagungen für

Aerzte, die unheilbare Kranke heilten; Bitten an Schauspieler und Schauspielerinnen, Rollen zu geben, die sie nicht spielen können und doch gern spielen möchten; Aufforderungen zur Wiederholung von Vorlesungen, die so leer waren, als der Saal, worin sie gehalten wurden, und zur Fortsetzung von Literatur-Erzeugnissen, bei denen Keiner den Anfang machte, sie zu kaufen. Daneben gedenkt er auch seine fatalistische Idee für das Theater auszuführen, doch, statt die Türkischen Maximen zu versinnlichen, will er nun lieber wieder den Hanswurst auf die Bühne bringen, ob auch darüber Gottsched jetzt erst zu einem Geiste würde, der ihm zürnend erschiene. Flammthal verspricht sich viel von einer Fatums-Pritsche, welche er, auf echtdeutsche handfeste Weise, durch die mystifizirte Bühnen-Region will sausen lassen, und sollte diese Idee irgendwo zur Ausführung kommen, so ist Er der Schöpfer und Poet — welches bei den Alten gleichbedeutend war — wenn er sich auch, in bescheidener oder klüglicher Furcht, auf den Theater-Zetteln nicht nennen sollte.

Viertes Abenteuer.

Seinem Vorsatze getreu, hatte sich Flammthal in einer Residenz als Gelegenheits-Commissair angesiedelt, und in ergiebigen Geschäften sein Theater-Scandal als „Prinz" in „Emilia Galotti," seine Jagd-Abenteuer und sogar die nun verjährte Entführung seiner geliebten Heroldine fast gänzlich vergessen. Er gab sich zu einem Noth- und Hülfs-Menschen her, schrieb rüstig Rechtsgesuche und Luftspringer-Annoncen, Todes-Anzeigen und gereimten Hofedienst für hohe Geburtsfeste; Reden für verlegene Landes-Deputirte und sinnige Worte für Schauspieler, die sich auf den

Herausruf gefaßt machen; Antikritiken und Liebesbriefe; er diente Stammbuch-Freunden und Polterabend-Spielern, bei Allem aber ſich ſelbſt am meiſten. Jeder Unbehülfliche wurde es gewohnt, den Herrn Mallhaft — dieſen Namen hatte er ſich aus Flammthal componirt — als einen Sparpfennig des eigenen Geiſtes anzuſehen, um in Nothfällen damit zu prunken. Herr Mallhaft ließ ſich aber nicht allein die Arbeit, ſondern auch das Schweigen bezahlen und konnte bald ſo brillant leben, wie ein renomirter Juſtiz-Commiſſarius. — Zu ſeinem Zweck und ſeiner Luſt erſchien er an allen öffentlichen Orten, machte überall Bekanntſchaften und fand überall Aufträge; denn der Zufall war ihm ſtets ſo günſtig, wie die Menge der Geſetze den Rechtswendern. — So ſchlenderte er einſt auch nach einem der Weinhäuſer, wohin jetzt Viele ihre Habe tragen, weil ſie daheim ihr irdiſches Vermögen nicht für ganz ſicher halten und ihr geiſtiges aus der Gluth des Magens zu vergolden gedenken. Vorbei an einer Weinlaube, in der zwei Männer bei den Flaſchen ſaßen, wollte er einlenken nach der Stube des Wirths, da war es ihm: als habe er einen der Trinker ſchon geſehen; doch vergebens ſuchte er ihn in ſein früheres Leben einzuordnen. Neugierig gemacht, beſtellte er ſich eine Flaſche nach jener Laube und bei den Herren die Erlaubniß erbittend: Platz nehmen zu dürfen, ſaß er bald als dritter Mann unter dem Laubdach. Ein Geſpräch, in welchem Flammthal ſeine Trinkgefährten auszuforſchen ſuchte, war raſch im Gange. Der Eine, der ihm nicht fremd zu ſeyn ſchien, zeigte nicht ſonderliche Laune, der Andre aber blieb in burſchikoſem Leichtſinn und ließ einen Muſiker errathen; denn er ſprach über die Muſik mit Enthuſiasmus und daneben noch über Vieles mit Dünkel und Unwiſſenheit, wie das ſo iſt in einer Zeit, wo Töne am meiſten gelten, und man von Allem nicht das eigentlich Wiſſenswerthe, ſondern höchſtens die Noten dazu kennt.

Das Gespräch betraf nun fürerst — da die Politik ein taubstummes Wesen angenommen hat — die Bühne, und der Burschikose pries die Oper als den Zusammenfluß der Künste, wobei Flammthal wenig Glück machte mit der Bemerkung: dieser Zusammenfluß wäre ohngefähr so, als der von den Farben auf der Wasserfläche eines Papierfärbers; es läuft da Alles untereinander, wie es der Wasserbewegung gefällt; Buntheit ist hier der Zweck und Zufall der Meister. Zu seinem Heil griff aber der Ernste das Wort Zufall auf und erzählte einige sonderbare Züge, welche von Flammthal vermehrt und so unterhaltend wurden, daß der Burschikose ausrief: „Der Zufall soll leben!" und Alle tranken darauf. Immer lustiger werdend plauderte Flammthal manches Anekdötchen von seiner Praxis aus und sagte endlich: „Ein eigener Spaß ist neulich geschehen und ein Ehemann nicht übel geprellt worden. Lassen Sie sich erzählen! Eine galante Frau empfing von einem Hausfreunde einen herrlichen Shawl; Madame wagt ihn aber nicht zu tragen, weil der Herr Gemahl augenblicklich erkennen würde, daß die Geld-Mittel seiner Ehehälfte nicht zugereicht haben konnten. Hier mußte eine verschmitzte Freundin aushelfen. Sie geht zu dem Manne, bietet ihm den Shawl zum Verkauf an, versteht sich, zu einem Spott-Preis, mit dem er gelockt werden soll. Der Abscheuliche findet ihn aber noch zu hoch, und die List scheiterte. Jetzt forderte die Freundin meinen Rath; ich ließ Lotterie-Loose schreiben, mit denen mußte sie wieder zu ihm. Richtig zieht der Betrogene, auf Zureden, eine Nummer; seine Frau läßt sich zur Annahme des Looses noch sehr nöthigen, und hat nun natürlich den Shawl gewonnen." — Des Ernsten Gesicht war immer faltenreicher geworden; Flammthal gewahrte dies aber erst, als er endete und der Burschikose mit jubelndem Lachen schrie: „Der Zufall soll leben!" — Flammthal stierte ihn etwas verlegen

an, endlich wieder auf den Ernſten hin. Dieſer ſah mit glühend-rothem Antlitz in ſein Glas und plötzlich wußte Jener, woran er war, indem der Burſchikoſe ausrief: „Meines Freundes Frau hat ganz neulich auch einen Shawl durch Verlooſung gewonnen!“ — „Alle Teufel! da haſt Du einen ſauberen Streich gemacht!“ — Dieſer Gedanke fuhr Flammthal durch den Sinn, und bei dem fortdauernden Lachen des Burſchikoſen ſann er auf geſcheidte Wendung und ehrſamen Rückzug. „Wenn mein Geſchichtchen auf Sie paſſen ſollte, müßten Sie der Kaufmann H*** ſeyn?“ — ſo fragte Flammthal, eine erfundene Perſon nennend, und bei den Worten: „Nein, ich bin der Hofrath Vollban!“ wurde dem Ernſten das Herz ſichtbar etwas leichter. Den Namen Vollban hatte Flammthal wohl ſchon gehört, wußte aber gewiß: daß der mit dem Looſe betrogene Ehemann ihm verſchwiegen worden war, und ſo konnte es dieſer Herr Hofrath gar wohl ſeyn. Um nun ſeiner Geſchäftsführung den möglichſten Credit zu erhalten, hielt er es für gut, die erwähnte Freundin über ſeine Unvorſichtigkeit in Kenntniß zu ſetzen, damit, wenn hier der Zufall ſeine romantiſche Laune hatte, ihm mit neuer Liſt begegnet würde, ehe Herr Hofrath Vollban bei ſeiner Frau den Inquirenten ſpielte. — Dies beſchließend, brach er das fortgeſetzte Geſpräch über die Schlauheit der Frauen ab mit dem alten Sprüchlein:

Zum Welt-Weh thun drei W gar viel:
Vom Wein und Weib und Würfelſpiel;
Und leicht, hält'ſt Du nicht feſtes Ziel,
Haſt Du an einem W zu viel!

und indem er hinzuſetzte: daß ſein W und Weh dies Mal am Wein ſich zeigen könne, wenn er noch weiter trinke, empfahl er ſich, um eilend Vorkehrungen zu treffen. — Jene Freundin hatte eben Thee-Geſellſchaft, Flammthal ließ deshalb um ein Paar Augenblicke Gehör im Vorzimmer

bitten; sie kam am Arm einer andern Dame, welche ihre Verlegenheit nur schlecht verbergen konnte, als sie plötzlich nach einer sonderbaren Pause, den Ruf: Heroldinchen! vernahm. Es war Flammthals ehemalige, ihm in D*** entführte Geliebte, und diese — keine andere als die Frau Hofräthin Vollban, wie sich dies nach einigen raschen Fragen ergab, welche Flammthal mit der heutigen Losung: „Der Zufall soll leben!" beschloß. — Beide Theile waren zu sehr schon im Weltren geübt, als daß sie nicht gegenseitig allerlei Unwürdiges sich lachend und schnell hätten vergeben sollen, und Heroldinchen fand, nachdem Flammthal erzählte; was ihn hieher führte, schnell Rath. — Mehrere Männer, auch der Hofrath, wurden noch in der Gesellschaft erwartet, um die Frauen abzuholen, und ihm sollte dann beigebracht werden: daß, weil Flammthal endlich seine Entführte ausspähte, er sich an dem Entführer — von dem er wußte: daß er ihn noch heute näher kennen lernen würde — mit Erfindung jener boshaften Pointe habe ein wenig rächen wollen, und er ließ sich mit solchen Blicken und Tönen, denen er sonst im Staube diente, zu dem Complotte anwerben; aber nicht der Pfeil Cupido's sondern das Schwert der Nemesis war die Waffe, nach welcher er im Stillen griff. —

Flammthal wurde nun, damit die etwas lange Verhandlung sich schnell abkürzte, in den Thee-Klubb hinein gezogen, wo sämmtliche Damen, während die Herren am Whisttische saßen, eben in Lobeserhebungen über einen schönen Schauspieler ganz außer sich geriethen und auch noch eine halbe Stunde hindurch weiter rühmten. Dann war eine Minute lang von Göthe's „westöstlichem Diwan," zehn Minuten von einem neu engagirten Pariser Kapellmeister, der die echte Französische Stimmung wieder bei uns herstellen soll, und eine Viertelstunde von der Kunst-Ausstellung die Rede, nämlich von den Portraits, die man dort gesehen

hatte. Ferner koſtete ein Maskenball wieder eine halbe Stunde, dazwiſchen hatte man die lieben Kinderchen für einen Augenblick erwähnt, dann fünf Minuten verwendet, um auf das Geſinde zu ſchelten, und endlich war ein allgemeines, nicht endendes Geſpräch über Franzöſiſche Handſchuh im Gange, da wurde das Thee-Gewäſch — bei welchem Flammthal den Beobachter ſo eifrig ſpielte, als ob er in einer Zeitſchrift einen ſtehenden Artikel von Thee-Kritik in unmäßigem Maaße gewiſſer ungenannten Theater-Kritiken liefern müßte — unterbrochen durch Ankunft derer, die ihre Hälften ſich wieder heim holten; unter ihnen war der Hofrath. — Er wunderte ſich nicht wenig, hier ſeinen Trinkgefährten zu ſehen; ſeine Frau zog ihn aber auf die Seite, um ihm von dem entſetzlichen Schreck zu erzählen, der ſie überfallen, als ſie in dem Menſchen jenen erkannte, den ſie einſt, um ihres lieben Vollbans willen, abgewieſen habe, und Flammthal — der ſich nun erinnerte, ſeinen Nebenbuhler in D*** ein Paar Mal flüchtig geſehen zu haben — erneuerte mit ſeinem Bericht über die That der Rache die Bekanntſchaft von heut; der Hofrath ſah aber dabei gar nicht aus, als ob man ihm beſondere Anlagen zum Glauben zutrauen dürfe.

Flammthals frühere Beobachtungen hatten ſich aber beſonders Heroldinchens Augen zum Ziel genommen und bald entdeckt, daß deren feuerſprühende Batterien auf einen whiſtſpielenden jungen Rittmeiſter gerichtet waren, der, auch mit hinlänglicher Munition verſorgt, ſchwerbeladene Blicke zurück ſpedirte. Da er nun eigentlich ein wahres Whiſtſpiel im Reiche der Liebe trieb, ſo war es kein Wunder: daß bei dem gewöhnlichen fortwährend über ihn geſchrieen wurde, welches er indeſſen nur mit der Börſe empfand. Weiter bemerkte Flammthal, als hier geſchieden ſeyn mußte, daß der Herr Rittmeiſter das einzige Handwerk, welches der Adel in großer Geſchicklichkeit treibt und treiben darf:

nämlich das Händedrücken mit Schönen, ganz vortrefflich verstand, und seinen Beruf zu geheimen Aufträgen bewährte er, indem er ein einziges Wörtchen, welches ihm Heroldinchen zuflüsterte, augenblicklich begriff. Flammthal begriff aber auch, daß dieser Herr Rittmeister wahrscheinlich der Shawl-Spender und ein Geschäftchen der Vergeltung wohl gar anzuknüpfen sey, wozu er sich auch vorbereitete. Ueber den Rittmeister war leicht das Nöthige zu erfahren. In fremdem Dienste stehend, besuchte er hier auf kurze Zeit einige Verwandte, wählte zum Zeitvertreib das Liebes-Abenteuer mit Heroldinchen, und kostbare Geschenke, die ihm bei großem Reichthum zu geben nicht schwer wurden, sollten ihn so schnell zum Ziel führen, daß er nach seinem sechswochentlichen Urlaub das neue Liebchen ohne Sorge vergessen konnte. Heroldinchen meinte aber die Sache ernstlicher und da sie Flammthal nur der Geld-Speculationen fähig hielt, seine Gewandtheit aber zu benutzen gedachte, erkohr sie ihn — als er Gelegenheit nahm, ihr zu zeigen: daß er den neuen Herzens-Wandel wohl durchschaute — zum Vertrauten, und er war es, der eine Entführung begünstigen sollte, zu welcher Heroldinchen den Rittmeister höchst geneigt glaubte.

„Dir wie mir!" dachte Flammthal und ward nun Diener zweier Herren; denn auch der Hofrath entdeckte ihm, sich näher nach dem Shawl-Geschichtchen erkundigend: daß er nur Mittel suche, um, ohne die Pflicht der Ernährung übernehmen zu müssen, eine Scheidung mit seiner Gattin begründen zu können; und da ihm Flammthal äußerte, auf welche Weise noch ganz andere Gründe sich würden auffinden lassen, sagte er, diesmal höchst zufrieden an die Ränke seiner Gattin denkend: „Dir wie mir!"

Der Urlaub des Rittmeisters ging zu Ende und Heroldinchen gehörte nun richtig auch schon zu den Gegenständen, die er gern zurück ließ; sie aber hatte in günstiger Stunde das Versprechen von ihm erhalten: daß er sie ent-

führen und zur gnädigen Frau machen wollte. Er fand sie jedoch schon viel zu gnädig und hörte Flammthals Vorschläge, wie sich die Entführung am besten vollbringen ließe, sehr kühl und nur mit moralischen Unterbrechungen an, so daß dieser mit seinem eigentlichen Plan hervor rückte. Danach sollte der Rittmeister die Entführte nur bis zur nächsten Poststation begleiten, dort würde der Hofrath Vollban schon seyn, und sein geliebtes Weib gewaltsam wieder zurück führen. Eigentlich war aber dieser Streich darauf berechnet: dem Hofrath, der mit mehreren Freunden im Posthause harren wollte, Zeugen für die Untreue seiner Frau zu schaffen. Der Rittmeister nahm den Vorschlag an, und man sah nun der ereignißvollen Nacht entgegen.

Ein Geschäft vorschützend, nahm der Hofrath auf ein Paar Tage von seiner Gattin Abschied, und Flammthal hatte versprochen, sich sogleich auf ein Pferd zu werfen und voraus Nachricht zu bringen, sobald er die Beiden abfahren sähe. — Es war eine mondhelle Nacht, da hielt um elf Uhr die Extrapost vor dem Hause des Hofraths, und Flammthal bemerkte, ohnfern an einer Straßenecke lehnend, ganz deutlich: wie die Frau Hofräthin von ihrem Anbeter, der sich in einen Ueberrock verhüllt hatte, an den Wagen geführt wurde, sah Beide einsteigen und jetzt ritt er triumphirend von dannen, die Siegeszeichen an rechter Stelle zu verkünden. — Jubelnd wurde er im Posthause empfangen, denn der, übrigens reiche Herr Hofrath, freute sich höchlichst darauf, nun das Jahrgehalt für die bald von ihm Geschiedene zu ersparen. Er ließ in dieser Aussicht seinen Freunden, bei denen auch der Opern-Enthusiast war — der die Landflüchtige, unter Klavier-Begleitung eines im Zimmer stehenden, abscheulich schlechten Instruments zu begrüßen gedachte, mit dem bekannten Gesange:

Die Katze läßt das Mausen nicht,
Die Weiber naschen gern! —

schen vorläufig auftischen, was das Haus vermochte. — Bei dem ersten Posthorn-Schall begann Jener auch zu präludiren und jetzt die Zeilen zu singen, als die Thür sich öffnete und die Frau Hofräthin herein trat. Aber der Gesang starb ihm auf der Zunge und sämmtliche Herren zogen gar lange Gesichter, als sie, statt des Rittmeisters, hinter der Dame einen — bedeutenden Polizei-Beamteten erkannten. — Dem Rittmeister hatte bei dem Gedanken an einen solchen Betrug das Herz geschlagen; er war in aller Stille davon gereist, vorher aber so ehrlich gewesen, der Frau Hofräthin schriftlich das abscheuliche Verhaben gegen sie zu entdecken, ohne in seinem Schreiben seines Verhältnisses mit ihr zu erwähnen. Mündlich mußte der Bote bestellen: der Herr Rittmeister sei plötzlich abberufen worden, und die Hofräthin verstand den Wink. Sie benutzte nun aber den Brief, ihre Verräther zu strafen, indem sie jenen Polizei-Beamteten sich zur Begleitung erbat, um hier über ihres Mannes und seiner Complicen sauberen Streich — von dem sie behauptete: ihn gleich Anfangs geahnt und alle Mitspielende getäuscht zu haben — die volle Bestätigung zu finden. Sie allein stand also jetzt triumphirend unter den erschreckenen Männern und ihre Blicke sagten zu Jedem, der sie ansah: „Dir wie mir!" Und da sie hier und später erklärte: daß sie mit einem solchen theatralischen Kabalisten von Hofrath nicht mehr leben wolle und in seinem Verfahren gegen sie er deutlich als schuldiger Theil erschien, so mußte er ihr nicht nur ein bedeutendes Jahrgehalt bewilligen, sondern auch den Spott der ganzen Stadt tragen, nachdem der Vorfall bekannt wurde. Flammirbal aber war oft nicht wenig beängstigt, wenn er an die Rache des erzürnten Weibes dachte; sie ist ihm auch nicht lange ausgeblieben und Keiner der Theilnehmer hat bei der Erinnerung an dieses Abenteuer jemals Ursach gehabt, auszurufen: „Der Zufall soll leben!"

Die Hochzeiten.

Erstes Kapitel.

Die Familie des Oberförsters Arnold hatte den Neujahrstag geschäftig verlebt, nach dem, auf Volks-Sage gegründeten Sprüchlein der Hausmutter: „Wer am ersten Tage des Jahres fleißig ist, dem glückt die Arbeit im ganzen Jahre!“ Da saß nun noch am Abende der Oberförster bei dem Rechnung-Schlusse, Frau Beate unterrichtete ihr Pflegekind Josephe, eine Waise, und streifte zuweilen in das Küchengebiet. Mathilde, die Tochter, spann, und der Baron Theodor von Burg, der, um des Jagdvergnügens, auf Wochen Gast des Oberförsters war, schrieb Verse, wozu ihm Mathilde nebenher die Reime geben mußte.

Fritz, der Sohn, kam eben von dem Gange zurück, auf dem er, mit dem Burschen, Wilddieben nachgespürt hatte, die bei Verletzung des siebenten Gebots nicht einmal des dritten eingedenk sind.

„Mutter,“ sagte der Oberförster, „Dein Spruch hat seine Ehre, der Feiertag will die seinige auch! Der Fritz ist da, wir wollen uns an Gottes und Deinen Gaben erfreuen!“

Frau Beate entschuldigte sich bei dem Baron, daß sie heute fast nur die Reste vom Sylvester-Schmause bringe, doch Arnold verjagte die Redensarten mit der Entscheidung:

„Dein Regiment hielt sich gestern gut, laß nur den Nachtrab kommen! Nichts Neues, Fritz?“ — Der stattete

Bericht ab und gab dem Vater dann ein Päckchen, welches er von dem, ihm begegneten Postboten des nahen Fleckens L... empfangen hatte.

„Ah, aus dem Journal-Zirkel vom Freunde Papyrus! — Da ist ja auch ein Brief!" — Arnold löste das Siegel und die jungen Leute bemächtigten sich der Blätter. Jäger Fritz hatte einen Aufsatz über „Hegel," der Baron Dichter über „Dampfschiffe" und Mathilde über „ständische Verfassung" ergriffen; Alle waren aber noch nicht eingeweiht, da rief der Alte: „Plagt den der —!" und mit der Warnung: „Willst Du wohl heute das Fluchen unterlassen!" schnitt die, mit Tischgeräthen eintretende Frau Arnold den Höllenherrscher noch zeitig genug von der Rede ab. „Was giebt's denn?" forschte sie darauf. „Mein Freund Papyrus hat mir eben seinen dümmsten Einfall gemeldet — hört nur an:

„Wenn Du mit den Deinen froh in das neue Jahr hinüber schreitest, ist es mir angenehm. Ich denk' es, mit einiger Angst, recht fröhlich anzufangen, indem ich am 8ten Januar — (ich hoffe ungehindert, da es kein Posttag ist!) Hochzeit machen will. Es ist zwar in diesen theuern Zeiten die Ehe ein kostspieliges Unternehmen, doch rechne ich auf mein Glück und habe zum Vermählungs-Feste darum obigen 8ten Januar erwählt, weil ich an diesem Tage vor einunddreißig Jahren über meinen besten Verlags-Artikel contrahirte. Du wirst Dich erinnern, daß Du besagten Contract, weil Du mich mit Gelde unterstütztest, als Zeuge unterschriebst, so wünsch' ich nun: daß Du auch hier-Theil nehmen möchtest und lade Dich mit Deiner Familie (es sind ja wohl außer Dir nur drei Personen?) zur Hochzeit.

„Schließlich meld' ich Dir: daß meine Braut die Tochter des reichen Pfefferküchler Häglich ist, leider rückt

er aber ſetzt nichts heraus. Das Mädchen iſt 19½ Jahr alt, ſeine einzige Tochter. Sie muß aber doch bald erben; denn mein Schwiegervater hat ſich auf dem letzten Markte die Gicht geholt, was bei ſteter Aergerniß über die ſteigenden Mehl-Preiſe ſehr gefährlich werden kann."

Nun kommt noch die ausgezeichnete Hochachtung und der Brief iſt aus!" ſagte Arnold. „Aber meines Freundes Jammer wird erſt anfangen, indem er Hymens Band in Commiſſion nimmt. Hm! Hm! Einundſechzig und neunzehn! — Das klingt ſchlecht zuſammen und wird die Ehe kein Duett, wird ſie eine Art von Duell, bei dem indeſſen doch gerechterweiſe ins andere Leben muß, wer die Schuld der Narrheit trägt und das iſt hier Freund Papyrus." — Er wurde bei dem Denken darüber faſt verdrießlich, Frau Arnold unterbrach ihn darum, ſprechend: „Du giebſt auch gleich alle Hoffnung auf, es kann ja —!"

„Ich weiß, was Du ſagen willſt! Es kann Jemand in's Waſſer fallen, in dem Augenblick ſchafft ein Erdbeben auf dem Fleck eine Landzunge; es kann ein Kranker vor Schreck geheilt und ſtark werden, wenn er Feuer im Hauſe und neben ſich keine Rettung ſieht; es kann ein vom Thurm Fallender von einem eben ſteigenden Luftballon aufgefangen und ein Scheintodter, der ſchon in der Erde liegt, dadurch gerettet werden, daß ihn Jemand huſten hört. Aber eher hilft ein Wunder aus Waſſer, Feuer, Luft und Erde, als zum Frieden in einer Ehe, wo ſich Jugendgluth und Greiſeskälte verbinden. Ich wollte, daß den Papyrus —"

„Du kannſt nun zu Tiſche nöthigen" — ſagte Frau Arnold raſch und während dem Eſſen konnte ſie nicht die Frage unterdrücken:

„Wirſt Du denn zur Hochzeit reiſen?"

„Ja freilich! Sonst ist ja Keiner da, der dem Einundsechsziger sagt: Höre, daß Du bis hierher nicht heirathetest, war dumm, daß Du es aber jetzt thust, ist verrückt!"

„Du wirst doch nicht ihm ins Gesicht?" — sprach abmahnend Beate. — „Ihm ins Gesicht! Ich habe mich bis hierher mit dem, was man „Welt" nennt, nicht bemengt, werde in alten Tagen nicht anfangen. Die gangbare Lebensklugheit ist ein Mord an der Ehrlichkeit, der viel Zeit-Aufwand fordert, darum wollen wir sie den Vornehmen überlassen, und Leuten, die nichts leisten können oder wollen."—

Bei den klingenden Gläsern erfuhren nun die Tischgenossen schon vorläufig alles, was Freund Papyrus hören sollte, aber endlich ward er doch vergessen und der Vorfälle im vergangenen Jahre gedacht, bei den Freuden gescherzt, bei dem Unheil schnell ein Glas geleert, wodurch es sich fügte, daß der Wein nicht zureichen wollte und Arnold nach einem Fläschlein Hochheimer fragte. Als nun aber Beate etwas ungemüthlich sich danach erhob, schützte der Baron den edleren Trank und die freundlichen Züge der Wirthin, also improvisirend:

Es sind, wie ein Alter sprach,
Dreierlei des Weines Trauben:
Freude hat, wer „Eins" sich brach,
„Zwei" wird den Verstand Dir rauben
Und die „Drei" bringt Spott und Schmach,
Ehret drum, dem Spruch zu glauben,
Nur die „Eins," doch mögt gemach,
Ihr davon Euch viel erlauben!

So, bei gleichem Wein und gleichem Frohsinn, nahte die Stunde der Ruhe und bei der „Guten Nacht!" freute sich die Hausfrau: daß Alles im Jahre hübsch im Gleichen zu bleiben sich anließe, nach dem Bilde dieses Tages.

„Hm!" sagte der Fritz, „eigentlich müßt' es doch auch Hochzeiten geben!" — „Ja, draußen!" antwortete hastig

die Alte, denn sie wollte schon längst argwöhnen, Fritzchen habe sich verliebt, ohne vorher Mütterchen um Erlaubniß zu fragen.“

Zweites Kapitel.

Mit der Bräutigamschaft des Herrn Papyrus hatte es eine ganz eigene Bewandtniß, die ich aufhellen will, damit wir von den Reise-Zurüstungen im Hause des Oberförsters nichts bemerkten.

Der Pfefferküchler Häglich war ein Wittwer und ein Mensch, der sich nicht auszeichnen wollte; darum liebte er sich am meisten, nach sich sein Geld, nach dem Gelde seine Haushälterin Erdmuthe, nach der Edmuthe durfte er nichts mehr lieben, also auch nicht seine einzige Tochter Blandine, ja er sollte sie sogar, nach dem Willen der Haushälterin, sobald als möglich los zu werden suchen. Dagegen hatte er nichts, weil er aber dabei nicht einen großen Theil seines Geldes los werden wollte, sann er auf Auswege. Zuerst sah er sich alle junge Männer an, die am ofte sten Pfefferkuchen kauften, um etwa bei dem süßen Handel einen süßen Blick Blandinens mit in den Kauf zu bekommen; es zeigte sich aber unter ihnen Keiner, der nicht bei dem Bilde seiner Lieben, die Geldsäcke des Vaters gern im Hintergrunde, Keiner, der nicht bei der Ehe noch Mitgift haben wollte. Häglich entschied nun also: Kannst Du Dich und die Erdmuthe nicht von der Blandine befreien, sollen wenigstens die armen Schlucker besseren Bewerbern Platz machen und bald hatte er etwas zusammen speculirt, das in jedem Falle Gewinn versprach.

Fünf der verliebtesten Besucher, die wenigstens so viel hatten, daß sie nur erst gleich nach den Flitterwochen verhungert wären, suchte er sich aus, und veranstaltete ein Pi-

lenik, zu Deutsch ein Gastmahl, bei welchem die Gäste für den Wirth mit sorgen müssen, und als man im Trinken so weit vorgeschritten war, daß Blandinchen die Ordre empfing, schwarzen Kaffee zu besorgen, sprach Herr Häglich zu den Wein- und Liebe-Trunkenen:

„Meine Herren! bei fröhlichem Muthe hat man was zu gute und wer wahrhaft liebt zeigt es durch Opfer. Nun weiß ich, daß Sie alle fünf in meine Tochter verliebt sind, wer von Ihnen würde wohl an die Möglichkeit, mit ihr die Lotterie zu beginnen, das Meiste setzen?" Da versicherte denn

Der Eine: Ich vergehe im Schmerze,
Der Andre: Mir wird das Herz brechen,
Der Dritte: Ich scheide vom Leben,
Der Vierte: Ich muß zum Grabe wallen,
Der Fünfte: Der Gram bringt mich um,
} wird Blandinchen nicht mein!

An diesem Sterben auf verschiedene Weise war indessen Herrn Häglich wenig gelegen, er fragte also weiter: was sie wohl von irdischen Gütern, das Leben abgerechnet, für ihre Wünsche wagen würden?

„Mein Alles!" — „Mehr als ich besitze!" — „Alle Schätze der Welt!" — „Kronen, wenn ich sie hätte!" — so klang es wieder und der Fünfte, der zu begreifen schien, gab den Nachhall: „So viel ich auftreiben könnte!"

„Und wie viel wäre das wohl?" forschte, rasch diese Rede wahrnehmend, Herr Häglich.

„Nun, ein Hundert Louisdor!" entgegnete Herr Günther, so hieß der Fünfte.

„Wohlan, meine Herren! Da die Ehe doch einmal eine Lotterie seyn soll, wie wär' es, wenn Sie um Blandinchen loos'ten?" — Die Herren fanden den Einfall eri-

ginell und der Vorschlagende gab nun den Plan: Es solle nämlich jeder der Herren ein Hundert Louisder Einsatz zahlen, er, der Herr Häglich, wolle auch fünf Hundert Louisder zur Ausstattung einsetzen und wer von den Fünfen № 1. zöge, bekäme die Braut und die ein Tausend Louisder. In ihrem, durch den Wein ganz fesselos gewordenen Leichtsinne, nahmen die jungen Burschen den Vorschlag jauchzend an.

Nun aber wußte Herr Häglich, daß in Treu und Glauben die Männer eben auch nicht berühmt sind, obgleich diese machthaberisch zu verbreiten suchen: nur die Frauen zeichneten sich im Wankelmuthe aus: deshalb hielt er es für nothwendig, Wechselchen zu begehren und ehe noch der schwarze Kaffee auf dem Tische stand, waren sie geschrieben, drei Tage à dato zahlbar.

Am Abend des dritten Tages sollte die Verloosung geschehen. Herr Häglich ließ die Ueberbleibsel vom Pikenik bis dahin sorglich bewahren und die Fünfe kamen richtig mit den zusammengetriebenen Einsätzen. Keiner wollte sich mit dem Rausch entschuldigen, denn bekanntlich zeigen Unbesonnene da am meisten ihr Ehrgefühl, wo es nicht Schande wäre, wenn es fehlte; auch träumte sich jeder schon zum Glücklichen.

In einem verdeckten Mehl-Maaße waren die Nummern enthalten, das Gold, auch die Summe von Herrn Häglich wurde aufgezählt und jetzt folgte die Einladung zum Ziehen. Da wollte nun das Herzklopfen doch auch seine Zeit haben, es entstand also ein Zögern, welches Herr Günther endete mit den Worten: Das Glück ist dem Kühnen günstig! Er griff hastig in das Gefäß und sprach dabei:

Amor und Fortuna sind,
Nach der Sage, beid' oft blind!
Sonst dacht' ich: Im Leben walten
Mag nur Eine der Gestalten!

Doch soll je mir Freud' erscheinen,
Müssen Beide jetzt sich einen,
Seyd drum Beide gut gesinnt
Seyd ein einz'ges Mal — nicht blind!

Er hatte sein Loos, da griffen die Andern mechanisch auch zu, doch Günther jubelte schon im Zimmer herum: „Ich habe die Eins, dank' Euch, Amor und Fortuna!" — und die Mitspieler ärgerten sich nun erst, nicht über ihre Unsinnigkeit, nur über die Spekulations-Wuth des alten Häglich und schlichen von dannen, auf die Einladung zum Schmause nicht achtend. So wurde mit dem Gewinner die Verlobung von Blandinchen gefeiert und die Jungfrau ließ es sich gern gefallen, denn Günther war ihr Geliebter, und sie hatte eigentlich bei den blinden Gottheiten sich die Ministerschaft ertheilt. Durch Günther unterrichtet von der Lotterie, sagte sie ihm: Er solle nur zuerst ziehen und nach dem Loose fühlen was mit — Honig bestrichen sey. Sie wußte geschickt zum Gefäße zu kommen, der Geliebte befolgte ihren Rath und zog durch das Honig-Loos (welches für Blandinchen eine künftige Ausgleichung seyn könnte, wenn sie dem Gemahl etwa zuweilen Wermuth brächte) den Gewinnst, — der ihm nicht werden sollte.

Drittes Kapitel.

Der Oberförster Arnold, der Frau und Tochter mit zur Hochzeit des Herrn Papyrus bringen und den Fritz als Geschäftsführer zurücklassen wird, kann noch nicht ankommen, die Frauenzimmer brauchen zu viel Zeit bei dem Denken und Packen. Sie scheinen alle, der Eva gleich, später zur Welt gekommen als die Männer und holen die Versäumniß nie wieder ein. Während sie nun Kasten und Schachteln füllen, schleichen Theodor v. Burg und Fritz oft zusammen umher, und in den Gesprächen, denen bei dem

Nachschreiben viele Ausrufungs-Zeichen gegeben werden müßten, deuten sich wohl Geheimnisse an, doch sie dürfen noch nicht kümmern, weil ja noch nicht einmal die Braut Günthers zu der des Papyrus geworden ist, welches auf sonderbare Weise geschah.

Günther war Buchhalter in der Handlung des Papyrus und beeilte sich, diesem am andern Morgen die Vorfälle und das Lotterie-Glück zu verkünden.

„Ihnen, liebwerthester Herr Prinzipal! bin ich den meisten Dank schuldig," sagte der Verliebte, legte Hundert Louisdor auf das Pult des, die Feder weglegenden Buchhändlers und redete weiter: „Ich hatte den Einsatz nicht, weil aber das Heil meines Lebens auf dem Spiele stand, erlaubte ich mir, dieses Geld von Ihren Schuldnern mit vieler Mühe einzuziehen, nehmen Sie jetzt Ihr Eigenthum, das mir so herrlichen Segen brachte!"

Herr Papyrus sah freundlich das Gold und unwillig den Buchhalter an, dieser aber holte sein Bräutchen aus dem Laden nach der Comtoir-Stube und stellte es dem Prinzipal vor. Er schloß noch erst einen angefangenen Brief, vertauschte dann seine Alltags-Brille mit der besten die er hatte und sah sich nun gemächlich die Jungfer Häglich an, die knixend vor ihm stand und sich seiner Bekanntschaft freute.

„Ein recht liebes Kind!" sagte er endlich und dann zu Günther: „ich habe mit Ihnen zu reden, sobald Sie die Jungfer wieder nach Hause gebracht haben." Er küßte Blandinchen devot die Hand und sprach zum Buchhalter, als er wiederkam:

„Herr Häglich ist ein reicher Mann, von seiner Tochter hab' ich auch schon Gutes gehört, was halten Sie von ihr?" Günther deklamirte alles mögliche Lob. Der Prin-

zwal ſtörte ihn nicht, bis endlich der Preiſende aus Mangel an Athem ſtill wurde, da nahm er das Wort:

„Mein lieber Günther! Sie wiſſen, daß Diener und Burſchen, — Sie auch, — mir erklärt haben, bei den theuren Zeiten könnten Sie nicht mehr auskommen mit dem ſchweren Koſtgelde, das ich bezahlen muß. Da iſt kein andrer Rath: ich muß die Leute an den Tiſch nehmen, das erfordert eine Frau, die mir Alles gehörig einrichtet; ich konnte aber noch keine Muße finden, mich umzuſehen und ſo werd' ich die Jungfer Häglich ſelbſt heirathen!" — Günther fuhr erſchreckend hoch auf.

„Beruhigen Sie ſich," ſprach Papyrus weiter. „Was mit *meinem* Gelde gewonnen wurde, iſt unbeſtritten mein. Ich ſehe in dem Ereigniſſe des Himmels Fügung und bringe Sie eigentlich wieder zu Ehren, wenn ich erkläre: daß Sie dieſes Geſchäftchen für mich gemacht haben; denn Sie werden wohl einſehen, daß die Art, wie Sie ohne Erlaubniß mein Geld einkaſſirten und benutzten, Ihnen gerichtlich übel bekommen würde. Zeigen Sie ſich aber willig und dankbar, mögen Sie den Geldtheil des Gewinnſtes, — wozu indeſſen die Ausſtattung vom Vater nicht gehört, — behalten."

Günther wüthete, Papyrus blieb ruhig und als am Abend der Laden geſchloſſen war, ſchritt er zu Herrn Häglich, machte ſeinen Antrag, und da dieſer einen Anfall von der Luſt zum Werthalten bekam, bewieß Papyrus: daß in einer Sache, welche gegen Geſetz und Herkommen ſey, Werthalten gefährlich werden könne, denn Lotterie und Hazard-Spiele wären, ohne Einmiſchung der Regierung ſträflich. Zugleich ſtellte er vor, daß es doch ein ganz ander Weſen ſey mit ihm, der etwas Erkleckliches an Baarem und außerdem in Verlags-Werken, nach dem Nennwerthe, vielleicht eine Viertel Million Papiergeld habe. Den Buchhalter

ſtill zu machen übernahm er auch, drohte aber gegen dieſen, alſo auch gegen die ganze Geſchichte klaghaft zu werden, wenn er einen Korb empfange.

Herrn Häglich ward unheimlich; er gab nach und empfing am andern Morgen, als Geſchenk, Dütenpapier zu Pfeffernüſſen, und zwar in Makulatur, welches ſchon gar zu verlegen ausſah, als daß ſich durch die Titel-Anfügung „Zweite Auflage" noch ein Verſuch zum Flottwerden wagen ließ.

Nichts half Günthers bitterſter Grimm und da ſich doch nicht feſt darauf vertrauen ließ: daß die Juſtiz ſein Unrecht zu Recht machen würde, ſo war er plötzlich entwichen, hatte indeſſen das gewonnene Geld nicht für Laſt gehalten, ſondern wohlverwahrt mitgenommen.

So rückte denn Herr Papyrus an die Stelle ſeines Buchhalters und ließ ſich, in Hoffnung künftiger Erbſchaft den Mangel an Ausſteuer gefallen; doch mußte der Herr Schwiegerpapa die Hochzeit veranſtalten, denn Papyrus berief ſich auf die alte Sitte, daß ſie im Hauſe der Braut ſeyn müſſe. Blandinchen ſagte gar nichts, war aber recht fröhlich, was dem ergrauten Bräutigam, wenn er Zeit hatte, recht lieb war und auch damit iſt er zufrieden, daß, laut dem ihm eben eingegangenen Briefe, der Oberförſter Arnold am ſiebenten Januar eintreffen wird.

Viertes Kapitel.

Richtig am ſiebenten Januar trat Arnold in den Laden des Herrn Papyrus, den er ſeit zwanzig Jahren nicht ſah. Der biedre Oberförſter freute ſich, trotz der mitgebrachten Strafpredigt, auf die erſte Umarmung, aber dazu konnte ſich Papyrus am Poſttage nicht abmüßigen.

Er expedirte eben zwei neue Werke, ein „Schimpf-Lexicon für Schriftsteller im Zeitgeiste" und die tausendste Auflage von den unvergänglichen Abhandlungen: „Für und wider, oder Beweis, daß sich nichts beweisen läßt," und diesen Titel nahm er bei Arnold auch zur Schutzwehr, als dieser, entsezt von der, durch das Stadtgespräch ihm schon halb bekannt gewordenen Art der nahen Verbindung, mit Gründen dagegen sein Herz zu entladen begann. Lange duldete es der alte Bräutigam, endlich störte er doch seine Arbeiten und sagte empfindlich: „Ich weiß vollkommen, was ich thue, Du denkst wohl, ich sey närrisch!"

„Du bist närrisch und denkst nicht, alter Schulfreund! Laß Dir rathen, wenn es irgend noch helfen kann!" — Papyrus expedirte die kurze Antwort: „Ich bekomme eine gute Frau, was will ich mehr?"

„Eine gute Frau," polterte Arnold. „Du wirst da in aller Geschwindigkeit wissen, was gut ist, da es Gott selbst nicht wußte. Bei Allem, was er schuf, sprach er: „Und siehe, es war gut!" aber, schlage die Bibel nach! als die Eva kam, da sagte er gar nichts; das Weib muß ihm also wohl selbst ein Bischen Räthsel seyn. Und das glaube mir: seit die Kuhpocken die häßlichen Frauen verminderten, sind auch die guten rarer geworden. Dir ist es auch wohl kaum um eine gute Frau zu thun, denn leider fühl' ich, daß Dir die dereinstige Copulation zweier Geldsäcke das liebste bei der Angelegenheit ist, wirst es aber schon bereuen!" — Unwillig ging Arnold, als er bemerkte, daß Papyrus gar nicht mehr antwortete.

Am andern Morgen schmückte sich Blandinchen freudig mit dem Brautstaat, um elf wollte sie der Bräutigam nach der Kirche geleiten, wohin die Zeugen berufen waren. Papa Häglich und Erdmuthe begaben sich früher dahin, die Ankommenden zu empfangen, und bald, nachdem sie sich em-

fernten, hielt ein Wagen vor der Thür, ein Lohndiener verkündete Blandinchen: daß Herr Papyrus, aus Furcht, ſich in der leichten Kleidung zu erkälten, nicht ausſteigen werde, ſie möchte alſo gütigſt nur hinunter kommen. Blandinchen ſprang ſelig hinab, und bald rollte der Wagen mit ihr von dannen.

Der Oberförſter, Beate, Mathilde und Joſephchen ſammt den übrigen Geladenen harrten ſchon in der Kirche, Prediger und Küſter ſtanden bereit, es fehlte nur das Braut-Paar. Vielleicht geht er noch in ſich, ſagte Arnold zu Beaten. — Die Glocke tönte ſchon zwölf Mal, da kam endlich athemlos Herr Papyrus mit der Frage: „Wo iſt meine Braut?“

Alle ſahen ihn an, und er erzählte: daß er Blandinchen abholen wollte, um halb zwölf, bis dahin hätten ihn Geſchäfte verhindert; als er aber zum Hochzeit-Hauſe gekommen, wäre ihm verſichert worden, er ſelbſt habe die Braut ſchon vor einer Stunde abgeholt, welches doch nicht ſeyn könne, da er nach ſeinem Wiſſen, nicht zwei Mal exiſtire.

Keiner konnte den Vorfall begreifen, es eilte Bote auf Bote nach Häglich's Wohnung, aber die Braut blieb verſchwunden; Arnold wurde ſichtbar heiter und Papyrus trippelte frierend, und den Zorn verbeißend, umher. Nach zwei vollen Stunden meinte endlich der Prediger: „das werthe Brautpaar möge ſich lieber zu einer andern Zeit einfinden!“ So fuhren Alle Herren Häglich nach, und das Forſchen um die Braut nahm die ernſtlichſte Wendung; aber ſie war nicht zu entdecken und die hungrigen Gäſte begannen endlich ohne Brautpaar das Hochzeit-Mal zu benutzen, während Papyrus fluchend das Haus durchſtöberte.

Um ſechs Uhr Abends endlich ſprang Joſephchen, die vor der Thür ſich ein wenig die Stadt angeſehen hatte, einen

Brief bringend, unter die Gäste. „Ein Mann gab ihn mir, ich solle' ihn hereintragen," sagte die Kleine. Die Aufschrift schon deutete Enthüllung an, denn sie lautete:

Dem Bräutigam ohne Braut,
Herrn Papyrus.

Der öffnete ihn, abgemattet von Aerger, und Arnold las hinter ihm:

„Herr Prinzipal weiland!

„Sie lieben die Kürze, so hab' ich denn auch, was Sie mir ohne Umstände nehmen wollten, ebenso wieder genommen. Blandine war davon unterrichtet, daß ich sie abholen würde, sobald sie im Brautkleide sey und unsre Traunng erfolgt noch heute in dem Städtchen W..., dem ersten jenseits der Grenze. Diesen Brief bringt ein Freund, der uns drei Stunden begleitete. Uebrigens zeige ich Ihnen an, daß ich mich in D... etablirt habe und bitte um Zutrauen in den Geschäften."

Günther."

„Wo ist der Freund!" — schrie Papyrus. — „Der Mann ist gleich wieder weggegangen," antwortete Josephchen.

So hatte Günther die Braut, die ihm nicht werden sollte — und doch wurde. Arnold gratulirte dem Geprellten zu der glücklichen Wendung, der aber wollte nichts wissen, fuhr wüthend nach Hause und die ganze Festlichkeit war nun schnell zersprengt.

Arnold war sehr fröhlich über die Rettung seines Freundes, wie er den Vorfall benannte, und munter brachte die Familie den Abend bei dem Geheimen-Rathe von Burg zu, wie sie früher versprochen hatte.

„Er ist da!" sagte plötzlich Theodor von Burg zu seinem Vater, als Pferde-Galopp vor dem Hause endete. Der Geheime-Rath nahm sein schwarzes Mützchen vom

Haupte, ein volles Glas in die Hand und sagte: „Erlauben Sie mir, werthe Freunde, einen herzlichen Wunsch ohne Vorrede!“ — Der ganze trauliche Kreis hatte sich erhoben. Der Geheime-Rath faßte Arnolds Hand. — „Geben Sie meinem Theodor Ihre Mathilde, die sich lange schon recht innig lieben.“ — Arnold und Beate sahen ihre Tochter an, die schlug erröthend die Augen nieder. — „Bemerkt han' ich's nicht,“ sagte Arnold, „aber jetzt bemerk' ich's!“ — Beate weinte freudig. „Amen!“ sagten die Eltern, Theodor lag zu Mathildens Füßen, da trat Fritz ein und der Geheime-Rath ließ keinen zu Worte, sondern sprach rasch:

„Sehen Sie, liebster Arnold, ich habe auch eine Tochter, die schon den ganzen Abend Versteck spielt — komm' nur vor, Adelheid! — und nun will ich Ihnen noch etwas erzählen: der Fritz war der Liebes-Bote für die Beiden da, als er im Früh-Winter hier Collegia hörte und hat sich mein Töchterchen als Botenlohn ersehen. Ich hab' ihn kommen lassen, damit er hier seine Eltern befrage, denn bis hieher hatte er nicht Muth, auch mußte vergeltend der Theodor für ihn werben.“ — Die Alten und Jungen waren sämmtlich in Freude bestürzt, und da Capo wurde Amen! gesagt.

„Da bin ich,“ sagte Arnold, sich erholend, „zu einer Hochzeit geladen und es wurde nichts daraus, hier nahen sich nun gleich zwei Hochzeiten, von denen ich nichts wußte.“

„Und aus denen soll schon etwas werden!“ meinte der alte Burg. „Ihre Einstimmung hoffend, hab' ich die Dispensationen von den Aufgeboten bereit, und da wahrscheinlich Einer von Ihnen schnell in die Wälder zurück muß, so denk' ich, wir feiern morgen am 9ten — auch die heilige Zahl ehrend! — beide Feste zusammen.“

Die Frauenzimmer hatten freilich Skrupel wegen der Brautkleider, da aber Alles bisher so rasch gegangen war,

wurden sie abgekämpft und am nächsten Morgen will Arnold den Papyrus einladen und ihm sagen: Er möge ja die heutige Geschichte vor den Journalisten geheim zu halten suchen, sonst müsse er sie gewiß selbst noch verpacken.

Den Buchhändler wird er im fortgesetzten Aerger finden, ich rathe den unbeschäftigten Schriftstellern, ihm, sobald als möglich, Werke „gegen die Weiber" zu liefern, er druckt sie alle, und Frau Beate sagt gewiß in diesem Jahre recht oft: „Der Fritz hatte am Neujahrstage doch Recht wegen der Hochzeiten!" —

Der Rache-Plan.

1.

Baron Wallo stand zagend an der Thüre, die Clotildens Zimmer schloß, inneren Kampf verrieth das Schwanken seiner Gestalt, mit tiefem Athemzuge sich Muth gebend, wollt' er eben klopfen, da tönte zur Harfe Clotildens Gesang und er lauschte den Worten:

Laß Dich nicht in's Leben reißen,
Einsam schlag', o Herz!
Was auch Menschen Dir verheißen,
Alles wird zu Schmerz;
Gluthgefühle trügen,
Und die Eide lügen;
Einsam schlag', o Herz!

Wollen Qualen Dich umdrängen,
Thränen ringen frei!
Weinend leck' im Sturm von Klängen
Frieden Dir herbei,
Aus des Grames Ketten
Muß mein Muth sich retten;
Thränen ringen frei!

Stille ward, leise klopfte Wallo und „Herein!" rief Clotilde in scharfer, unwilliger Betonung; sie stand rasch erhoben, als die Thüre sich öffnete, mit der Hand streifte sie über das abgewendete Gesicht und Wallo hielt die Harfe, die eben fallen wollte. „Ich erschreckte Sie!" sagte er, selbst erschrocken. — Clotilde wendete blitzschnell das schöne Köpfchen. „Wer erschrak?" — Wallo schwieg. — „Die Störung war mir nur unangenehm, ich wollte allein seyn!"

Der junge Baron erröthete, doch wagte er, mit scheu-bittendem Blick auf Clotilden, seinen Hut abzulegen. — Clotilde bot ihm schweigend einen Stuhl. „Da Sie einmal hier sind, will ich Ihnen die Erklärung geben, auf Alles, was Sie mir schrieben!"

„Darum kam ich her, ich konnte Ihr Schweigen nicht länger ertragen." —

„Ich werde hart mit Ihnen umgehen, ich werde mich freuen, hart mit Ihnen umgehen zu können —!" sagte Clotilde, und der Baron entgegnete: „Ich bin darauf gefaßt, es gilt den höchsten Wunsch meines Lebens, dessen ganze Hoffnung; ich will alle Versuche dafür erschöpfen, es also auch dulden, daß mein Empfinden mißhandelt wird."

Seine Stimme brach, Clotilde konnte die innerste Bewegung schwer verbergen. „Ich muß allein reden, sonst reicht meine Kraft nicht aus!" — sagte sie heftig und ohne Pause weiter: „Sie können ohne mich nicht leben! Dies wiederholt mir seit zwei Monaten Ihr Gespräch, so spricht Ihr Brief, und dieser setzt hinzu, was brausendes, augenblickliches Gefühl immer gleich zum Ziele hat: Grab und Tod. — Ha! Glauben Sie mir, könnten Männer nur vor Liebe sterben, sie wären alle unsterblich!" Der Baron wollte sprechen, Clotilde winkte mit der Hand ab und redete fort: „Was Sie mir äußern von einem Incognito, welches Sie hier zu beobachten gezwungen sind, und von bedeutender Familie, zu der Sie gehören, ist mir höchst gleichgültig, Sie haben sich mir Baron Wallo genannt und ich habe keinen Grund, weiter zu forschen. Daß Sie auch nicht nach meinen Verhältnissen fragen, sondern, wie Sie mir mit Schmeichelreden versichern, unter allen Umständen mir Herz und Hand bieten, ist jugendlicher Uebermuth. Sie zählen erst neunzehn Jahre, ich fast siebenzehn mehr, mir scheint es Pflicht, Ihnen Vernunft aufzudringen, da ich weiß, daß man bei der Fabel der Liebe nur zu schnell die böse Nutz-

anwendung trifft, aus ihrem Geträum zu rasch erwacht! — Ach! wie bitter hab' ich's durchgefühlt!"

Clotilde war plötzlich aus der Schroffheit ihrer Worte in die Wehmuth ihrer Erinnerungen hingerissen, unhinderlich füllten sich ihre Augen mit Thränen, und Walle, von innerem Grame bedrückt, verhüllte sein Antlitz.

„Ich muß Sie heilen!" sagte Clotilde leise, indem sie sein gebeugtes Haupt sanft erhob; — „ich will es durch Aufrichtigkeit, indem ich Ihnen mein Bild, wie es wahrhaftig ist, vor die Seele stelle." — Walle drückte ihre Hand an sein Herz, sie um Milde beschwörend. „Der Klang Ihrer Stimme ist mir zuwider!" Dies entgegnete Clotilde bebend; „hören Sie mir zu: Aus einer der besten Familien entsprossen, hatte ich das Unglück, meine Eltern sehr früh zu verlieren; mit einem Bruder, nur zwei Jahre älter als ich, ward ich im Hause eines Vormundes, eines Rechtsgelehrten, erzogen, dessen Sorge besonders unserem Vermögen galt; denn, ob man uns auch sagte: die Eltern wären reich gewesen, wir waren arm. Sechszehn Jahre zähle' ich, da drängte sich ein junger Mann zu mir, der bei dem Vormunde mit Vielen Collegia hörte; er ward die Seligkeit meiner Gedanken und gelobte mir Treue mit den heiligsten Eiden. — Er bekam eine Anstellung, — ich hoffte, — er stieg rasch, — ich sah mich schon aus unglücklicher Lage in seine Arme gerettet! Da erfuhr ich: daß er sein schnelles Glück nur einer zweiten geheuchelten Liebe zur Tochter seines Chefs verdankte, — er verlobte sich mit ihr. Empört und erstarrt reizte ich den Zorn und das Mitleid meines Bruders, ohne mein Wissen forderte er den Treulosen und — mein lieber, herrlicher Bruder fiel!" Clotilde hatte bis hierher mit Thränen gekämpft, jetzt schwieg sie einen Augenblick, sagte dann dumpf: „Ihm ist recht wohl! —" Erst kalt, dann mit steigendem Zorne erzählte sie weiter: „Ich vermählte mich rasch einem alten, reichen Freiherrn, dem der Vormund mich

zugesagt hatte, ich dachte nicht, ich konnte nicht denken. Als ich aber wieder zur Besinnung kam, war ich, im Gefühl: es sey meine Pflicht, so thöricht, meinem Gemahl das frühere Verhältniß meines Lebens zu entdecken, — er hat meine Offenheit mich schwer büßen lassen, achtzehn Jahre der bittersten Kränkung verlebt' ich neben ihm, bis sein Tod mich befreite, — er ruhe im Frieden! Ich trat zum Leben zurück: so lange gekränkt, will ich wieder kränken; mein Sinnen ist Rache, ich muß sie haben an dem, der meines langen Elendes Ursache ist, der in Glanz und Glück lebt. — Sie sehen, Herr Baron, ich tauge nicht viel mehr und weil der Mensch immer etwas Besseres lieben soll, als er selbst ist, geben Sie mir eine schlechte Idee von sich, wenn ich Ihre Liebe zu mir als wahr annehmen wollte. Aber Ihr Männer wißt nichts von Liebe; weil ich mich nicht mehr will täuschen lassen, reiz' ich die Eifersucht, sie nur ist Euer Idol: bleibt denn wenigstens dem Schlechten treu, da Ihr's dem Guten nicht seyn könnt!"

Wallo erschauderte tief, aber der Gegenstand seiner ersten Liebe war ihm durch das Unglück nur verklärter und heiliger geworden; doch seine erschütternden Bitten, sich von ihm mit dem Daseyn versöhnen zu lassen, sein Herz nicht mit den Qualen zu vernichten, von denen seine Liebe sie befreien würde, fanden kein Gehör.

„Ich will Ihr Unglück nicht!" sagte Clotilde sanft, und setzte bitter hinzu: „Ihr Männer seyd ja Heroen der Klugheit, ihre höchste Aufgabe ist: sich vom Kummer nicht berühren zu lassen, und es kann nicht schaden, wenn man die Herren der Schöpfung zuweilen auf die Probe stellt und sie in der Selbstbeherrschung übt." — Sie griff nach der Harfe, phantasirte und Wallo stürzte verzweifelnd fort.

2.

Der T**sche Hof hatte einen Gesandten in W*** und da sich Ursache fand, ihm nicht ganz vertrauen zu können, wurde mit dem gegebenen Namen „Baron Wallo,"

ein junger Mann, der von Jenem nicht gekannt war, ihm als heimlicher Beobachter gegeben. — Clotilde besuchte, nach dem Tode ihres Gemahls, die Residenz mit ihrer Tochter, die aber bald, in Begleitung ihrer Erzieherin, wieder nach dem väterlichen Landschlosse zurückkehren mußte.

Clotilde, von Natur geistreich, lebte in der Hauptstadt wie Jemand, der nach lang erduldetem Joch an Freiheit und Lust kaum glauben kann; überall unabhängig und fröhlich erscheinend, fesselte sie Männer, aber, wie es schien, nur, um sich im Bezaubern neu zu üben. Kokett konnte man sie nicht nennen, sie war mit Allen unbefangen freundlich und knüpfte kein Verhältniß an; — der Kälte aber widersprach ihr ganzes Seyn und das Unerklärliche trieb auch den Baron Wallo zu ihr, der abermals die Erfahrung bestätigte: daß eines jungen Mannes erste Liebe gern ein Wesen wählt, über seine Jahre hinaus. Doch er drängte sich zu ihr ohne Hoffnung, er besuchte sie täglich und bestürmte sie vergebens, bis die Gewalt seiner Gefühle Clotilden jene Erklärung abzwang; er ward davon schwer gebeugt. Erzogen im Kreise einer hohen Familie, bei der Hader verhüten für Einigleben galt und wo jedes Mitglied seinen eignen Zweck hatte, nur nicht den: glücklich zu seyn, weil man mit den niederen Ständen nichts gemein haben wollte, — erstärkte ihn nie eine Art der Liebe. In sich gekehrt lebte er frühe schon in einem steten Sehnen, und immer gehörte seine Seele dem Unerreichbaren, dem er jezt sich nahe wähnte und das Erkennen des Wahns ward seiner Natur fast übermächtig.

Blaß und verstört stand er am Abend nach jenem Gespräch in einer der Gesellschaften, wo in der Regel, bis man wieder auseinander geht, darauf geharrt wird, daß die Langweiligkeit enden soll, die denn heut auch wieder ihren Stiftungs-Tag zu feiern schien; da trat Clotilde ein, mit unbefangenem, fröhlichem Anstande. „Ah, unsre Göttin!“

rief gleich ein junger Militair, der die Kommenden musterte, als wäre Parade vor ihm. — „O Sie Heide!“ — sagte Clotilde, — „doch Ihr Herren kehrt bald wieder zu Eurer Religion zurück, da heißt es: der Herr ist Gott, der Herr ist Gott! — Die Frau Göttinnen werden dann zu unterthänigen Dienerinnen gemacht.“

„O dazu haben wir kein Herz mehr, wenn uns das Herz entwendet ist!“ — witzelte der Herr und bekam die Antwort: „Wer stehlen will, nimmt was Rechtes, also kein Männerherz!“ Bei dem Reden hatte sie die Umstehenden gegrüßt und ihr Blick traf jetzt auf Wallo, der nach einer Stütze faßte. „Guten Abend, Baron!“ klang es im Vorüberschweben und Clotilde kehrte nach heiterem Begrüßen Aller bald zurück. —

„Ich habe heute eine sehr hübsche Stelle gelesen, Wallo,“ sagte sie leise. „Es sprach nämlich ein junger Mann zu einer Geliebten, die seinen Werth nicht erkennen wollte: „Sie hatten meine Zukunft in Ihrer Gewalt, Sie werfen mich zurück auf meine eigene Kraft, ich muß suchen, Ihrem Vertrauen Ehre zu machen!“ Er war stolz, Baron, aber war's nicht Recht?“ — Der entgegnete beklommen: „Er hat nicht geliebt und ich könnte Stolz nie für Tugend halten.“ „Ei, Sie Anti-Mann! hab's nicht böse gemeint!“ scherzte traulich Clotilde und entfernte sich rasch; es blieb ihr sichtbares Bemühen, Wallo in die Unterhaltung zu verflechten und seinen Stolz zum Kampfe wider seinen Schmerz zu reizen; aber ihn zermalmte die Herrschaft, die Clotilde über die Verhältnisse zeigte, immer mehr.

Zur Zeitkürzung wurde jetzt Gesang vorgeschlagen, die Herrin des Hauses brachte eine Guitarre an Wallo, der sie vortrefflich spielte. „Wollten Sie wohl ein Liedchen begleiten, Herr Baron?“ — fragte sie. „Herzlich gern!“ gab er zur Antwort und eilte, wohin man ihn wies. Er sah auf das Notenblatt und übte einige Griffe. Ein Fräu-

lein, das singen wollte, machte erst die gewöhnlichen Umstände und Vorreden, Wallo wartete träumend und lautlos, endlich hieß es: „wenn es nun gefällig wäre, Herr Baron?“ — Er sah starr auf die Musik, und begann ein gegebenes Vorspiel, war aber plötzlich in eine fremde Melodie verirrt. — „Was thun Sie?“ flüsterte Clotilde, die hinter seinem Stuhle stand, die Guitarre entfiel seiner Hand. — „Ihnen ist nicht wohl!?“ sagte die Wirthin. — „Sie haben sehr Recht, Gnädige,“ stammelte Wallo, ich bitt' um Ihren Wagen.“ — Clotilde beschäftigte schnell und mit unsäglicher Anstrengung Alle, die neugierig ihn umgeben wollten, bekümmerte sich jedoch selbst auch gar nicht um den Baron und sah nur, mit flüchtigem Blicke, ihn bald hernach durch den Saal schwanken. Nie war Clotildens Witz ausgelassener, als von jetzt an; wer sich ihr nahte, der ward ihr Stoff zu den buntesten Einfällen. Der Eine und der Andre hätte sich wohl ärgern können, aber Alle lachten, und da ein alter Herr zu Clotilden bemerkte, daß sie doch ein wenig arg mit Vielen umginge, sagte sie munter: „Ach, wenn sich die Menschen nur bemerkt sehen, dulden sie es gern, daß es nicht immer auf die beste Weise geschieht; ich gehöre selbst zu denen!“

Nach einer Stunde aber entfernte sich Clotilde auch aus der Gesellschaft, sie hatte sich daran gewöhnt, daß sie überall nur kurze Zeit blieb; auch diese Gewöhnung war ihrem Thun vortheilhaft. Sie ließ indessen heute ihre Equipage zurückfahren, nahm den ersten Miethwagen und fuhr zu Wallo. Dort ließ sie dessen Diener rufen und erkundigte sich nach seinem Befinden. „Ach Gott, der Herr Baron liegt besinnungslos auf dem Sopha!“ — entgegnete dieser ängstlich, „und ich kann nicht einmal nach einem Arzt laufen!“ setzte er hinzu. — Clotilde zögerte eine Secunde, dann sprang sie aus dem Wagen und ließ sich in das Zimmer Wallo's führen. Er lag im heftigen Fieber; Clotilde sandte den Diener nach einem Arzt und stand düster allein. Hörbar schlug

es in ihrer Bruſt, da bemerkte ſie ein Notenblatt auf dem Tiſch, — es war dieſelbe Melodie, in welche der Baron vorher gerieth, — „Wahnſinn" die Ueberſchrift und Clotilde las:

Ich fühle mein Leben
Im Glühen und Beben
Verſinken und ſchweben;
Ich denke nur Dich!
Doch Du bleibſt geſchieden,
Kein Herz iſt hienieden,
Wo find' ich nun Frieden,
Wer weinet um mich.

O nimm's nicht für Scherzen!
Mir ſchlägt ja zum Herzen
Mit tödtenden Schmerzen
Die ſtürmende Noth.
Wo bliebſt Du ſo weilend?
Wie kamſt Du nicht eilend?
Nun biſt Du nicht heilend,
Denn ſieh' ich bin todt!

„Heiliger Gott!" ſeufzte Clotilde, ihre Kniee brachen, ſie ſank ſtillbetend nieder, erhob ſich dann ermattet und trat zum Fenſter, um den Himmel zu ſehen.

3.

Der Arzt kam; Clotilde ſprach mit ihm, gab ohne Scheu ſtarke Gemüthsbewegung als Urſache der Krankheit an, und beredete mit ihm die Mittel zur Heilung; dann ſagte ſie dem Diener: ſie werde ihm Unterſtützung ſenden und fuhr nach Hauſe. Von hier beauftragte ſie einen alten, treuen Menſchen zur Sorge für den Kranken; nach ſchlafloſer Nacht und finſterm Ueberlegen war ſie ſelbſt wieder bei ihm. Die Kämpfe mit dem Fieber hatten, ſeit mehreren Stunden ſchon, im Schlafe der Ermattung geendet; Clotilde ſaß neben Wallo's Lager und blickte traurig, ohne zu leſen, in ein Buch, das ſie ergriffen hatte, doch bei der leiſeſten Bewegung des Kranken heiterte ſie gewaltſam ihre Züge. Er öffnete endlich die Augen und ſah unverwandt

auf Clotilde; sie that, als bemerkte sie es nicht. Versuchend, ob er wirklich nicht träume, hauchte er ihren Namen. — „Was bedürfen Sie, liebster Wallo?" entgegente Clotilde mild. — „Sie? hier!" — Er faltete die Hände und blickte nicht auf. „O ich bin eine gute Wärterin," sagte sie, nach der Medizin greifend. „Vor funfzehn Jahren war meine Tochter sehr krank und meinem Gatten that im ganzen letzten Jahre Pflege noth, da hab' ich mich geübt." — Er mußte die Medizin von ihr nehmen; in fortwährender Geschäftigkeit und bei täglichen Besuchen strebte sie des Barons Begriffe von ihr herabzustimmen, er sollte in ihr nur Gewöhnlichkeit erkennen, diese und stetes Hindeuten auf ihre Jahre und mütterlichen Verhältnisse schienen ihr Mittel, das Gemüth des jungen-Mannes abzuspannen. Ihm ward ihre Theilnahme Genesung, je weiter er aber darin vorschritt, je mehr hemmte sie jede Vertraulichkeit, und suchte alle weiblichen Fehler hervor; Eigenwille ohne Gründe, veränderliche Laune und Empfindlichkeit wechselten ab mit der Sorge für ihn. — Es war natürlich, daß Clotilde über die nicht unbekannt gebliebenenen Besuche bei dem kranken Wallo, geneckt wurde, sie wußte dies überall mit Witz und Lustigkeit nieder zu schlagen. Bei dem Baron aber klagte sie die Weltmenschen an und trieb es so bitter, daß dieser, der gegen sich selbst die Verstimmung walten ließ, Andre zu vertheidigen anfing.

Jetzt glaubte Clotilde, es sey Zeit, den Genesenen wieder seiner eignen Leitung zu überlassen und so gab sie einst einem traulichen Gespräche diesen Inhalt: „Das Leben des Mannes ist ein Gebiet der Thaten, das des Weibes ein Raum für Gefühle; herrschend soll der Mann handeln, sich beherrschend fühlen. Wird er dem Herzen zu unterthänig, oder eignet das Weib sich selbstständige Thatkraft an, sind Beide außer ihren Grenzen und verfehlen den Standpunkt der Natur; — wir haben Beide unsre Bahn verloren, ich reise, um sie wieder zu finden, und hoffe, auch Sie sollen

sich erheben. Wir sehen uns in einem Jahre auf meinem Gute L**, können Sie mir dann beweisen: daß Ihr Empfinden Sie nicht an freier That und dem Lebenszweck hindert und Beides von jenem nicht so bezwungen ist, daß Sie auf die Würde des Mannes und also auch auf die Achtung eines nicht gedankenlosen Weibes keinen Anspruch haben, — will ich über Ihre Wünsche mit Ihnen sprechen. Ich enthebe Sie indessen jeder Verbindlichkeit, mich dort zu besuchen, gebe Ihnen aber das redlichste Wort der Freundschaft: daß Sie mich finden; dann tauschen wir aber unser Vertraun aus, und ich denk' Ihnen ein Gelübde zu enthüllen, das mich jetzt weiter ruft."

Der Baron gelobte Alles, da ihn ein Strahl der Hoffnung durchleuchtete; er vollführte nach Clotildens Abreise seine Aufträge, die er bisher sehr lässig behandelt hatte, entzog sich aber aller Gesellschaft, weil er sich wohl befand in Stille und Schwermuth. Nach vier Monaten wurde er zurückberufen, sein Incognito war zu Ende und der Fürst empfing den Sohn des Ministers, Grafen Morheim, mit Bezeugung seiner Gnade für die vortreffliche Ausführung der Instruktionen. „Aber," setzte er lächelnd hinzu, „der Baron Wallo scheint sich krank gearbeitet zu haben, er mag sich als Graf Morheim erholen, ich lade Sie heute Abend zum Maskenballe."

Morheim hätte lieber einsam die Vaterstadt begrüßen mögen, doch er mußte gehorchen und wählte für den Maskenball, zu welchem vom Hofe die Einlaßkarten vertheilt waren, einen Hamlet-Anzug, auch hier seiner Düsterheit schmeichelnd. Er schloß sich einem Bekannten an, dem nichts geheim war und von dem er also erfragen konnte: wer die Vermummten wären. Er nahm wenig Theil, endlich aber fiel ihm eine Furien-Maske auf, die immer umdrängt war und auf alte Späße neu und treffend antwortete. „Wer ist die?" — fragte Morheim, sie mit den Augen verfolgend.

— „Frau von Sylberg nennt ſie ſich, mehr weiß Keiner von ihren Verhältniſſen, ſie iſt ſeit drei Monaten hier.“ — „Sie ſcheint mir geiſtreich!“ — „Ja, das wohl, aber —“ „Taugt ſie nichts?“ — „Hm,“ meinte der Bekannte, „in der Hölle würde ſie ein Engel ſeyn, im Himmel ein Teufel, auf Erden iſt ſie — eine Frau!“

Morheim näherte ſich ihr, ſein Blut ſtrömte lebendiger, es ſchien ihm Clotildens Stimme. „Schöne Maske, wer ſind Sie?“ fragte er. „Keine ſchöne Maske, Furie, wie Sie ſehen!“ — „Ich bitt' um Ihre Hand!“ ſagte Morheim bebend, ſie wurde ihm gereicht und er ſchrieb den Namen „Clotilde.“ — Raſch fortgezogen fühlte er ſich nach der Vorhalle. „Wer kennt mich?“ fragte die Furie, ſich die Maske entnehmend. — Es war Clotilde; von der Freude des Wiederſehens überraſcht, beugte Morheim unwillkührlich die Kniee, die Maske war ihm entfallen. In dem Augenblicke trat ſein Führer heran, warnend: „Was beginnſt Du, Morheim?“

„Morheim! Himmel und Erde! Morheim?“ ſo rief jetzt Clotilde mit den ſchrecklichſten Tönen. „Ja, es war, es iſt ſeine verhaßte Stimme!“ fuhr ſie außer ſich fort und mit den Worten: „Schickſal du ſpielſt tückiſch!“ war ſie aus dem Saale entſchwunden. — Ein erregtes Aufſehen wurde läſtig, und Morheim von ſeinem Führer fortgeriſſen. Keinen Laut entgegnete er auf alle Fragen, in ſeinem Zimmer vor ſich hin ſtierend, bewegte er nur zuweilen den Kopf wie Einer, der ſich bereden möchte: Es ſey nicht ſo! Nur als ſein Vater, der von dem Vorfalle hörte, ihn beſuchte, gab er mit plötzlichem Ausbruche von Abſcheu ein anderes Zeichen des Lebens.

4.

Clotilde hatte am andern Morgen zu ſchneller Abreiſe ſich bereitet, da wurde ihr „Se. Excellenz der Miniſter, Graf Morheim,“ gemeldet. „Ich bin unpaß!“ ſprach ſie

mit Haſt, da trat er ſchon ein. „Sie mögen es entſchuldigen, gnädige Frau! daß ein bekümmerter Vater zudringlich wurde, da er hier Reiſe-Anſtalten bemerkte. Meines Sohnes Freund, der geſtern mit ihm auf dem Maskenballe war —“ „Wie befindet ſich Ihr Sohn?“ — fiel fragend Clotilde ein. „Ohne daß ich die Urſache errathe, hat dieſe Nacht ſeinen Verſtand faſt verworren gezeigt!“ „Auch meine Gedanken,“ entgegente Clotilde, ſagen ſich, als wollten ſie alle mir entweichen, eines nur weiß ich noch deutlich: „ich hatte den Plan, mich an Ihnen zu rächen, aber ehe ich noch von der Ausführung wußte, hat er mich ſchwerer getroffen, als Sie!“ — Der Graf ſah ſie befremdet an. — „Ich hieß einſt Clotilde von B**,“ ſprach ſie jetzt langſam, Morheim ſchwankte, erhob plötzlich den Blick und ſenkte ihn dann zu Boden. — „Meine Jugend hab' ich im Elende verlebt,“ fuhr ſie fort, „in einer der ſchmerzlichſten Stunden ſchwur ich feierlichſt, Sie in Ihrem Glücke zu ſtören. Ich wußte, daß Sie einen Sohn haben, dachte: er iſt gewiß auch ein junger Wüſtling; mit der Kraft meines Geiſtes, mit der letzten Macht des Lärvchens, deſſen Schönheit Sie einſt prieſen, wollt' ich ihn feſſeln, nur, um ihren Frieden zu vernichten. Ein ſonderbares Gewebe erfüllte meinen Zweck, eh' ich noch glaubte, ihn begonnen zu haben.“ Sie erzählte, ſehr angegriffen, die Vorfälle in W***** und endete dann: „Ich kam hierher, ihr Sohn war verreiſt; ich gab mir alle Mühe, Aufmerkſamkeit zu erregen, um durch ſie den Ankommenden zu locken; der Vorfall geſtern hat mich mit der entſetzlichen Löſung meines Gelübdes überraſcht, und mich ſchwer beſtraft für das Böſe meines Planes.“

Der Graf ſagte in ſich gekehrt: „Ich machte Sie unglücklich, — ich tödtete Ihren Bruder! — Auch ich war unglücklich und meinen Sohn werd' ich begraben ſehen! — Schmerz um Schmerz, Leben um Leben! — Klagen darf ich da freilich nicht!“ — Er wandte ſich matt, um zu gehen;

Clotilde, tief entsetzt, bat ihn, zu bleiben. „Auch Sie waren also nicht glücklich?“ — fragte sie heftig. „Glauben Sie mir, Ehrsucht verfehlt die Liebe und aller Glanz erhellt nicht die Nacht des Gewissens!“ — Ein Strom von Thränen erfrischte den Lebensgeist Clotildens. „Gott sey Dank, er war nicht glücklich!“ sagte sie erschütternd und dann: „Sehen Sie, Herr Graf, ich wähnte dem parteiischen Verhängnisse nachhelfen zu müssen, aber — das Schicksal ist gerecht!“ — Der Graf beugte wehmuthvoll sein Haupt. — „Noch aber ist hier nicht Alles verloren, noch glaub' ich retten zu können!“ rief schwersinnend Clotilde. „Fragen Sie nicht, wie? Lassen Sie mich Ihren Sohn beobachten.“

Es geschah; ein sehr verderblicher Rückfall seiner Krankheit war erfolgt und gräßliche Bilder der Seele malten seine Reden ohne Zusammenhang, bis die Kräfte ihn verließen. Clotilde ließ eilend ein ähnliches Zimmer, wie das in W**, einrichten und als sie einige Ruhe gewann, sagte sie dem Grafen: „Ich habe eine Tochter, die im Aeußeren mir sehr gleicht; ich erlauschte schon in W** bei ihr eine Neigung für den schwärmerischen jungen Mann, ich sandte sie fort, jetzt ist sie mit mir, vielleicht führt uns das zum Licht!“ — In der Gluth, helfen zu wollen, übersah sie das Gefährliche des Anschlages und Aurelie, die Tochter, ließ ihre Schüchternheit besiegen durch stillgenährte Liebe, die Thränen der Mutter und die Hoffnung, großes Unheil auszugleichen.

Zitternd saß Aurelie, da der junge Mann eben in unruhiger Betäubung sich quälte, neben seinem Lager, genau wie damals ihre Mutter; das aufgeschlagene Buch vor ihr war „Hamlet.“ Als er erwachte war „Clotilde“ sein erster Ruf. — Endlich! sprach Aurelie, „Sie hatten böse Träume, Sie haben mich recht geängstigt! — Wir lasen im „Hamlet“ und hatten eben die Stelle:

Ein unbesiegbar Klagen ist das Thun
Gottlosen Narrsinns, ist unmännlich Leid;
Zeigt einen Willen, der dem Himmel trotzt,
Ein unverschanztes Herz und wild Gemüth.

— nun wollen wir auch nicht weiter lesen." — „Ich liebe das Werk, lasen wir es wirklich?" — „Ja wohl und da kamen Sie plötzlich außer sich, sahen sich selbst als Hamlet und der Himmel weiß! was Sie da Alles erlebt haben wollten!" — „Bin ich denn noch gar nicht wieder gesund gewesen?" — „Leider, nein!" — Aurelie stand mit der Medizin vor ihm; er sah schwach auf und drückte ihr leise die Hand, Aurelie bebte. „Also Traum!" sagte er dann, „ach, Gott sey ewig Dank!" Er wiederholte dies mehrmals, seine Züge wurden heiterer und, immer auf die für ihn geschäftige Aurelie blickend, schloß er bald nachher die Augen zu einem ruhigeren, langen Schlafe. Derselbe Diener, den der junge Morheim im W** hatte, wurde herbeigeschafft und Alles gethan, um es ihm zu bestärken: er sey noch dort. Schleichend kam so die Besserung, und mit ihr erkannte er auch, erst ungewiß und immer gewisser, daß nicht Clotilde ihn pflege, doch seine Seele hatte sich nach Theilnahme gesehnt und sie erreicht; die sanfte, mit ihm schwärmende Aurelie, das verjüngte Bild Clotildens, war ihm werth geworden und die Herzen fanden sich, ehe er den Zusammenhang erfuhr, der Aurelien in seinem Gefühle zum rettenden Engel erhob. — Clotilde sah er nicht, doch am Tage der Verlobung gab Aurelie dem Geliebten folgende Zeilen:

„Lebt wohl, Kinder! Euch einet das versöhnende Schicksal, und seyd Ihr glücklich, wie ich hoffe und vom Himmel erflehe! dann seht Ihr mich in einigen Jahren wieder. Gedenket meiner und Gott segne Euch!" — Sie sind glücklich und harren auf die Wiederkehr der geliebten Mutter.

Die
Billets zum Concert der Catalani.

Die Mitglieder vom Freitags-Kränzchen versammelten sich, und allmählig ging das geistreiche Gespräch: „Wie befinden Sie sich, Herr A bis Z?“ — „Ich danke Ihnen, so ziemlich!“ — rein zu Ende. Auf einer Seite klang es nun: „Grande Misère!“ — „Acht Stich!“ — „Ich passe!“ — und auf der andern suchte man in Tabacks-Wolken Unterhaltung, die sich schon deshalb besserte, weil man bald nicht mehr sah, wie sich Jeder langweilte.

Jetzt stürzten jüngere Mitglieder in's Zimmer mit der Freudenkunde:

„Die Catalani ist angekommen!“

„Die Catalani?“ so kreischten mehrere Stimmen und wie Ossian's Geister anzusehen, traten aus dem Dampf hervor die Gestalten und verdichteten sich.

„Ja, wir hörten es eben, Sonntag ist ihr erstes Concert, wir wollen nach Billets eilen!“ so wurde geantwortet und mehrere Aufträge folgten, von denen, die ihr Boston doch nicht gestört wissen wollten. Selbst der durch Geiz berühmte S.... erklärte: er müsse ein Billet haben! und auf das Verwundern Einiger darüber: wie er doch Drei Thaler für Ein Concert-Billet geben wolle? sagte er schmunzelnd:

„Ist Madame Catalani ihres Rufes würdig, so ist es Oekonomie, sie zu hören! Warum? Weil man nach ihr

Niemand mehr wird hören wollen, und nun bedenken Sie, was ich in Zukunft spare, wenn ich keine Oper, kein Concert mehr besuchen mag?"

Der Grund war triftig, Einer stöhnte aber doch dazwischen: „Ja, wenn nur der Miethzins nicht so stiege, gönnte man sich das Wunder auch!" — Zwei Buchhalter redeten es ab, daß sie, um die Freude billiger zu haben, ein Billet in Compagnie nehmen wollten, einer den ersten, der andere den zweiten Theil des Concertes höre, und Herr Alrad, der sich bisher noch nicht dem Sessel enthob, klopfte seine Pfeife aus und murmelte:

„Das wird wieder ein Elend seyn, wenn Frau und Tochter da heraus bleiben müssen. Zur Unterstützung guter Haushaltungen sollte die Polizei nicht erlauben, daß Sänger, Tänzer, Spanische Reiter, Luftfahrer und andre Künstler, hier den Leuten das Geld in den Taschen locker machten, 's ist aber weder Einsicht noch Aufsicht!"

„Sie sind ja ein reicher Mann!" — riefen mehrere und Alrad grollte: „In Opern und Concerten bin ich es wahrhaftig nicht geworden, wär's auch wahr! Drei Mal drei ist neun, neun Thaler klingen besser, als so ein ganzes Concert!" — Dabei stopfte er sich seine Tabacks-Dampf-Maschine aus der Blechdose von Neuem.

Mehrere der jüngeren Leute stürmten nun wieder fort, sich die Billets zu holen und kamen bald zurück. Die Unterhaltung ward allgemeiner, Jeder klagte über Mangel an Verdienst — in pecuniärer Hinsicht nämlich — wobei denn wieder Madame Catalani beneidet wurde.

Herr Alrad meinte: Eine Note von ihr würde gleich zur Bank-Note; in Hannover habe es Jemand ausgerech-

net, daß ſie in einem Concerte 2 Rthlr. und 14 Gr. für jede einzelne Note bekommen habe und da die Jüngeren bemerkten: es ſey doch ſehr übel, bei ſolchem göttlichen Talent an dem Courſe zu mäkeln, wurde Herr Alrad ſo wild, daß er faſt die Tabacksdoſe vergeſſen hätte, als er, wie immer, bei dem Glockenſchlage zehn mitten im Grimme aufſtand, ſich nach Hauſe zu ſchieben. Ein Anweſender machte es ihm ſchnell bemerklich; Alrad griff danach, ohne zu danken und trabte im Zorne nach Hauſe.

Herr Alrad war gewiß, daß man in ſeinem Hauſe von dem Concerte noch nichts wußte, hielt auch das Verbreiten der Neuigkeit gar nicht dienlich, ſondern ließ ſich, während er ſeine Hauskleidung bedachtſam anlegte, die Schlaf-Pfeife vom Töchterlein ſtopfen. Wie nun Jdchen die letzte Arbeit jedes Tages beginnen wollte, ſah ſie plötzlich unter der Doſe etwas liegen und las:

Carte d'Entrée
du premier Concert
de Madame Catalani

und es waren beſagter Concert-Anweiſungen drei. — Begreifend, daß die Sängerin ankam, flog es ihr durch den Sinn, ſich eine Neckerei zu vergönnen, — ſie wisperte mit der Mutter über die unerhörte Aufmerkſamkeit des Vaters, Mutterchen nickte und Jdchen verbarg ſchnell die Billets, ſchon mit der Vorfreude, wie ſie lachen wollten, wenn der Vater die Karten ſuchte.

Aber Herr Alrad fragte gar nicht danach; der Sonnabend wurde mit der höchſten Spannung durchlebt und am Sonntage früh fing die Mutter an, davon zu ſprechen. Der Herr Gemahl zeigte ſich, ſo wie der Umſtand mit den Worten weiter rückte, immer verwunderter und grilliger, er

glaubte, die Weiber hätten die Billets gekauft; die schwuren mit allen Betheuerungen, sie wären aus Herrn Alrads Dose genommen und dessen Unglaube wurde zum Nachgeben gezwungen, nachdem er die Spargelder von Mutter und Tochter revidirt und richtig befunden hatte. Erklärlich ist es, daß Beide dem Concert nicht fern bleiben wollten, da sie die Billets unter ihrem Dache hatten, und der wohlbeleibte Papa mußte, den ganzen Tag seufzend darüber, wenn er sich in der Kunstliebhaber-Presse bei dem Saal-Eingange dachte, endlich doch einwilligen.

Eine ganze Stunde hatten sich alle drei schon nach Möglichkeit schlank drängen lassen, da sahen sie neben sich den jungen Stillheim, Buchhalter eines Stettiner Kaufmannshauses, und Herr Alrad jammerte freudig:

„I guten Abend Herr Stillheim, könnten Sie uns hier nicht ein Bischen behülflich seyn, und wenn ehe kommt denn Ihr junger Herr Prinzipal?"

„Der denk' ich wird hier seyn!" — sagte Stillheim und spreizte sich möglichst aus, Herrn Alrad Luft zu verschaffen, und den Damen durchzuhelfen. So gehörten sie sämmtlich bald zu denen, die mit einem: Gott Lob! in den Gesichtszügen sich im Saale zerstreuend nach Plätzen umsahen. Stillheim erlugte eine leere Bank, zog seinen Menschenstreifen rasch hinter sich her, dorthin, und ordnete es schlau so, daß er die Ecke neben Idchen hatte, obwohl Herr Alrad ihn zu sich wünschte, allerlei zu fragen über jenes Handelshaus, mit dem er in naher Verbindung stand, und eben noch nähere bezweckte. So hätte er viel zu fragen gewußt, denn weil er von Diners und Soupers, wenn er sie geben sollte, kein großer Freund war, hatte er Herrn Stillheim ohnehin erst bei einem einzigen Thee ausforschen können. Eine gute Zahl von Damen-Antlitzen sahen bald

auf Stillheim, mit den Mienen forſchend: ob er nicht den Sitz einer Schönen überlaſſen wollte, der aber war modern grob, nicht etwa um der Mode willen, ſondern weil er mit Idchen zu ſprechen hatte. Ziemlich verlegen beantwortete er verſchiedene Fragen und ſchwatzte mancherlei Unbedeutendes vor dem Beginnen des Concertes; als aber im Fortgange bei Variationen ein da Capo mit Variationen rings erſchallte, heimlichte er raſch zu Idchen:

„Ich bin nicht Stillheim, ſondern der junge Kruſe. — Sie werden wiſſen, daß unſre Väter eine Verbindung zwiſchen uns verabredeten.“ — Doch Madame Catalani ſtörte die Rede-Verbindung mit Wiederholung von „Nel cor più non mi sento.“ Idchen hörte erſchrocken keinen Ton und nur im Lärmen bei „God save the King“ war es möglich, daß der Nachbar ſein Geſpräch alſo fortſetzte:

— „Ich kann dies nicht gut heißen, ehe ich nicht zuvor Ihr Herz befragte; ich würde dies ſchon gethan haben, wenn es mir in Ihrem Vaterhauſe möglich geweſen wäre. Ich habe darum es hier zu veranlaſſen geſucht und hörte, daß —“

Madame Catalani ſang eben Solo, — Kruſe mußte ſchweigen, und konnte nur im Hinausgehen noch ſagen:

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit mit den Umſtänden; ich erlaube es mir, ein Briefchen in Ihr Körbchen zu verbergen.“ So geſchah es im Hinausdrängen, als man eben auf die laute Bemerkung hörte:

„Was, Du findeſt 3000 Rthlr. Erwerb viel! Madame Catalani ſetzt wenigſtens 2000 Rthlr. zu, denn ſie hat für 5000 Rthlr. Geſang geliefert.“

Draußen ſetzte Herr Alrad ſeinen Hut ſchnell auf das Haupt und bat, um der Erhitzung willen es nicht übel zu nehmen, als er ihn nicht zog, indem Herr Stillheim ſich verabſchiedete.

Idchen war auf dem Heimwege nicht zu bewegen, von Entzücken zu reden; kaum nach Hauſe gekommen eilte ſie auf ihr Zimmer, durchſuchte das Körbchen emſig und fand — nichts. Als ſie nach dem Umkleiden ängſtlich in die Wohnſtube trat, hörte ſie den Vater gewaltig lachen und ſah in ſeiner Hand ein Papier. —

„Idchen!“ rief er, „das iſt ein köſtlicher Spaß! — Da hat Herr Stillheim“ — Idchen wurde roth und bleich, — „wahrſcheinlich mit dem Schnupftuche ein Billet aus der Taſche gezogen und es iſt in meinen Hut gefallen; — der muß hier eine Liebſchaft haben, an die er dies offene Billet erſt hat abſenden wollen.“ — Idchen erholte ſich.

Der Arme hatte in der Schnelligkeit des Vaters Hut für Idchens Korb gehalten, und da dieſer ſeine Kopfbedekkung zu Hauſe bedächtlich abnahm, wollte es herausfallen. Es war unverſiegelt, Herr Alrad hielt es nun nicht für unſolide es zu leſen, und ſo erlauſchte Idchen dieſen Inhalt:

„Ihre Gefühle haben ſich, wie ich hörte, für einen Andern entſchieden; vertrauen Sie mir, ehe ich einem Verhältniſſe mich hingebe, das für uns Beide Unheil herbeiführen könnte. Aber Ihr Vertrauen bedarf ich, Sie ſind es mir ſchuldig, und wie Sie entſcheiden, Sie werden an mir einen Mann finden, der zu ſchweigen und zu handeln weiß. Ehrerbietigſt grüßt

Stillheim.“

„Was ist das für eine Welt!" sagte Alrad. „Wenn die Person" — „Schade, daß dem Billette die Adresse fehlt!" — fiel Madame Alrad ein; —

— „Wenn die Person den Menschen nimmt, wovon will so ein Buchhalter sie ernähren? Aus des Prinzipals Kasse! Eigentlich müßt' ich das meinem alten Freunde anzeigen. Aber der Stillheim wird sich doch ärgern, wenn ich ihm morgen das Billet zurück erstatte."

Und er ging am nächsten Morgen zu Stillheim und hielt ihm seine Strafpredigt darüber, daß er mit Papieren so nachläßig umgehe und als ein unetablirter Mensch schon in Liebeshändel verwickelt sey. Aber Kruse lächelte in sich, denn er hatte schon Antwort auf seine Zeilen. Idchen vertraute noch am Abend die Lösung des Abenteuers der Mutter; diese, welche der Tochter Liebe zu Salring, ihres Mannes Buchhalter, unterstützte, gab den Rath, eilend Herrn Kruse von den Herzensumständen zu unterrichten und Madame Alrad, die früher den Schlaf verscheuchte, als der Gemahl, hatte diesmal das Frühstück und den Oberbefehl über die Dienstboten an Idchen überlassen, um den Bräutigam zu besuchen und zu stimmen, denn das Schreiben wurde doch für gefährlich erkannt.

Der junge Kruse reiste ab, ohne weiter sein Incognito zu beschädigen; Herr Alrad wartete auf seine Ankunft so lange, wie auf Zahlung einer bösen Schuld. Endlich meldete ihm der alte Kruse: Verhältnisse, deren Details er ihm erlassen möchte, gäben das Facit: daß zwischen ihren Kindern eine Scheidung vor der Ehe erfolgen müßte. —

Wüthend über das mißlungene Geschäft, verassecurirte Papachen schnell seiner Tochter Ruf in einer Verlobung

mit dem, durch „et Compagnie" geadelten Buchhalter Salring, und auf dem Freitags-Kränzchen hörte man Herrn Alrad nun oft sagen:

„Wenn ich nur wüßte, wer mir die drei Billets in die Tabacks-Dose praktizirte?" — Aber Niemand antwortete; erst nach Idchens Hochzeit hat er's erfahren.

Die Verleugnung.

Das Gastmahl bei Lord Stewart war so weit vorgerückt, daß die Frauen sich entfernten und der Herr des Hauses mit dem Oberrichter, Lord Breston, und dessen Sekretair, Sir Nabye, sich bei der Punsch-Bowle vereinten. Das neugefüllte Glas darbietend, sprach nun des Hauses Wirth: „Erheitert Euch, Lord Breston! Der Mensch thut nur recht, wenn er in guter Stimmung ist! — Euer Glas!" rief er dann zu Nabye, der, ein Buch in der Hand haltend, zu lesen schien und nur zuweilen beobachtend aufblickte. Auch jenen Ruf hörte er nicht und Stewart sprach leiser zu Breston: „Was ist es denn, das Euch so düstert? Die Kalte, der Widerstand eines Mädchens?" — „Das eben!" fuhr Breston auf, „Ehrenstellen hab' ich erlangt, als Dichter mir weiten Ruhm gegründet und man sagt: einem Dichter wär' ein Weiberherz schon halb gegeben, eh' er sich zeige und an mir allein soll das nicht wahr werden? Schön ist der ewig grüne Lorbeer, aber die vergängliche und wiederkehrende Blume der Liebe muß ihn umschlingen, damit auch jener in einer Art von Wechselspiel segnender erscheine. Glaubt es mir, Stewart, nichts widert im Leben mehr, als was dauernd, was unter allem Veränderlichen ewig Dasselbe zu bleiben droht. Der Menschen Lob tönt mir für meine wenigen Dichtungen heute wie gestern gleich laut und heute wie gestern bleibt Eure Tochter für mich gleich kalt und still. Gesindel von Kunstrichtern! wagt's: Euren Tadel zu schärfen, damit ich mich ansporne; bietet mir Kampf, daß ich in

dem Wehren neue Kraft gewinne. Verſchmäht mich, Lady Stewart! damit ich meinen Zorn ausſprechen kann und mich vielleicht ſo beſſer zeige; unbehülflich bin ich nun einmal in Schranken und Unterthänigkeit." — „Seht, Lord!" — entgegnete Stewart — „Ihr wollt Hinderniſſe im Leben und voraus gleich die ſtolze Ueberzeugung: Ich werde ſie wegräumen! — ohne daß Ihr doch zu Euch ein rechtes Vertrauen hegt, denn Stolz iſt immer Mangel an innerer Sicherheit. Nun ſchlagt Ihr Euch mit Euch ſelbſt bloß darum: weil Ihr um Eures Selbſtes Euch nicht mit Andern ſchlagen könnt und wenn Ihr ſo fortfahrt, werdet Ihr, trotz Eurer geltenden Talente, Euch unter Millionen endlich einſam finden; denn daß Ihr Euch als den Mittelpunkt der ganzen Urtheilskraft wollt betrachtet wiſſen, das iſt unter den Tiranneien die, der man am leichteſten ein Ende macht." — Breſton hatte, wie nicht achtend, zugehört, endlich ſchien es ihm arg; dies anzudeuten, ſetzte er ſein Glas gewaltſam auf den Tiſch. Stewart überlegte: ob er wohl weiter reden ſolle? — da ſchrie ein Ausrufer auf der Straße: „Neueſte Geſchichte von den verlornen Kindern!" und Sir Nadye, der nicht gern Zeuge dieſes Geſprächs war, ſagte weggehend: „Ich will doch unterſuchen, was es giebt!" — Unwillig, den Aerger verhaltend, leerte Breſton haſtig ſein Glas; mit bedächtigem Lächeln ſchlürfte Stewart und ſprach traulich von Neuem: „Jetzt, da wir ganz allein ſind, will ich mit Euch reden, als wär' ich ſchon Euer Schwiegervater; dieſem Verhältniß und dem Trinken müßt Ihr ſchon eine Rede erlauben! Oder noch beſſer! beſtimmen wir zur Abend-Unterhaltung: daß Jeder den Andern recht treu ſchildern muß; treibt's mit mir nachher ſo toll Ihr mögt, ich will mir Alles gefallen laſſen." — „Schwatzt nur, ſchwatzt!" ſagte Breſton mit erzwungenem Gleichmuth und vernahm: „Ihr ſeyd ein braver Rechtsgelehrter, bliebt lange in Eurem Irland verborgen und Keiner hat auf Euch gemerkt, außer

wenn Ihr Strafgelder bezahlen mußtet für Ausfälle, die Ihr machtet in dem Grimm, daß Ihr kein Aufsehen erregtet. Ihr aber zahltet Eure Strafgelder und Euer Zustand änderte sich nicht, denn es vergaß Euch Jeder gern, weil Ihr immer Sarkasmen bereit hieltet. Der Zorn aber erweckte endlich in Euch ein neues Talent: Euer Aerger wurde poetisch und er brach um so entschiedener aus, da Ihr in der Zeit Eure Gattin durch den Tod verlort. Nicht wahr, sie starb Euch?" —so unterbrach sich Stewart, Breston bejahte mit einer Beugung des Hauptes und jener sprach weiter: „Ihr begannt nun mit den Gründen, die Ihr aus Eurem Ingrimm entnahmt, Prozesse mit dem Himmel, da man Euch auf Erden eben keine zu führen gab; Ihr lieferter Dichtungen, worin Ihr beweisen wolltet: daß an allem Unglück nicht der Mensch, sondern Gott schuld sey, und weil nun die Menschheit solche fatalistische Prozesse schon oft verloren hat und ihr doch, zur Beschönigung aller beliebigen Thorheiten, daran gelegen ist, sie zu gewinnen, so freut sie sich eines geistreichen Anwalds und Euer Ruhm mußte darum sich viel rascher verbreiten, als wenn Ihr Euer Genie besser gebraucht und damit Vernünftiges aufgestellt hättet." — „O unpoetische Rezensenten-Wendung" brummte Breston; Stewart aber ließ sich nicht stören. — „Euer dichterischer Ruf stützte Euren juristischen; Ihr kamet nach London und rasch zu Aemtern, seyd jetzt Oberrichter und reich, habt die Würde des Lords gewonnen und wollt nun die Ehre Euch meinen Schwiegersohn zu nennen, mit mir theilen, um auch noch einer alten Familie verwandt zu seyn." — „Ich liebe Lady Paula!" fiel Breston ein. — „Gebieten und Trotz bekunden das schlecht!" entgegnete Stewart. „Bitterkeit ist all der Antheil, den Ihr zeigt, und da Ihr sichtlich keine Ruhe habt, könnt Ihr nicht beruhigen, also auch nicht begehren: daß ein Mädchen seine ganze Zukunft auf Euch baut — was doch seyn muß, wenn die Liebe nicht

bloß sinnschmeichelnder Wahnsinn ist. Ich habe nichts wider Eure Wünsche, aber auch keinen Zwang für meine Tochter; ich wollte noch heute bei meiner Gattin Euch das Wort reden und verhehle nicht, was sie entgegnete. Seht, sprach sie zu mir, wenn es in den Wipfeln kämpft und stürmt, behauptet der Stamm seine ruhige, haltende Kraft; so sollte wohl auch in den Kämpfen des Lebens das Herz des Mannes unerschüttert bleiben von den Stürmen, die allein im Haupte abzuthun sind. Lord Breston aber hat den Stamm des Menschen, das Herz, fast ganz geopfert und will Alles mit Stürmen des Verstandes erbeuten; weil er jedoch nun gar nicht weiß, wie es mit einem Herzen steht, wird er auch keines gewinnen. Er tritt nieder, was er eben gesäet hat und wundert sich dann, wenn er keine Blüthen findet; sein Gott ist nicht oben im Klaren, sondern mitten im Bunten. Da verkehrt er sich und so für sich selbst das All, und mit dem Kopfe in allem Irdischen tritt er den Himmel mit Füßen. — Dies sprach die Gattin, und solche Redseligkeit mag wohl aus einer Vorbereitung mit der Tochter entstanden seyn. Darum rath' ich Euch, Euer Wesen zu ändern, wollt Ihr Euern Zweck nicht aufgeben. Und nun könnt Ihr mir mein Bild eben so wahr entwerfen, als ich das Eure Euch zeigen wollte.

So endete Stewart und eben kam Nabye mit einigen bedruckten Blättern zurück. Breston, der für klüglich hielt, was ihn traf, nicht weiter zu berühren, der aber doch kaum Schranken für seinen Aerger hatte, rief ihm entgegen: „Nun was giebts?" — „Eine Stadtgeschichte, nichts weiter!" antwortete Nabye, und rasch sagte jener: „Gebt sie zur Ergötzung, damit hier die Vorlesung anderer Art werde!" Stewart schüttelte lächelnd den Kopf über die kleine Bosheit und Nabye setzte sich, um zu lesen. Aufmerksam saß Stewart, aber Breston beschäftigte sich Anfangs mit Allerlei, wie Einer, der da zeigt, daß er ein lästiges Gespräch

nur unterbrechen und den nächsten Gegenstand dazu benutzen wollte, und Nadye las nun in dem Volksblatt: „Ihr Mitbürger alle, Ihr kennt den alten Kolly, er hat Euch viel heilsame Geschichtchen schon erzählt; wer das nicht weiß, hat nicht den rechten Sinn. Ihr könnt glauben, ich habe immer das Motto: Wer kein Knecht ist, thut was recht ist, schlägt was schlecht ist! — und so will ich Euch heute berichten, was an einem Orte ganz neulich geschehen, und wenn ich Euch zuvor sage: so Ihr Euch selber Frieden bietet, werdet Ihr ihn mit Andern haben, und so Ihr Kampf liebt, müßt Ihr Euch selbst zerstören! so mein' ich es wiederum gut und will damit nur rathen: daß ein Jeder am schärfsten auf seiner Huth sey wider sein eigen Wesen. Doch hört nur das neue Geschichtchey, das Euch der alte Kolly erzählt: Es lebt' in einer kleinen Stadt Großbritanniens ein Beamter, den plagt ein eitelsüchtiges Trachten, hoch zu stehen und reich zu werden. Er hätt' es auch wohl bald durchgesetzt, wär' er in einer Hauptstadt gewesen; denn da geht der selten irre, dem alle Wege recht sind, wenn sie nur zum Vortheil führen. In der kleinen Stadt konnt' er aber sich lange nicht nach Wunsch fördern; er gab im Aerger einen Plan nach dem andern auf und hätt' im Aerger beinahe auch einen guten Gang zum rechten Glücke gefunden. Wie er nämlich merkte, daß für ihn in den drei Königreichen kein Minister-Posten offen ward, resignirte er mit Scheltworten auf die Herrschaft, und meinte: Fahr' hin du Glanz- und Würden-Kranz, das mächt'ge Geld ersetzt euch ganz! — Er heirathete die Wittwe eines reichen Pachters, die ein einzig liebes Töchterlein hatte, wie sie denn auch selber eine gar liebe Frau war, die, gleich jedem unverkünstelten Weibe, nirgends von der Stelle wich, wo sie hin gehörte, weil sie ihre Heimath, die Natur, überall mitbrachte. Das ging nun eine Weile günstig; doch — wie einer unsrer alten Dichter sagt — wenn der Ehrgeiz nur

erst Etwas hat, dann fehlt ihm gleich Alles! — so war es auch hier. Unser reich gewordener Beamter fand bald Lust an den Freuden der Tafel, aber meistens nur, weil ihm dies Schmeichler herbeizog, die Wunder! schrien über Witz und Gedanken-Habe, was er beides allerdings hatte. Bald aber verfiel er nun wieder in die alte Sünde: seine Eitelkeit brach mit neuer Kraft hervor und zwar wilder, da er nun schon über die Dreißig war; denn bei der Jugend ist Eitelkeit meistens eine Blüthe, welche allmählich fruchtet oder unscheinbar wird und abfällt; bei dem Alter — auch wenn sie Verdienste im Gefolge hat — gleicht sie einem dichten Baum, der in seinem Kreise nichts aufkommen läßt, weil kein Himmelslicht den dichten Schatten zerreißen kann. Unser Mann wollte nun beweisen, daß sich die Dreieinigkeit Schaden gethan habe, als sie ihn nicht zu ihrem Vormunde auf Erden bestellte und es gelang ihm auch eine Geistes-Arbeit, die Aufsehen machte. — Da wurde er nach der Hauptstadt zu den vornehmen Leuten berufen, die über das Neueste immer gern das Beste vergessen, und den Emporkömmling faßte ein solcher Taumel, daß er fast immer unserm Herrgott zu sagen schien: Schau, wie Du Dich in mir geirrt hast! Er kam von einem Gelage zum andern, und vom Essen und Trinken auch zu Ehrenstellen, so daß, als er auf kurze Zeit wieder heim reiste, er Keinen mehr kannte, denn er selbst hielt sich für ein neues Geschöpf. Seine Frau, die gar wenig von dem Ruhm begriff, mit dem man Andre verachten lernt, wurde tyrannisirt, und da er nach London zurück wollte, machte er kein Hehl daraus, daß es ihr an Lebensart gebreche, um in den Unarten der vornehmen Welt — eine geltende Figur zu spielen. Die Arme zog, nach der von ihrem Mann still gesuchten und von ihr nicht gehinderten Scheidung, mit ihrem Töchterlein und dem, was von ihrem Eingebrachten noch übrig war, weinend in die Einsamkeit. Sie hätte gern auch zwei Knäblein, von

drei und zwei Jahren, welche der neuen Ehe entstammten, mitgenommen, aber der Vater verweigerte sie ihr und beauftragte einen Schreiber, die Kindlein in eine Pensions-Anstalt einer größern Stadt zu bringen, wozu er ihm Geld für eine Jahreszahlung einhändigte; dann eilte er wieder in sein geträumtes Paradies, ganz vergessend, daß nur der glücklich ist, der sein Glück verdient. Und bei dieser Gelegenheit sagt Euch der alte Kolly: Wenn ein schwacher Mensch in die Höhe steigt, da glaubt's Keiner, wie klein er wird! Ein Talent macht noch keine Größe, so wie eine Tugend noch keinen Rechtlichen. Wahre Größe ist ein Verein von Talent, und Tugend das höchste der Talente, wenn sie mit Bewußtseyn geübt wird. Freilich wird sie weit öfter verkannt, als geschätzt, das kommt daher: weil das Seltene noch zu schätzen ist; das Allerseltenste aber hat einen Werth, der nicht gewöhnliche Menschen, sondern Kenner erfordert, wenn er richtig angegeben werden soll. Und nach dieser Abschweifung, die der redselige Kolly gemacht hat, kommt er wieder zu seinem Geschichtchen."

Breston, dessen Unruhe allmählig in sonderbare Spannung sich verwandelt hatte, störte durch Aufstehen schon etwas früher den Vorleser; jetzt unterbrach er ihn mit den Worten: „Ist das alte Geschwätz bald zu Ende?" — Stewart aber bemerkte: „Mir gefällt der geschwätzige Alte!" — und in erzwungener Höflichkeit sprechend: „Nun, so leset weiter!" — warf sich Jener auf seinen Stuhl, das Gesicht in der Hand bergend und mit ihr das Haupt stützend. Nabye aber sah Stewart an mit einem deutsamen Blick und las dann weiter aus den Blättern: „Der Schreiber war ein junger Mann, der erst hinein schaute in den Lebens-Verkehr und dabei eben in Ueberlegung nahm: Ob man mit dem Guten oder Bösen größeres Glück mache? — Als er nun zu seinem Auftrag mehr Geld bekam, als er für die Kinder nöthig hielt, da fing er an, bei Porter

und Wein nachzudenken über ſein Thema und fand dieſe Art des Nachdenkens ſo anmuthig, daß er bald gar nicht mehr anders überlegte, als bei der Flaſche. Und wie er einen guten Theil des Geldes ſo verdacht hatte, fielen ihm die Kinder ein, die er einſtweilen bei einer armen Frau in Koſt gab. Er brachte ſie nun zu ſeinem Vater, der als ehrlicher, zum Dienſte unfähiger Matroſe auf einem Dorfe lebte und dem er eine geringe Summe gab, mit dem Bedeuten: daß dieſe Summe von den Eltern der Kinder, die er nicht nannte, allmonatlich bezahlt werden ſollte. Der Schreiber, ſtatt nun wieder zu ſeinem Herrn zu kommen, wie ihm befohlen war, zog mit dem übrigen Gelde ſeinen Neigungen nach und da dieſe blieben, das Geld aber alle wurde, ſo machte er immer ſchlechtere Streiche und — nach dem alten Sprüchwort: die Luſt zu den Genüſſen lehrt uns den Satan küſſen — bald ſo auffallende, daß er ein Jahr lang in ſchimpfliche Gefangenſchaft kam. — Unterdeſſen ſtieg ſein ehemaliger Herr zu hohen Ehrenſtellen, denn er hatte bald den Schein ſo glücklich ſtudirt, daß, nachdem er ſich nur erſt bemerkt ſah, er auch raſch ſich als etwas Erhabenes geltend machte. An ſeine ſonſtigen Verhältniſſe wollt' er ſich gar nicht mehr erinnern, und der Kinder gedacht' er nur, wenn er einſam war und nun im Aeußerlichen keinen Rauſch, keine Mittel fand, welche die innern Stimmen ſeiner Gebrechlichkeit überräubten. So allein fühlte er dann wohl zuweilen, daß gut, offen und redlich, mit kurzen Worten: fromm ſeyn, weniger Gott, als ſich ſelbſt dienen heißt; aber ſeine Begierden trieben ihn immer wieder anders und bald klagte er von Neuem über böſes Schickſal, denn in dem Satze: Es holt bei wilder Leidenſchaft, das Unglück ewig ſeine Kraft! — ließ ihn die Eigenſucht ſeine Unannehmlichkeiten nicht ſuchen. — Daß er die armen Kindlein ſo ganz vergaß, entſtand beſonders mit daher, weil er eine vornehme Partie machen wollte, welches,

unter uns gesagt, das rechte Wort ist für die Ehe der Vornehmen, denn sie ist fast immer eine Partie, d. h. ein Theil, nichts Ganzes; nicht so eine Verbindung, wo man ein Herz und eine Seele wird. Wohl hoffte er immer: der Schreiber sollte kommen und ihm Bericht geben und er war auch ein Paar Tage ängstlich, als das Jahr vorüber ging und Jener doch nicht kam, um sich Geld zu holen; aber die neue Liebschaft beschäftigte ihn so ganz, daß er selbst diese Mahnung überwand, besonders auch in dem Gedanken: eine Kenntniß über seine frühere Verheirathung könnte ihm bei seiner adlichen Geliebten hinderlich seyn; denn der Adel besteht jetzt zuweilen nicht im Rechtthun, sondern nur in der Schlauheit, das Schlechte geschickt zu verbergen. — Da begab es sich aber, daß der ehemalige Schreiber, der seine Strafzeit überstanden hatte, seinen alten Herrn auskundschaftet hatte und plötzlich zu ihm trat voll Angst und Reue. Er erzählte Alles, was geschehen war und schloß seinen Bericht also: Im Gefängnisse hat mich diese That an Euch und Euren Kindern mit den bittersten Vorwürfen verfolgt und als ich frei wurde, beteelte ich mich bis zu dem Dorfe, wo mein Vater wohnte, aber — er war nicht mehr zu finden. Bei den Nachbarn wurd' es bekannt, daß ich, wegen meiner schlechten Streiche, im Gefängnisse saß und mein alter Vater war aus Ehrgefühl mit den Kindern fortgezogen, kein Mensch wußte wohin. Jetzt bitt' ich Euch, Herr, laßt mich bestrafen, ruft nur in allen Zeitungen nach Euren Kindern und nach meinem Vater! — Aber — Eigennutz: Höllenschutz! — Der Herr war so umstrickt in seinen neuen Wünschen, daß er den Ruf nach seinen Kindern verschob, den Schreiber aber wieder in sein Haus nahm mit dem Verbot: Keinem über dies Ereigniß etwas zu sagen, er werde seiner Zeit schon Anstalten treffen. — O du arme, jetzt von ihm Gewählte, wenn du erfahren

ſollteſt: daß er ſeinen Kindern die Liebe verweigerte, wie würdeſt Du ſie für Dich hoffen —!"

„Ich halte die Langweile nicht mehr aus, ich muß fort ins Freie! — Gute Nacht!" ſo rief jetzt Breſton. Raſch aufſpringend und Hut und Stock ergreifend, war er eilend von dannen. Sir Nabye legte die Blätter zuſammen und Lord Stewart ſprach zu ihm: „Es iſt nicht anders, wie Ihr ſagtet!" — Breſton kam in ſtürmender Haſt nach Hauſe; heftig klingelnd ſchrie er: „Marlott! Marlott!" und als dieſer vor ihm ſtand, fragte er mit Donnerſtimme: „Wem haſt Du Dich anvertraut?" — Marlott erſchrak und bekannte ſogleich: daß er, zur Erleichterung ſeines Innern, dem guten Sir Nabye, der mit ſeinem edlen Beiſpiel Alles, was ſich ihm nahte, zum Guten wende, ſeine Verbrechen entdeckte, um doch endlich Rath und Rettung zu finden. — Breſton befahl, ihm Nabye zu ſchicken, ſo bald er in's Haus träte. — Nabye aber kam nicht.

Von mannigfachen Empfindungen gequält hatte Breſton die Nacht ohne Schlaf durchlebt. Das Geſpräch mit Stewart, deſſen derbe Offenherzigkeit über ſeinen Charakter, endlich die Blätter, angeblich vom alten Kolly, Alles ließ ihn erkennen: daß man ſeine älteren Verhältniſſe erfuhr, ſein Verfahren tadelnswürdig finde und im Einverſtändniß wider ihn handle. Wohin er ſeine Gedanken wendete, überall war innere Scham der Erfolg; das Wahre in ſich fand er verleugnet und den Schein nicht einmal gerettet. — Der erſte Strahl der Sonne trieb ihn auf von ſeinem Lager und hinaus auf die ſchon herbſtliche Flur! In ſeinen Mantel gehüllt durchſtrich er die öden Felder, den farbenreichen Wald, wo die Blätter nicht im Sturme, ſondern, nach dem Geſetze der Natur, leiſe um ihn hernieder ſäuſelten. Ach, eine Wehmuth, die lange mit ſeiner früheren Jugend ihm entſchwunden war, umfing ſeine Seele, und endlich hielt ihn der rege, eintönige Schall einer Quelle feſt und herrſchte

über die vielfachen, sich bekämpfenden Klänge in ihm. Ermüdet lehnte er sich an Gestein und fühlte den Druck eines Buches, welches er in der Tasche bei sich trug; es waren erste Versuche von einem jungen Dichter, der Breston um sein Urtheil bat. Er hatte sie seit vielen Tagen schon, aber im ungeduldigen Streben, Lady Paula zu gewinnen, wurden sie vergessen. Jetzt schlug er das Buch auf und las dieses Gedicht, welches „der Sänger" überschrieben war.

Der Sänger wohnt im Träumen,
Sein Reichthum ruht im Lied;
So blüht aus düstren Räumen
Für ihn ein Lichtgebiet.

Ihn lockt nicht Erdengabe,
Ihn schreckt nicht Macht, noch Spott;
Er selbst ist seine Habe,
Sein einz'ger Herr ist Gott.

Wohl wird er Lieb' erstreben,
Doch nimmer Gunst erfleh'n;
Er muß durch ird'sches Leben
In ew'ger Sehnsucht gehn.

Er kämpft, von Gott berufen,
Für Wahrheit und für Recht,
Und straft an Thrones-Stufen
Den feigen Fürstenknecht.

Nie wird er's Leben schonen,
Sieht Unschuld er in Noth:
Der Erde schönstes Lohnen
Ist ihm ein edler Tod.

Er weiß entzückt zu sterben —
Da Tod die Gluth ihm kühlt —
Und setzet sich zu Erben:
Was Schönes ehrt und fühlt.

Sein Grab darf Stein nicht drücken:
Der Glanz sey unbemüht!
Das Veilchen wird es schmücken:
Da dies von selber blüht.

Und weil auf dieser Erde
Er stets den Himmel grüßt,
So tönt ihm erst sein: Werde!
Wenn ihn das Grab umschließt.

Breston wiederholte dumpf, gleich Vorwürfen für sich, einige Verse, welche einen herzigen Dichter schilderten, und düster, auf Entschlüsse für seine Zukunft sinnend, ging er dann langsam heim. Als er so — es war noch früher Morgen — die Stadt wieder erreicht hatte, weckte ihn aus seinen Träumen die innige Aufforderung einer weiblichen Stimme: „Lieber Herr! erbarmt Euch dieser armen Kinder, der Himmel wird's Euch vergelten an Allem, was Ihr liebt!" — Breston sah und bemerkte ein Mädchen, eine junge Obsthändlerin, welche zweien, fast nur in Lumpen gekleideten Kindern die kleinen Händchen mit Obst füllte. Die Gelegenheit zum Wohlthun war, in seiner Stimmung, für Breston selbst eine Wohlthat, er reichte ein Geldstück hin, das Mädchen jubelte laut auf: „O Herr! wie glücklich seyd Ihr, daß Ihr so viel geben könnt!" — und rief dann einem alten Mann, der sich ermattet auf einen Korb gesetzt hatte, zu: „Da, Vater, der gute Herr hilft Euch!" — und Breston sprach beklommen zu dem Alten: „Wer seyd Ihr? wie heißt Ihr?" — „Ich heiße Marlott —!" — „Marlott?" — schrie Breston und fragte hastig: „Ihr waret ehemals Matrose, die Kinder sind Euch fremd, Euer Sohn saß im Gefängniß?" — „Ach Gott, ja, Herr!" sagte erschrocken der Alte und mit dem Rufe: „Meine Kinder, meine armen Kinder!" umfaßte Breston die Kleinen, indem er neben ihnen auf den Knieen lag. — Das Mädchen sah ihn an mit großen Augen, der Alte konnte in seiner Freude kaum: „Ach, du gnädiger Gott!" stammeln und beide Kinder in dem Mantel tragend, wollte Breston fort; da blieb er plötzlich wie erstarrt stehen, es trat eben mit einem Korbe eine Frau heran und diese — war seine von ihm

geſchiedene Gattin. Auch ſie erkannte ihn, aber ein heftiges Erzittern war all ihre Bewegung.

„Marie!“ ſagte endlich leiſe Breſton und nur gewaltſam hielt ſie ſich aufrecht. „Iſt Eure Wohnung in der Nähe, ſo laßt uns dorthin flüchten!“ ſprach er weiter, da er ſah, daß ſich Menſchen um ſie her verſammelten. Und Marie ging voran, aber ſie blieb noch einmal ſtehen und die erſten Worte, welche ſie jetzt ſprach, waren: „Da iſt auch die gute Eliſabeth, meine Tochter!“ — und Thränen hemmten die Rede. Breſton legte eines der Kinder in Eliſabeth's Arme und nahm das Mädchen, das nun auch ſeinen Stiefvater erkannte, an die Hand; ſo zogen ſie vereint nach dem kleinen Hauſe, wo Marie wohnte. — Sie hatte mit ihrem geringen Vermögen einen kleinen Garten gepachtet und lebte mit der Tochter von dem Verkauf der Früchte; ſie wußte nichts davon: daß Breſton, den ſie noch in London wähnte, als Oberrichter nach dieſer Stadt gekommen war. — Der alte Marlott aber hatte ſeinen Aufenthalt erforſcht, um bei dem ehemaligen Herrn ſeines Sohnes vielleicht etwas über die Eltern der ihm anvertrauten Kinder zu erfahren. Ohne Mittel der Ernährung konnte er aber zuletzt nur bettelnd dieſe Stadt erreichen.

Vom wunderbaren Zuſammentreffen heftig erſchüttert erhoben ſich Breſton's Gefühle zu Gott; er hatte den, einſt erwünſchten Glanz nach der Erreichung beſſer kennen lernen, und in der ärmlichen Haushaltung und in der Art, wie Mutter und Tochter gleich für die armen Kindlein Alles hergaben, was ſie hatten, es gar nicht hörend, daß Breſton ſagte: „ich bin jetzt reich, ſehr reich!“ ergriff ihn die Macht der Rechtlichkeit und Herzensgüte ſo: daß er nie im Leben tiefere Beſchämung, aber auch nie ein ſo erleichterndes Glück empfand. Alle — auch der alte Marlott, dem er lebenslang Unterhalt zuſagte — mußten nach ſeinem Hauſe und am nächſten Tage empfingen Stewart mit ſeiner Fa-

milie und Sir Nabye Einladungen zu einem Feste. Ein neues Leben begann Breston mit dem offnen Bekenntniß seiner Verirrungen und der Verleugnung seines Herzens, die durch die Wendungen der Begebenheiten gewichen war. — Stewart umarmte ihn freudig und Breston erfuhr nun: daß Sir Nabye, der aus einer alten, aber verarmten Familie war, Lady Paula liebte und von ihr wieder geliebt werde; er erfuhr, daß Nabye jene Blätter selbst geschrieben und den Ausrufer vor Stewarts Thür bestellt hatte, um mit der Erzählung Breston auszuforschen und seine Gefühle anzuregen. Daß Nabye durch ein bedeutendes Amt auch der Liebe Glück erreichte, dafür sorgte der Oberrichter mit seinem ganzen Einfluß; er ließ die Scheidungs-Akte, die ihn von Marie trennte, vernichten und gewann im häuslichen Leben, zum Ruhm und Ansehen, auch noch Ruhe, welche allein die Erfüllung der Pflichten giebt und über seinem Arbeitstische liest man noch heute die Worte: „Um so viel steigt die Würde des Geistes, als Du an innerer Zufriedenheit gewinnst und als Du die glücklicher machst, die Dir angehören.“

Die Urkunde.

Es war am Tage St. Renata 1414 — wie die Chronik bestimmt angiebt, — da hatte Herr Haym von Eidenburg ein Töchterlein taufen lassen mit dem Namen Cara und die heilige Handlung verrichtete Benignus, der Kaplan von dem Schirmherrn Hayms. Es hatte dieser schon fünf Söhne, seine Gattin, Agnes, wünschte aber gar sehr ein Mägdlein und Beide waren froh, als der Himmel den Wunsch gewährte, ob er ihnen auch zu dem reichen Kindersegen nur ein spärlich Einkommen gab. Die Freude dieses Tages trübte sich jedoch; denn als der Kaplan ankam, brachte er eine Meldung des Schirmherrn: daß Haym eine Schuld von 200 Gulden ihm eilend tilgen müsse; er aber wußte sie nicht zu schaffen und redete mit dem Kaplan, daß dieser ihm Aufschub gewinnen möchte. Der gab dazu keine Hoffnung und dem armen Haym war überaus düster zu Sinne, als er Abends dem Kaplan, der erst am andern Morgen wieder heimkehren konnte, einen langgesparten Rest vom edelsten Rheinwein versetzte und noch einmal sein Anliegen innigst wiederholte. Nun kam der Kaplan mit einem Ausweg hervor; es besaß Haym, der im Rittergeschäft, reisenden Kaufleuten Gedünge abzupressen, nicht geübt war, einen Schmelz-Ofen, der viel zu seiner Nahrung half; diesen sollte er dem Kloster des Benignus abtreten, dann wolle dieses die Schuld übernehmen. Erwartend saß nun der Kaplan da; der Ritter aber stand in der Fenster-Wölbung und sah betend hinauf zu dem reichgesternten Himmel und

in die Scheibe des Mondes, welche die beschneeten Gebirge und die bereiften Bäume des nahen Waldes mit glitzernden Lichtfunken übersäete; denn eine schreckliche Kälte herrschte draußen und das Geheul der Wölfe, welche der Frost zu den Wohnungen der Menschen trieb, störte allein die öde Stille. Da trat Siegfried, Haymś ältester Knabe, in das Gemach; er hatte Pergament-Blätter in der Hand und nahte sich freundlich dem Vater, also sprechend: „Der Herr Kaplan wollt' es heut früh nicht glauben, daß ich lesen kann; ich soll's ihm beweisen, wenn Du es erlaubst!" — Haym bejahte mit einer Beugung des Hauptes, setzte sich wieder und Siegfried las:

„Wohl drei Jahrhunderte vor dieser Zeit führte der schöne Ude von Reseneck ein gar lustig Leben, that jedoch Niemand Leides an; es geschah aber, daß er in der Blüthe seiner Jahre starb und er schalt auf dem letzten Lager den Tod ungerecht und grausam und seine Seele entschwand in dieser Unwilligkeit. Und als so sein Geist vor dem Thron Gottes erschien, konnte er auch dort nicht den Hang zum irdischen Leben verläugnen; da sprach der Herr: Löblich ist's, daß Du nicht versuchest zu heucheln; darum will ich Dir die Rückkehr zur Erde vergönnen, wenn es Dir gleich ist, in welcher Gestalt Du dort lebest; ich will den Tod stets bei Dir anfragen lassen nach dreimal siebenjähriger Frist: findet er Dich an einem guten menschlichen Herzen, hat er keine Gewalt über Dich; nur wenn Du vereinsamt stehest, bist Du ihm verfallen, sonst fordere ich Dich nimmer, ehe Du es nicht selbst begehrst; dann sorge aber, daß es im Segen der Menschheit sey, damit Du nicht verdammet werdest. Es sollen auch die Güter der Erde Dir bereit seyn unter den Bedingungen." —

Und plötzlich schwieg aufhorchend der Knabe, Benignus war erschrocken und Haym fragte: „Was ist das?" — denn ein siebenfacher dumpfer Schlag dröhnte am Burgthor und

jetzt vernahmen die Lauschenden tiefeindringlichen Gesang und diese Worte:

„Nehmt auf in Eil mich Armen:
Es lärmt um mich ein wild Gebot,
Es schwärmt und greift nach mir der Tod,
Kann ich nicht schnell erwarmen.
Gewalt reißt mich in's Höllengrab,
Schlägt nicht ein Herz den Tod mir ab;
Drum Menschen, habt Erbarmen!"

„Ein Pilgersmann in dieser eisigen Nacht!" sagte Haym und rasch war er selbst hinunter, die Burgpforte zu öffnen. Pater Benignus, der sich den letzten Becher des köstlichen Weines bisher aufsparte, leerte ihn begierig, aus Furcht, er wäre ihn mit dem Ankömmling theilen müssen, und dieser schlich jetzt mit zitternden Geberden herein. Es war ein kleines verwachsenes Männlein, ärmlich, doch ritterlich angethan und auf seinem Rücken trug es eine Zither und einen Kasten, den es ablegte; Haym führte es zur wärmenden Flamme des Gemachs und fragte: woher und wohin? —

„Aus dem Walde, der mich barg,
Floh ich grausend vor dem Sarg!"

— so tönte es, wie von selbst, aus der Zither; doch die Umstehenden hörten nur ein undeutlich Rauschen und meinten: das Männlein könne vor Frost noch nicht reden und Haym bot ihm seinen Becher. „Gebt's wohl nicht gern, denn es ist Euer letzter Trunk!" sagte der Fremde. „Trinkt nur, Ihr habt's nöthiger, als ich!" entgegnete gütig Haym. Dieser setzte sich dann und verfiel abermals in tiefes Betrachten seiner Sorgen; der Kaplan schlief im halben Rausche ein, Siegfried las in seinen Pergamentblättern und das Knistern des Feuers und das Zähneklappern des Fremden wurden in solcher Stille zu lautem Geräusch. Dem waren die stieren Blicke in steter Bewegung, doch meist wandte er sie wehmüthig auf Haym, der endlich mit der innersten Bewegung und der leisen Klage: „Mein armes Weib, meine

armen Kinder!" wieder zum Fenster schritt. — „Dein Vater ist so traurig!" sagte das Männlein zu Siegfried; „ja, wer ihm helfen könnte," seufzte der Sohn und mit klingelndem Falle schlug eben der Kasten des Männleins um. Haym wurde aus seinem Sinnen durch den Klang gestört, trat zurück und sah, wie mit Beben, doch in entzückter Scheu der Fremde ihn anstarrte. „Sonderbar!" rief Haym; „Du armer Gauch kannst mir freilich wohl nicht helfen, aber Vertrauen erleichtert doch!" — Er erzählte nun seine Noth und das Männlein faltete betend die Hände, als Haym mit den Worten schloß: „Wißt Ihr Rath, wißt Ihr That für mich, so helfet mir!"

In ängstlicher Hast, sprechen wollend und nicht könnend, riß das Männlein seinen Kasten auf und vor dem schlafenden Kaplan begann er Gulden hinzuzählen. Und so wie er dies that, erhob sich draußen ein Stürmen, immer fliegender wurden die Glieder des Männleins. „Zweihundert! — Euch ist geholfen — Ihr seyd ein guter Herr und nicht gefragt: wann ehe Ihr wieder zahlt!" — so stotterte er eilend heraus, Haym sah in freudiger Ueberraschung zu, da stand das Männlein mit schlotternden Knieen — Thränen blickten in seinen Augen, er wollte die Arme heben, doch sie schienen ihm fast den Dienst zu versagen und plötzlich umfing Haym ihn mit seinen Armen. „Mein Wohlthäter!" jauchzte Haym; — „o haltet mich!" — stöhnte das Männlein und das Stürmen von außen ward gebietender; ein Schlagen, Heulen, Klirren und Zischen durchjagte die Burg und donnernde Erdstöße schienen das All in den Abgrund reißen zu wollen. Entsetzt hielt dennoch Haym den Kraftlosen immer fester an seinem Herzen und das Männlein zählte in sich hinein die unterirdischen Donner. „Zwölf!" rief es leise, dann lauter: „Mitternacht ist vorüber; — o mein Gott! ich danke Dir!" jubelte es nun und küßte des Ritters Hände, auf welche strömende Thränen flossen. In

dem Augenblick stürzte die kaum genesene Hausfrau Agnes mit den Kindern in das Gemach, aufgeschreckt von der Fürchterlichkeit der Natur; und wie sie die unförmliche kleine Gestalt und das Geld sah, blieb sie regungslos stehen; das Männlein aber schritt ehrerbietig zu ihr, küßte das Kruzifix, welches sie in der Hand hielt und bat um eine Nachtherberge, und es wogten wundersame Klänge alle Herzen von der Beklommenheit frei.

Und jetzt erwachte der Kaplan und glaubte zu träumen, als er das Geld vor sich liegen sah und da ihm Haym sagte: „Zahlet nun damit dem Schirmherrn!" war die Verwunderung und der Aerger in seinem Gesichte gar lustig anzuschauen und das Männlein koſete noch mit den Kindern, sprechend: „Seyd Sein und mein, bleibt immer rein; so führ' ich Euch zum Glücke ein!" — Dann legte es sein Haupt auf den Kasten, denn ein besser Lager wollt' es nicht und auch die Andern eilten zur Ruhe, fröhlich am Morgen sich wieder zusammen findend; nur der Kaplan erschien leichenblaß und in treibender Verstörung, mit der er eilend von hinnen wollte.

Es trafen aber alle bei dem Lichte der Ampel zusammen zum Morgen-Imbiß, und das Männlein, das gar früh aufgestanden seyn mußte, hatte köstlichen Wein geschafft, und mitten unter den Kindlein, die es mit Schalkéstreichen ergötzte, erzählte es: man nenne ihn Gutchen und er handle mit allen Gütern der Erde. Und wie Gutchen vertraulich redete, kam eben der umgewandelte Benignus und Haym fragte: „Herr Kaplan, was ist Euch?" — „Seht Ihr doch aus, als hätten böse Geister Euch bedient!" meinte Gutchen und der Kaplan schwieg. Er ließ sich endlich bei dem stärkenden Wein noch halten und Gutchen schwatzte fort: „Ja, hätt' ich nicht einen so tapfern Schlafgesellen, mein gut Gewissen, es wär' mir auch fast bang' geworden ob der schweren Träume, die um die Zeit des Mondscheidens das-

ber zogen; es trieb wohl der Kampf der Natur von letzter Mitternacht in meinem Blute sich um." — „Hat's gestürmt?" fragte der Kaplan. — „Bist taub, wenn Gott ermahnend spricht, Du weißt von seiner Liebe nicht!" klang es leise und der Kaplan sah mit durchbohrendem Blick auf Gutchen.

„Aber was träumtet Ihr denn?" fragte Agnes. — „Edle Frau! der Traum hatte mich wohl nicht gemeint," entgegnete Gutchen. „Es schien, als wäre die Zeit vier Jahre zurück und ich aus der Schlacht gekommen, wo bei Tannenberg der Deutsche Orden den Polen unterlag, und plötzlich war ich wie im Erwachen und aus meiner Zither brausten Töne also:

„Bei Tannenberg, bei Tannenberg,
Ruh' ich in tiefen Klüften!
Der Rache Saat ist reif zur Math,
Die Sense schwebt aus Lüften;
Die Erde reißt der Rachegeist
Dem Schuld'gen auf zu Grüften;
Bei Tannenberg, bei Tannenberg,
Ruh' ich in tiefen Klüften."

„Nun, Herr Kaplan, klang es nicht so?" rief Gutchen, als das Liedlein zu Ende war. — „Deutlich hab' ich's nicht gehört," stammelte, den Becher in der Hand, Benignus, „aber ich glaube fast, Ihr selbst habt Euch einen Scherz mit mir gemacht; thut mir Bescheid!" — „Auf gute Geschäfte in Böhmen, Herr Kaplan, will ich mit Euch trinken; die Hussiten erwarten Euch schon!" Dies sagte Gutchen, ohne den Becher zu nehmen. — „Wißt Ihr davon auch?" brummte der Kaplan. — „Nun, ist es denn ein Geheimniß, daß Euer Bischof Euch, der Ihr in allen Künsten gewandt seyd, hinsendet, die Scheiterhaufen zu bereiten für Menschen-Opfer?" — „Ja, diese höllischen Ketzer!" so schalt, dies Gespräch schnell erfassend, Benignus. „Ich eile nach diesem von Gott verfluchten Böhmerlande,

damit die Häupter, welche des Papstes Gewalt verspotten, unter den gebührenden Martern sterben und ihre Asche nach allen Winden verstreut werde. Ihre Angehörigen sollen verjagt umsonst nach Obdach suchen, nach Labung lechzen; die Gewalt des heiligen Bannes verhärtet unsichtbar alle Herzen, die Kirche triumphirt über die Menschlichkeit und die Glieder der Gottlosen wird man in allen Landen verstreut finden." — „Segen der Menschheit!" so trank jetzt Gutchen mit Haym im Kreise herum, dann sagte er zu Benignus: „Seyd Ihr doch zu Athem gekommen, da es Fluch gilt; Ihr habt Euren Bann wohl inne. Geht denn hin und ladet Huß nach Kostnitz." — Der Kaplan sah ihn starr an — „aber:

Das Kostnitz bringt unnütze Kost,
Stellt Huß auch kühn sich ein;
Das Kostnitz kost't viel auf dem Rost,
Doch Pfäfflein brennt's nicht rein;
Durch Flammen will in Nord und Ost
Des Geistes Frucht gedeih'n!"

Tiefgebückt, seinen Becher in der Hand, hörte Benignus zu und bot jetzt zum zweiten Male Gutchen den Trunk. — „Segen der Menschheit!" rief dieser, den Becher ergreifend, leerte ihn halb und sagte dann zu Benignus, fast gebietend: „Trinkt!" — Der Kaplan nahm den Becher zurück und ließ ihn plötzlich fallen. „Giftkraut, kannst Du kein Gift vertragen?" rief mit sonderbarem Lachen Gutchen, seine Augen sprühten und wie vom Satan gejagt, stürzte Benignus zur Thüre hinaus und die Stiegen hinab.

Voll Sorglichkeit hatte Haym bis dahin seine Hausfrau trösten müssen in tiefer Betrübniß, welche sich schon erhob bei Erwähnung der Schlacht von Tannenberg; jetzt aber waren Beide erschrocken über das Fortstürmen des Kaplans und wie Gutchen von dem Fenster hinaus zu dem letzten erbleichenden Sterne rief: „Bist Morgenstern ja nah und fern im Dienst des Herrn, dien' auch mir gern!"

— forschte Haym: Wohin das Alles deute? Und Gutchen kam zu Agnes und sprach: „Edle Frau, Ihr seyd betrübt und entsetzt, doch auch bald wieder stark. Ihr hattet einen Bruder.“ — „O mein Bruno! — er fiel bei Tannenberg!“ — „Bruno von Ringenberg“ — flüsterte Gutchen und sich besinnend sagte er dazwischen: „wollt doch sorgen, edle Frau, daß dieser vergossene Wein keinem Thiere schade, Benignus hatte seinen Becher schnell vergiftet.“ — „Alle Heiligen!“ jammerten Haym und Agnes, „Ihr trankt ja davon!“ — „Ei,“ entgegnete lächelnd Gutchen; „ich habe keine Natur für Gift, wohl aber Künste dagegen und an mir soll Benignus den Rächer finden für Meuchelmord an Bruno von Ringenberg.“ — Agnes schauderte, Thränen entstürzten ihren Augen und Haym richtete fragende Blicke fest auf Gutchen.

„Euer Bruder,“ so erzählte nun Gutchen, „war im Eifer für Gott und Ritterthat gen Preußen gezogen, dienend dem Deutschen Ritter-Orden, dem er sich anschließen wollte. Da ließ der Himmel ihn Winda schauen, die Tochter eines Burgbesitzers in Preußen, und es blühte die Wonne irdischer Seligkeit in seinem Herzen auf. Es nährte aber Benignus — dermalen, um über die dortigen Fehden zu berichten, auf lange als Pater in ein Nonnen-Kloster jener Gegend gesandt — verbotene Flamme der Leidenschaft zu Winda, und er hatte ihren Vater beschwatzt, sie der Kirche zu weihen mit seiner ganzen Habe; Winda aber verweigerte den Gehorsam, denn sie liebte Bruno und Grimm und Haß herrschten geheim in Benignus. Wie nun schwer verwundet Bruno aus der Schlacht bei Tannenberg sich gerettet hatte, war der Mönch in der Nähe und leitete ihn zu jenem Kloster. Dort redete ihm Benignus ein: er sey dem Tode nahe und die Zeit gekommen, an den letzten Willen zu denken. Bruno ließ ihn niederschreiben auf den Fall, daß er sterbe, und zeichnete seinen

Namen unter eine verfälschte Schrift, nach welcher Eurem nächsten Kloster sämmtliche Stammgüter Eures Bruders anheim fielen; es hatte aber Bruno Euch, edle Frau, zur Erbin bestimmt. Wie nun diese Urkunde in Benignus Händen war und nach kurzem Schlaf Bruno sich kräftiger fühlte, glaubte er sich noch stark genug, in der Nacht ein nahes festes Schloß der Deutschen Ritter zu erreichen, um, wenn er genese, seiner Ritterpflicht zu genügen, und Benignus nannte sein Vorhaben löblich und bot sich zum Führer an. Auf dem Felsenwege aber, der zum Schlosse in vielen Krümmungen sich hinauf zieht, wandte sich Benignus zu einer steilen Wand, an der unten Fichtenwald sich dicht zusammendrängt; dort stürzte er Bruno hinab und meldete, athemlos nach dem Kloster rückkehrend: Polen hätten sie überfallen, Ritter Bruno habe sich gewehrt, sey erschlagen und von den Polen, um die Rüstung zu erbeuten, todt mit hinweg geschleppt worden."

Haym und Agnes hörten mit Grausen diese Enthüllung, welche Gutchen mit Eiden erhärtete und da er die Hausfrau von grenzenlosem Grame überfallen sah, sprach er: „Heißt, edle Frau, den Schmerz nicht willkommen, daß er nicht länger bleibe, als es zum Glücke dient; denn alles Elend, so der Mensch verständig trägt, endet im Segen. Dem Himmel aber und mir überlaßt die Lösung und Vergeltung, zu der ich jetzt scheide, denn ich nehme großen Theil an Eurem Heil und folge dem Benignus, der noch heute diese Gegend verläßt." — Und Gutchen ließ die Kinder des Hauses, die längst überall herumtummelten, sich versammeln und sie aus seinem Kasten sich eine Gabe wählen, und Werner erfaßte ein durchsichtig Herz von Bernstein, Siegfried einen Metall-Spiegel, Kurt einen Schwerdt-Griff, Bruno ein Kreuz, Egbert eine Feldblume und wie endlich auch die kleine Cara mit ihren Händchen nach etwas greifen mußte, faßte sie eine goldene

Kornähre — und der Spender sprach über die Kinder abermals den Segensspruch: „Seyd Sein und mein, bleibt immer rein, so führ' ich Euch zum Glücke ein!" — „Gott befohlen!" sagte nun Gutchen, der bei den biedern Hausgenossen schnell heimisch geworden war, ob auch ein Schauer Alle beschlich, wenn vor Ueberraschung bei den Abenteuern ein Gedanke sich aufdrängte. Gutchen wünschte aber, daß ihn Haym nach seinem Schmelz-Ofen führe, weil er die Arbeiter lehren wolle: eine Glocke zu gießen, die er sehr bedürfe; wie nun Haym mit ihm ging, kamen sie im Wald einer Trümmer vorüber, da stand Gutchen lange betrachtend und sagte dann: „Wundert Euch nicht, wenn Ihr hier bald eine schöne Burg erblickt!" — Dann zeigte er im Schmelz-Werk: wie man Glocken gieße und Drath bereite, meinend: es soll Euch, Herr Ritter, gut bekommen; in zehn Monaten werde ich meine Glocke fordern und in sieben Jahren send' ich Jemand, den behaltet bei Euch, wenn er Euch verkündet: „Von denen, die da büßen, soll ich in Liebe grüßen: mögt's Leben mir versüßen!" Dann schüttelte er dem dankbaren Harm die Hand und war bald den Blicken entrückt; wie aber der Ritter sinnend heim kam, mußte er seinen Sohn Siegfried trösten über den Verlust seiner Pergament-Blätter, aus denen er gestern las; er fand sie einst in jener Trümmer des Waldes, und jetzt schienen sie verschwunden.

Die Glocke forderte ein Pilger zur bestimmten Frist und leistete reichlich Zahlung, Gutchen aber ward lange nicht gesehen: nur als es sich erfüllte, daß Bauleute im Bergwalde eine herrliche Burg aus der Erde erheben, erzählten sich die, welche in der Wache bei dem Bau sich allnächtig abwechselten: es wandle nächtig zuweilen eine kleine Gestalt auf den Mauern umher und werfe ein, was nicht mit Sorgfalt gebaut, nicht in Schönheit gedacht sey. Haym

aber sah Alles gedeihen, was er begann; die neuen Arbeiten fanden Vertrieb in vielen Ländern, und wenn er oft ausrief: Gutchen waltet in meinem Hauswesen! — Und wenn alle Erinnerungen sich in Dank auflösten, da war's ihm jedes Mal, als hört' er es um sich klingen:

Ich fühl' in fernen Weiten
Wohl Deines Sehnens Drang.
Half Freiheit mir bereiten
In meines Schicksals Zwang:
Dann sollst Du mich geleiten
Auf meinem froh'sten Gang!

Benignus aber zog über Schlesiens Grenze, in dessen Gebiete auch die Burg des Haym von Eidenburg lag, nach Böhmen; belastet mit eigenen Verbrechen, war es ihm Lust, schreckliche Strafen verhängen zu helfen über die, welche, in innerer Finsterniß herumirrend, zu dem Lichtpfade sich wendeten, auf dem Huß verunging. Und wie dieser, dem Kaiserwort und Pfaffenschwur zu viel vertrauend, mit dem Muthe der Wahrheit nach Kostnitz eilte und aus Flammen seine Seele sich zu Gott schwang, da griffen seine Anhänger zu den Waffen und die Klerisei warb überall für ihre Plane. Festen Frieden zwischen dem Deutschen Orden und den Polen zu vermitteln, um von hier auf Beistand zählen zu können, sollte Benignus den geistlichen Obern in Preußen Einflüsterungen überbringen und er hatte sich dazu gedrängt, da er vernahm: daß Winda, nach dem Verluste des Geliebten und dem Tode des Vaters, freiwillig sich einsames Leben in jenem Nonnenkloster erwählte und er hoffte nun zu erringen, was einst allen Verführungen entging. Es war im Frühlings-Monat 1415, als er in dem Kloster eintraf; da er aber Winda zuerst wieder sah, durchjagte ein Fieberfrost seine Sinne, denn einer Leiche glich die sonst so blühende Gestalt und ihre Duldung und Liebe hatten sichtlich das Jenseits fast erreicht. Jetzt, da seine unreine Phantasie das

geträumte Bild verlor, ward das Gewissen mächtig und von ihm gepeinigt vollbrachte er eilend sein Geschäft, um bald dem Orte seiner Greuelthaten zu entrinnen. Es begab sich aber, daß der Großmeister des Deutschen Ordens ihn einlas dete zu dem Feste der Glocken-Weihe, da eine Kirche dem Schlosse der Ritter angebaut war. Benignus erschien, ver mied aber auf dem Wege mit Blick und Schritt die Stelle, wo er Bruno hinabstürzte. Und wie nun die Glocke hin aufgezogen in ihrer Höhe schwebte, war ein Gelag im Schlosse und während dem fröhlichen Mahle stand plötzlich Gutchen vor Benignus, der Schreckliche, der sein Geheim niß auf unerklärbare Weise kannte und den er unter den Todten wähnte, da solchem Gifte, wie Benignus bei sich führte, kein Mensch widerstand.

„Sieh da, unser Sänger und unser Glocken-Käufer!" rief der Großmeister und bot im: „Willkommen!" ihm einen Sitz. Gutchen erfreute die Gäste mit lustigem Schwank und Sang und sah nicht auf Benignus, der in Angst und Furcht fast verging und sich endlich um die Zeit, da die Dämmerung nahte, beurlauben wollte. „Halt!" rief Gutchen, „ehe Einer scheidet, müssen wir doch ins gesammt darauf die Becher leeren: daß die Glocke stets Frieden und Heil töne, stets in die Stimmen des Himmels einspreche!" — Und Alle ergriffen die Becher und wallten hinaus, wo sie die Glocke erblickten und am Felsrande auch in die Fernen schauen konnten. Benignus trat zitternd nach und gedachte zurück zu bleiben; aber kaum aus des Schlosses Hallen, war er seiner nicht Herr; er stand willenlos mitten unter den Versammelten, und wie Gutchen zu der Glocke hinauf rief: „Stimme des Himmels, verkünde stets Gerech tigkeit!" da erhob sich jach ein so wilder Sturm, daß die Waldschluchten wie Donner brausten, der Felsen zu wanken schien und die Glocke von selbst anschlug; doch plötzlich, ehe

die Gäste noch vom Schrecken sich erholt hatten, ward es wieder todtenstill, aus dem Abgrunde aber schallte der Hülferuf des Benignus, der vom Wirbelsturme hinabgeschleudert war. Ueberwältigt im Erstaunen standen die Gäste und hörten nur fort und fort das Angstgeschrei aus den Tiefen; da ließ der Großmeister in dieser Noth den Dienenden des Schlosses einen hohen Preis bieten, wenn einer die Rettung versuchen möchte. Es zagten aber Alle; doch endlich stellte sich ein Knabe und versprach rasch und kühn: so man ihm Seile gäbe, die man oben halte, wolle er zu dem Hinabgestürzten und ihn umwinden, daß man ihn heraufzöge. Den Großmeister aber jammerte das Kind, er fragte: „wer bist Du?" — „Ich bin eine Waise," sagte der Knabe, „und möchte mir Eure Huld erwerben; denn der Schloßwart, der mich zween Nächte aufnahm, will mich wieder fortjagen, weil ich gar ungeschickt bin im Dienen." — Und Gutchen legte die Hand auf das Haupt des Knaben und sprach wehmüthig: „Laßt ihn hinab, der Unschuld leiht der Himmel Flügel. Umwindet ihn aber selbst mit einem Seile." — Und der Knabe hielt sich am Gebüsche und den Spalten der schroffen Felswand, um zu entdecken, wo er den Verunglückten fände und war bald nicht mehr zu sehen; nach langer Zeit aber erscholl seine helle Stimme und die vereinten Kräfte der Männer zogen nun, denn an beiden Seilen fühlten sie Lasten; geschickt aber kletterte doch der Knabe an dem Felsen empor. Und mit Schaudern sahen die Gäste: daß sie neben dem vielverwundeten Benignus auch eines Ritters Leichnam hatten. Auf diesem, so erzählte der Knabe, fand er den Mönch und der selbst beichtete nun laut seine schweren Verbrechen an Bruno von Ringenberg und hauchte den bösen Geist aus, nachdem der Schloß-Kaplan ihn absolvirte. Und so geschah es, daß die Glocke zuerst tönen sollte zur Bestattung der Todten in den Gewölben der Kirche; und wie nach zween Nächten der Leichenzug

bei Fackelglanz aus dem Schlosse sich dorthin bewegte und dem Orte der Greuelthat vorüber mußte, da entriß abermals eine unsichtbare Gewalt im Sturme den Trägern den Sarg des Benignus, zerschmettert lag seine irdische Hülle im Abgrunde und unterirdische Stimmen sangen in den Grab-Chor der Mönche:

Was sich die Hölle längst gewann,
Darf sich die Hölle fordern;
Wer nicht durch's Grab zum Himmel kann!
Muß ohne Grab vermodern.

Und der Zug floh eilend zum Hause des Herrn, dort zu beten; in feierlicher Ordnung aber nahetzn die Ritter mit dem Leichnam des Bruno und jetzt verbreitete die Glocke die andachtweckenden Töne und vom Kloster herüber vereinten sich ernste Klänge, denn auch Winda hatte ausgelitten. Gutchen aber, jenen kühnen Knaben an der Hand, stieg düster vom Kloster herauf und las unter dem Schalle der Glocken eifrig in den Sternen.

Haym sah indeß seine Güter ausgebreitet und da er die Kinder in Gottesfurcht zur Tugend führte, war sein Leben Jahrelang froh und friedlich. Es trieb aber Werner, sein Erstgeborner, daß der Vater ihn hinauslasse, und er wollte ihn an den Hof des Kaisers Sigismund schicken. Am Abend des Tages, wo er dem Sohne Valet gab, brachte ihm ein Diener einen Jüngling, den er vor der Burg fand, fragend nach Haym; und der Jüngling trat näher mit den Worten: „Von denen die da büßen soll ich in Liebe grüßen; mögt's Leben mir versüßen!" — Da sprang Haym auf und drückte ihn an sein Herz, als empfinge er einen geliebten Sohn; überrascht, doch die schönen, frei umschauenden Augen erhebend erkannte sich der Jüngling solcher Aufnahme nicht würdig und reichte dem Hausherrn eine Pergament-Rolle von Gutchen. Sie enthielt die Beichte des Benig-

nus, von vielen Rittern des Deutschen Ordens bewährt, auch die Geschichten, welche sich ereigneten, und der Jüngling war jener Knabe, der einst sich in den Abgrund wagte und Udo nannte man ihn. Gutchen war ihm Lehrer geworden in vielen Wissenschaften und bat jetzt Haym: Udo in das Treiben des Lebens einzuführen. Behaglicher wurde dem Ritter, da er seinem Wohlthäter zu danken beginnen konnte, indem er Udo den eignen Kindern gleich schätzte; aber, als dieser allmählich kund gab: daß er der Gelehrsamkeit viel, auch die Gabe der Lieder inne hatte und gern davon den Kindern Hayms mittheilte, ob er auch, voll Lebens und Kraft, der Waffen-Uebung und Jagd oft nachging, da war er Allen ein Geschenk des Himmels.

Haym sandte nun dem Kloster die Beichte des Benignus und forderte die Erbgüter seiner Hausfrau; die Antwort lautete: was die Kirche besitze, dürfe ein frommer Laye nie begehren, wie wunderbar auch die Wege seyen, auf welchen der Himmel ihr die Güter zum Wohlthun mehre. Haym, der schon mächtig und aus dem Vasallen selbst Schirmherr geworden war, hatte kein Trachten nach Vergrößerung; er begehrte also nur die Stammburg der Ringenberge zurück und fühlte sein Recht zum Zorn, als ihm selbst diese verweigert wurde. Er versuchte jedes Mittel, seiner Ansprüche Gültigkeit durchzusetzen; es verfloß darüber lange Zeit; vier seiner Söhne waren unterdeß von ihm geschieden. Werner lebte am Hofe, Siegfried auf einer hohen Schule, Kurt verdiente sich das Ritterschwerdt und Bruno hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet. So war Udo Hayms liebe Tröstung, wenn er von den Söhnen nur Egbert um sich sah. Udo aber suchte jetzt Einsamkeit und wilde Gegend und ob auch Haym mit Herzeleid ihn erforschte, Udo's Gram blieb stumm und Oede wäre eingekehrt in die Burg, hätte nicht Eura's

fromme und geſchäftige Heiterkeit immer wieder ausgeſöhnt. Da geſchah es aber, daß die Angelegenheit mit dem Kloſter ſich immer mehr verwirrte; nach einer empfangenen Botſchaft ſuchte Haym Udo und eilte zu einer nächtigen Gegend des Waldes, wo der Jüngling gern zu ſeyn pflegte, und wie Haym nahete, vernahm er Udo's Stimme in dieſem Geſange:

„Daß auf mich ſie fühllos ſchaut,
Muß ich wohl ertragen:
Darum ſoll auch nie ein Laut
Meinen Schmerz ihr klagen.

Daß zur Gruft nun raſch verirrt
Meiner Jugend Leben,
Iſt mir Gunſt: denn Frieden wird
Nur der Tod mir geben.

Doch kann auch mein Grab von Ihr
Keine Thrän' erwerben:
Das allein ſcheint grauſam mir,
Das iſt mehr als Sterben!".

Haym ſchüttelte ſchmerzlich das Haupt und eine Ahnung ward in ihm wach; er ging ſtill zurück und war ſehr bewegt, als am andern Morgen Udo zu ihm trat, bittend: daß er ihn entlaſſen möchte, da er ſich in der Welt verſuchen wolle. — „Bedenke Dich!" ſagte Haym wehmüthig und Udo ſprach in tiefer Rührung: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" — Und wie es in der Burg bekannt wurde, klagten Alle und ſtill nur half jetzt auch Cara der Mutter in den Geſchäften des Hauſes. — Haym aber hatte vernommen: daß zween ſeiner Nachbarn, neidiſch über ſein friedlich Glück, die Mähr verbreiteten: er hab' es im Umgange mit böſen Geiſtern, und der Ritter verſah ſich des Argen, da es in ſeinem Streite mit dem Kloſter dieſem Anlaß geben konnte zur Rache. Vorſorglich ſandte er Boten an ſeine Söhne und bald kündeten ihm auch die Nach-

barn Fehde. Da dachte Udo nicht mehr an Scheiden, zu allen Freunden Haymś zog er und mit der Fülle herziger Beredtſamkeit hatte er ihm bald einige Hülfe gewonnen, die Noth that, denn die Kriegsknechte mehrerer Klöſter vermehrten die Streiter von Haym's Feinden. Weggeſchreckt war nun die Ruhe aus der Burg von der Beſorgniß; nur Haym und Udo ordneten mit feſtem Gleichmuth Alles, was ſich aufbringen ließ, um den Friedeſtörern zu begegnen; und raſch das Beſitzthum vor Verwüſtung zu ſchirmen, trafen ſich an deren Grenzen im Kampfe die Schaaren. Haym und ſein dritter Sohn Kurt, der eilend ankam, führten die Fähnlein, neben Letzterem fochten Udo und Egbert, und mit Männerſinn für Recht und Eigenthum Alle; aber die Gegner trotzten auf ihre dreifache Zahl und die Kräfte von den Streitern Haym's begannen zu ermüden in der Blutarbeit. Udo hatte auf ſeiner Bahn Alles vor ſich her gedrängt und geworfen, da ſtürzte Hugo von Scharfeneck, der Wildeſte der Gegner, auf ihn her, aber mitten in dieſem Zweikampfe erſah Udo, daß Haym rings von den Feinden umgeben war. Er überwand die Empfindlichkeit darüber, daß Hugo glauben müſſe, ſein Gegner ſey geflohen; in geſchickter Wendung enteilte er und mit unwiderſtehlicher Raſchheit hieb er ſich bis zu Haym, der von Neuem nach dem jetzt ſchon faſt unmöglichen Siege ſtrebte. In dem Augenblick aber hörte Udo erſchreckt Lauthörner aus dem Walde und da drang auch hinter ihnen noch eine wunderhaftſchön bewaffnete Schaar mit einer, weit in die Luft flatternden Fahne hervor. Des Jünglings Augen füllten ſich mit Thränen, er ſah himmelan, und rufend: „Cara, wirſt Du um mich weinen?“ warf er ſein Roß gegen den ankommenden Haufen. Wie er aber dicht vor ihm aufblickte, gewahrte er in der Fahne die heilige Jungfrau und das Bild glich der geliebten Cara; Udo war wie gelähmt. Da trat der Vordere der Schaar heran, fragend:

„Für wen kämpfet Ihr?" — „Für Haym von Eidenburg!" entgegnete Udo und legte die Lanze ein. „Halt!" rief Jener. „Es hat der noch ferne Besitzer der neuen Waldenburg uns entbieten lassen, daß wir zur Hülfe Haym's von Eidenburg ausrücken möchten, so er je unsrer bedarf; wollt Ihr uns führen, folgen wir Euren Befehlen." Fieberhaft schlug die Freude in allen Pulsen Udo's, ohne Zögern durchriß er mit der frischen Kraft die Macht der Feinde und als die Sonne hinab schwebte, umarmten sich auf dem Siegesfelde die Freunde und beteten: „Herr, wir sind unschuldig an diesem Blute!" — Doch Udo, ob er auch ringsum gepriesen wurde, ob ihn Haym seinen Lebensretter nannte, blieb in düsterer Schwermuth, die nur ein Glühen unterbrach, wenn er daran dachte: daß er dem Hugo von Scharfeneck gewichen war.

Es wagten die Feinde des Haym nicht, die Fehde zu erneuern; er selbst nahm auch jetzt nur die Stammburg der Ringenberge, wider die Wünsche der nun sämmtlich rückgekehrten Söhne. Sehnlich erharrten aber Alle den Besitzer der herrlichen, nach sechszehnjährigem Bau vollendeten Waldburg, um ihm für edele Hülfe zu danken; da kündete einst ein Bote: der Ritter werde mit Festlichkeit seine neue Burg beziehen und er lade voraus die lieben Nachbarn zum bestimmten Tage; es waren auch die Hausfrau und Cara nicht vergessen. Da ward's dem armen Udo im Herzen trüber; er gedachte des Bildes der Fahne und ihn durchschauderte die Gewißheit: jener Ritter habe Cara gesehen und wolle um sie werben. Wie nun der Tag herannahte blieb er daheim in seinem Grame, ob auch die Jungfrau selbst dagegen bat. Und ehe sie zu Rosse stieg, suchte sie im Burggarten noch einmal Udo auf. Er saß in Schwermuth versenkt, plötzlich bog sich ihr Madonna-Antlitz über ihn her, und wie sie Thränen in seinem Auge sah, konnte

sie ihrem Herzen nicht mehr gebieten; der erste Kuß der Liebe glühte auf seinen Lippen, als sie rasch entfloh und Udo mochte nicht folgen, fürchtend: er würde aus dem herrlichsten Traume erwachen. Mit jubelnder Musik aber wurden in der Waldburg die Ankommenden empfangen, und zum ersten Imbiß, aus Gefäßen von den edelsten Metallen, Köstliches kredenzt in den Fürstlich geschmückten Sälen; der Wirth selbst aber blieb aus. Endlich, im Geflüster der langen Erwartung, öffneten sich die hohen Flügelthüren und herein trat — Gutchen, Kasten und Zither tragend wie sonst, und Haym eilte mit einem Freudenruf auf ihn zu und gewahrte nichts als ihn. Aber die Andern sahen einen gar stattlichen Ritter nachtreten, der umarmte in stürmischer Wonne Alle und sank vor Cara auf die Knie. Es war Udo, den Gutchen sich herbei holen mußte und der sein überraschendes Glück noch nicht tragen konnte; Gutchen nannte ihn jetzt Udo von Roseck-Waldburg, den letzten Sprößling eines edlen Stammes und erzählte: „Winda, die Frühgeschiedene, war seine Schwester; es hatte aber der Vater Beider nahe den Greisesjahren sich noch einmal vermählt und da ihm die Hausfrau den Knaben gebar, wollte er sie der Untreue züchtigen; er verstieß das Kind aus seiner Nähe, die Mutter starb im Schmerze und Udo ward von einem Löhner schlecht gehalten; er entwich und ich fand ihn auf dem Schlosse der Deutschen Ritter, wo ich ihn erzog und dann zu Haym sandte, bis die Sterne mir sagten: daß es Zeit sey, ihn hier, wo einst die Stammburg der Rosecks stand, einzuführen, wie es nun mit Gott geschehen ist. — Udo hatte in seinem, auf jedem Antlitz ihm liebend wiederstrahlenden Glücke nur einen Gedanken, den an Cara, und Gutchen, der den Inhalt seines Herzens auch in der Ferne kannte, wie das von ihm besorgte Bild der Fahne kund gab, bat den Vater Haym, die Hände der Liebenden zu vereinen und die höchste irdische Seligkeit kehrte

ein mit der Vermählung und der Feier des Ritterschlags, deſſen Udo durch Haym ſich erfreute. Jetzt, da Udo den Scharfeneck zum Kampfe laden konnte, wollte er es ſogleich; Gutchen aber ſah auf ihn mit forſchendem Blick, da klang es in Udo: Zum Guten haſt im inn'ren Rath du Eitelkeit vergeſſen; erwacht ſie neu, haſt du die That des Herzens nie beſeſſen! — und Udo ſprach, ſich ſchämend, nimmer davon.

Und es geſchah, daß einſt bei dem frohen Vereine alle Geſchwiſter die Geſchenke zeigten, welche ſie von Gutchen hatten, und der ſagte: „Sie werden ſich glücklich geſtalten!" — da beſtürmten ſie ihn nun mit Fragen und er entgegnete: „Wie Ihr mit mir aus dieſer Burg herausgeht, wißt Ihr mehr. Denn ich muß wieder ſcheiden in die Verſtellung der Welt, dort Larven auszubieten. Johanna d'Arc in Frankreich und die Huſſiten in Deutſchland haben die Kräfte der Habſucht und des Wahnglaubens geſchwächt; ringsum wird Friede, aber ein Friede der Ermattung, in welchem Heuchelei zu ſorgen hat, daß der Zwang freundlich ſcheine. Meine Larven ſind ſo ſonderbar, daß ſie die wahren Züge derer die ſie tragen, heraus wenden; wo ich nun erkenne, daß ein guter Menſch noth thut, werde ich meine jungen Freunde rufen!" — Als nun eines Morgens Gutchen von dannen zu ziehen gedachte, bat er die Söhne Hayms, die Nacht vorher auf Waldenburg zu bleiben und da ſie am Morgen hinaus wollten, faßten ſie wunderſam andere Gewänder, und es kam Werner als König, Siegfried als Kanzler, Kurt als Ritter in den höchſten Ehrenzeichen, Bruno als Biſchof, Egbert im Schäferkleide heim; die Geſchenke aber verwandelten ſich auch: das Herz trug eine Krone, der Metallſpiegel die Sonne der Wahrheit, der Schwerdtgriff ein ſchönes Schwerdt mit dem Spruche: Für Recht und Unſchuld! und aus der Feldblume erwuchs ein umrankter Schäferſtab; nur die goldne Kornähre Cara's

blieb sich gleich. Gutchen aber sah die Brüder noch heim ziehen, dann wallte er, heiterer als jemals, mit seinem Kasten voll Larven weiter und sang dabei:

Larven kauft! Die That der Welt
Ruht in Schein und Worten;
Ist auch grade Bahn gestellt,
Baut man Nebenpforten:
Menschenmacht wühlt in Nacht,
Außen bunt und innen leer
Treiben Larven hin und her.

Ost und West und Süd und Nord
Mußt' ich schon durchwandern,
Doch ich fand auch hier wie dort
Alle wie die Andern;
Immer Sich, nimmer Dich
Schauen sie, und stets nach mehr
Treiben Larven hin und her.

Reich belohnt nur Trug und List,
Herz ist d'rum geschieden;
Denn was nicht verkäuflich ist,
Gilt auch nichts hienieden.
Ehr' ist feil jedem Theil,
Und voll Grimm, tritt Recht in Wehr,
Treiben Larven hin und her.

Weil der Erde Frieden droht,
Wird man Täuschung zeigen,
Denn das Schlechte kommt in Noth,
Müssen Waffen schweigen:
Im Gelärm und Geschwärm
Merkt's der Klügste nicht so sehr:
Treiben Larven hin und her.

Und es bewährte sich, daß Gutchen die Söhne Haym's zur Erhebung in das bunte Leben rief und sie leiteten die Bahn der Tugend mit festen Stützen hinauf, wohin sie stiegen. So entschwanden abermals etliche Jahre, und schon konnten Haym und seine Hausfrau der Liebe, welche den

fernen Söhnen mit Sehnsucht folgte, an einem Enkel genug thun; es hatten darum die ehrwürdigen Alten sich zu Cara und Udo begeben und die Eidenburg an Egbert überlassen, der daheim am Vaterheerde bald mit einer gleichgesinnten Gattin in einem Idyllen-Leben seiner Wünsche Ziel fand. Cara aber war die geschäftige Hausfrau; die Güter Udo's mehrten sich unter ihrer Hand, die überall den Ertrag der Felder zu goldenen Aehren umschuf, und Udo selbst übernahm mit triebsamer Kunst die Leitung der Schmelz- und Guß-Werke Haymo's. So walteten die Frommen und dachten täglich im Gebete an Gutchen, ihren Wohlthäter, von dem endlich jede Kunde ausblieb.

Es geschah aber am Tage St. Renata 1435, da kamen unerwartet alle Söhne, die Eltern heim zu suchen und Jeder meinte: er habe Botschaft bekommen, für diesen Tag hier zu seyn, und das heitere Verwundern darüber ward vergessen in den Berichten der Abenteuer und im Betrachten der Kinder, die weit vorgeschritten waren im irdischen Glücke und es schien Jedem nur Wiederklang der Freude ringsum, daß an diesem Tage es überall Hosianna! flüsterte. Wie nun die heimische Gegend besucht war, saßen am Abend Alle in dem traulichsten Gemache bei dem Schimmer der Kerzen und die Pokale wurden umher gereicht im Erinnern an Vergangenes, im Denken an die Zukunft. Da durchbebte überraschend der vollste Reichthum der Melodien die Räume und in nie gefühlter Wonne herrschte Stille im Kreise. Und es öffneten sich von selbst die Flügelthüren des großen Saales und in frommer Erschütterung erblickten Alle bei dem lichtesten Glanze Gutchen an einen Katafalk gelehnt. Er zeigte sich aber hoch ergreift; heiter wie Unschuld waren seine Züge, doch von einem wehmüthig fragenden Ernst umspielt, als er jetzt langsam näher schritt mit dem Gesange:

„Ruf', o Gott! ich will nicht zittern,
Wenn mein Geist Dir ganz vertraut;
Schweige mit den Ungewittern,
Daß nicht vor der Gruft mir graut.
Seit ich Dich, mein Herr, verlassen,
Fühl' und denk' ich ewig Dich!
Deine Knie' will ich umfassen,
Heil'ger Vater, rufe mich!"

Und die sanftesten Melodien durchströmten fort und fort die Herzen und mit jauchzender Jugendkraft stand Gutchen nun mitten unter den Freunden, und in innigen Umarmungen, die Allen heiligen Schauer brachten, sagte Gutchen:

„Es ist erreicht! die Erd' entweicht,
Bald bin ich nicht mehr Euer!
Eh' Gott erscheint, grüß' ich vereint,
Was mir im Leben theuer!"

Und er ergriff den Pokal: „Ende der Leiden!" trank er, dann zog er von seinem Herzen Pergament-Blätter; es waren dieselben, die einst Siegfried in der Trümmer fand und Gutchen sprach, auf sich deutend: „Wohl mir, daß der Bann dieser Urkunde sich bald löst; bald aus dieser Hülle der Geist eines Ahnen der Rosecks sich befreit! Ich war in Eitelkeit befangen und meine Liebe hing am Irdischen, als der Tod mich früh von hinnen rief. Selbst vor Gott konnt' ich meinen Wahn nicht bergen, er vergönnte mir die Rückkehr zum Leben der Prüfung, aber in dieser Gestalt; und ich erkannte tief: daß einst all mein Glück im Aeußern lag und auf den Sinnen ruhte; erdgeformte Schönheit und Macht des Reichthums hatten über mein Daseyn mich getäuscht. So ersehnt' ich Ruhe, aber diese Urkunde bestimmte: daß ich nur dann, mir zum Heil, den Tod immer nach dreimal sieben Jahren errufen könne, wenn durch mein Wirken sieben gute Menschen in sieben verschiedenen Zweigen des thätigen Lichtes eingeordnet wären. Irrte ich mich, dann drohte mir der Zorn des Himmels, konnte ich nicht

dem Tode ein mir dankbares Herz, das ich nicht auffordern durfte und dennoch rettete, entgegen werfen und so mein Wallen diesseits noch fristen. Vielmal hab' ich mich geirrt, oft den Tod nicht gerufen und wenn ich ihn rief, die Ahnung der Verwerfung erduldet, der mich die Gnade dennoch entriß. Als ich heut vor dreimal sieben Jahren zu den Trümmern der Stammburg Roseck die sieben Geleiteten forderte, um mich der noch jetzt wohl erhaltenen Gruft meiner Ahnen zurückgeben zu lassen, blieben sie aus; ich harrte manchen Tag bis zu dem der Entscheidung; da ließ ich auch einst in meiner Verzweiflung diese Urkunde in der Trümmer liegen und ehe ich ihrer wieder dachte, hatte Siegfried sie gefunden; ihre Bedingungen durften aber nicht den Menschen bekannt werden, war ich meiner Erlösung nicht gewiß. Und in allen seinen Schauern drang der Tod mir näher; gejagt von ihm, verfolgt von meinem Sarge erreichte ich Eidenburg und eh' es entscheidende Mitternacht wurde, lagt Ihr dankend an meinem Herzen; Ihr rettetet mich, doch ich auch Euch, Ritter Haym. In Eurer Brust herrschte Unwille und er hätte zu Bösem den Keim gelegt, wenn nicht die wunderbafte Rettung Euch reinigte."

Gutchen schwieg einen Augenblick; Haym beygte bejahend und demuthvoll sein Haupt und jener erzählte weiter: „Wie Eure Kinder sich die mannigfachen Gaben aus einem Kasten ergriffen, da hofft' ich abermals; Eure Tugend hatte sich erkräftigt, Ihr führtet Eure Kinder zum Guten und oft brachte mir der Morgen- und Abend-Stern, die der Herr mir zum Dienste gab, erwünschte Kunde; auch Udo fand ich und durfte das Geschlecht der Rosecks mit Gütern der Erde, die mir unterthänig sind, in einem guten Zweige wieder feststellen, denn seinen Vater suchte ich vergebens zu schirmen. So geht nun Werner einem Throne entgegen, Siegfried einem Kanzler-Amte, wo Wahrheit und Gelehr-

samkeit ihr schönstes Gebiet haben; Kurt wird riesiger Stamm edler Ritterschaft, Bruno ein Diener Gottes nach seinem Willen; Egbert wählte die ländlichen, Udo die künstlichen Betriebe und ein Muster edler Hausfrauen ist Cara. Zur Förderung des Guten sind Alle geweiht, da die Eitelsucht nicht in ihnen wohnt und sie haben glücklicher als ich früh erkannt:

Wer nach dem Glück der Sinne fragt,
Dem muß der Himmel schwinden;
Wer nicht der Eitelkeit entsagt,
Wird nie die Gottheit finden!"

Und als nun bei dem Berichte Gutchens die überirdischen Melodien dauernd fort tönten, Alle ihn mit heiligen Gefühlen umfingen, ward der Dulder seligfroh. „Auch in den größeren Bewegungen," sagte er, „erfüllt' ich meine Sendung. Ich habe belohnt und bestraft, Recht und Wahrheit ermächtigt, Heuchelei entlarvt nach dem ewigen Willen und ich weiß mit Entzücken: daß für ihn, in diesem Jahre noch, eine neue Kunst sich erhebt, welche die Lehren des Himmels weit ausbreitet und die Allen den Geist der Besseren überliefern wird. Wenn Ihr die Namen Faust und Guttenberg hört, dann gebet Gott die Ehre, der den Menschen größeres Heil sendet, als die Wunder alter Zeit, die nun enden, da der Herr jedes volle Herz zu dem All wird sprechen lassen und sein Wort dann nimmermehr untergehen kann!" — Näher und immer näher wogten jetzt die Himmelstöne und jauchzend sprach Gutchen hinaus in den Aether: „Diene mir, Tod! Auf mein Gebot künde nun, Stern: Gott unserm Herrn: daß seiner Huld ich meine Schuld hoffend jetzt bot; diene mir Tod!" — Da, von einem Wunderklange berührt, sanken Alle nieder und in Hayms Armen lag Gutchen; Strahlen grüßten sein verklärtes Antlitz und ferner trugen sich die Klänge, bis sie verhallten.

Was der Verweſung gehört, ward beſtatter in der Gruft der Roſecks, die unzerſtört ſich in den tiefen Gewölben der Burg fand. Und es erfüllte ſich, was Gutchen verhieß; als Kinder des Himmels wandelten die Befreunderen ihre Bahnen, bis auch ſie im Strahl der Gottheit hinaufſchwebten zu ſchönerem Seyn; die Geſchlechte Roſeck und Eidenburg aber dauern noch bis auf dieſen Tag.

Ottmar.

Der Schimmer des Lichts in dem Gemach des Königs ward immer matter, und der Vorleser rollte endlich seine Handschrift zusammen, nachdem er eine schauerliche Sage: von einem Menschen, der berufen war, ein ganzes Geschlecht in den Grüften zu betten, schloß. Düstrer noch als um ihn her war es im Innern des Königs; geschlagen und zu einem Häuflein vermindert waren die Legionen, die ihn an Unüberwindlichkeit seiner Plane glauben ließen, und wie er auch rief, die Unterthanen kamen nicht. Gering geachtet hatte er stets ihre Liebe und stand nun schutzlos unter den Millionen, die er beherrschte. — Ein harter Friedensschluß war nah; die Annahme dem Könige zu erleichtern, gründeten des Hofes Diener, diese Knechte des Gefälligen, in dem Herrscher den Gedanken: nicht die eigene, die Schuld seiner Väter habe dieses dunkle Geschick über ihn verhängt. Eitlem Ehrgeize willkommen war dieser Trost; der König ging schnell auf den Irrweg des schmeichelnden Wahnes; um sich nicht selbst beschuldigen zu müssen, beschuldigte er die Gottheit und rief auch jetzt: „Ja, der Himmel ist mir entgegen, auf mich heran stürzen sich die Sündthaten der Ahnen und wo sie Frevel säeten, muß ich die Strafen ernten; so will ich denn mich beugen unter dem Gerichte des Schicksals!" — Er knirschte mit den Zähnen bei diesen Worten, denn nur die Demuth der Verzweiflung waltete in ihm. — Und preisend die Hoheit seines Geistes, unterstützten die Diener den Glauben des Herrschers; nur Leuthold, der

Greis, sprach: „Mein König! Du mögest nicht zürnen, wenn ich dieses Haupt, das sich schon tief zum Grabe nieder beuate, nicht gern im Kampfe mit Verwürfen auf das Sterbelager legte. Ich war des Reiches Rath an Deines Vaters Thron, so wär' ich auch mit verantwortlich, wenn Du für die Schuld Deiner Ahnen leiden solltest. Herr, mein Auge hat Thränen, mein Mund aber keine Lügen für Dich. Du hast mich lange von Deinen Blicken verbannt und jetzt wieder herbeigefordert, zu rathen in der Zeit der Noth; doch fremd fühl' ich mich dem Sinne des neuen Geschlechts, und muß mich wahren, daß ich nicht mit fortgerissen werde; denn des Alters Schwäche grenzet nah mit dem Wahne der Jugend. Doch des Greises Narrheit mischt sich auch oft verkehrt in das frische Leben; darum, ob ich auch meine, Du seyest irre geführt, will ich mir nicht selbst vertrauen, sondern ich bitte Dich, laß eilend Dir Ottmar rufen, daß er über Dein Thun und Glauben seine Gedanken sage." —

„Wer ist Ottmar?" fragte der König in unwilliger Art. — „Du weißt nichts von ihm?" — entgegnete Leutbold; „denk', o Herr, wie sehr das Gute leiden mußte, wenn Du die Besseren im Lande nicht kanntest! Dieser Ottmar ist ein Jünger der Weisheit, denn er kann entsagen und dulden. Aus fernem Lande, wo er mit Red' und Schwerdt für die Freiheit siegte, bis er seine Furcht erfüllt sah: daß man einen Wechsel der Tirannei, nicht Freiheit wollte, pilgerte er mit seinem alten Vater hierher und lebt ärmlich mit einem reichen Leben für Alle die es in ihm suchen." — Verdruß zeigend, befahl der König einem der Diener, den Ottmar zu befragen: ob das Schicksal nicht nach Neigung den Fluch und Segen wuchernd vererbe, nicht ein neues Geschlecht auf der Bahn alten Frevels halte und nieder zwinge und überall eine Gewalt sey, unabwendbar und nimmer zu besiegen?

Und tiefsinnend saß Ottmar noch bei der Ampel und betrachtete den ruhigen Schlaf seines Vaters, des nun fast hundertjährigen Greises. Er konnte sich der drückendsten Wehmuth nicht erwehren, denn er empfing heute die Kunde: daß der geliebteste seiner Schüler im Kampfe gefallen sey; ein großer Schmerz zu dem größten: daß er den Vater mußte Mangel leiden sehen noch am Eingange zum Grabe. In den Stürmen, welche das Land überzogen, war der Unterricht von dem er Ernährung gewann, gestört und er bedachte vergebens: wie er nur für die nächsten Tage das Nothdürftigste erwerben möchte. Da erschien, so spät noch, der Diener des Hofes; eine geschenkte Summe Goldes begleitete die Frage des Königs, dessen Meinung der Bote klüglich aussprach, und als dessen Trost er Beistimmung zu seinem Glauben andeutete. — Ottmar ward in Staunen versenkt und überrascht: in zudringlicher Noth eine Hülfe sich nahe zu sehen, die er nicht erwarten konnte und die mit einer Frage kam über des Geschickes Macht, deren Einwirken aus dem, was eben geschah, sich bekräftigen wollte. Das Wunderhafte des Vorfalls in mitternächtiger Stunde, des Vaters freundlicher Blick im Schlafe und die Uebermacht des Herzens bei plötzlicher Befreiung von Sorge, das Alles drängte sich in die Stimmung seines Wesens und er sprach: „Fast kann ich mich Eures Glaubens in diesem Augenblicke nicht erwehren, und begreif' es wohl, wenn Dein König im Unglück solche Stützen sucht!" — Und dem Hofmann genügte schon dies; Widerspruch von Ottmar dünkte ihn nicht mehr zu befürchten und die Antwort auszuschmücken, wie sie am Throne brauchbar wurde, ward nun sein Werk, welches ja doch — wie der Hofmann meinte — kein Andrer vollbringen könnte; denn es halten Hofleute die Kunst der Schmeichelei für die höchste, da sie am höchsten steigen läßt.

Aber Ottmar blieb schlaflos nach dem Enteilen des Boten; je mehr er sich und sein jetziges Verhältniß aus den

Gedanken verlor, je wichtiger ward ihm die Frage und er empfand mit Leid, daß er schwach genug war, durch eine Ueberraschung, die ihm eben nutzte, sich willenlos für die Zukunft Vieler verantwortlich gemacht zu haben. Und wie er nun am Morgen dem alten Vater die Geschichte der Nacht erzählte, und dieser, das greise Haupt schüttelnd, nur sprach: „Ein einz'ger entschied'ner Mann kann oft Lenker der Thaten Vieler werden!" da stand sein Entschluß fest. — Er trat, das Geschenk zurückgebend, vor den König, berichtete ihm treu seine Lage und die Sorgen, welche ihn bedrängten und sprach dann: „Herr, sey Deines Glaubens klar, sonst bist Du des Wahnes Knecht. Der Spruch, daß der Ewige die Schuld der Väter bis ins dritte und vierte Glied straft, ist die frechste Unwahrheit, die ein Mensch ersinnen konnte und glaubst Du an ihn, so erniedrigst Du die Gottheit unter Dich und erkennst über Gott und Dir eine höllische Gewalt. Es verliere der Mensch die Eigensucht, immer nur Alles auf sich zu beziehen, er lerne begreifen, er sey um des Alls willen, das All aber nicht da, um den Einzelnen zu gängeln. Der Mensch ist zur Selbstständigkeit geboren, denn Alles, bis auf seinen Richter sogar, hat er im Innern; er soll sich selbst gebieten und sich selbst gehorchen, dann wird er auch Andern zu gebieten, dem Rechten sich zu fügen und ihm zu dienen wissen. Vermag er es nicht, findet er zuerst, bis er sie betäubt, die Stimme der Warnung in sich, nicht außer sich; also ist auch seine That aus ihm. Mit seiner That sendet der Mensch das, was er Schicksal nennt, auf seinem Leben immer voraus und nur der Bedachtlose wundert sich dann, wenn er erreicht, was er doch selbst zu Freud' oder Schrecken sich bereitet hat. Herr, laß es Dir deutlich werden, daß nicht unbegreiflich sey, was der Einzelne oder was man überhaupt noch nicht begriffen hat; wo aber der Begriff etwas als falsch erkennt, da ist Falschheit, und sie befiehlt Dir dann mit dem Glauben, wo

Deine Vernunft eigensüchtige Zwecke vereiteln würde. Aber, wohl dem Besseren! daß die Verfechter dieses Systems so viele Lügen der Menschheit aufbürdeten, daß keine Gewalt dies Gewebe für ewig verhüllen wird! — Der Glaube des Menschen beginn' in Ehrfurcht da, wo sein Wissen endet, und auch dem klaren Gefühl die Bahn sich schließt; wo aber die Vernunft entschieden widerspricht, darfst Du annehmen, daß man Dich getäuscht habe und eine irdische Schöpfung für Gott gehalten wissen will. Ist Gerechtigkeit schon der Menschen einzige Tugend, sind alle Laster heimisch da, wo sie fehlt, wie darfst Du so verwegen seyn, wider die Gottheit eine so furchtbare Ungerechtigkeit bezeugen zu wollen, als Dein Satz es thut? Spräche der Himmel mit allen Donnern zu Deinem Glauben: Ja! — ließe selbst die Stimme Gottes dieses Ja! ertönen, ich würde rufen: Nein! — denn dieser Gott wäre eine Täuschung, da er mit diesem Ja! aufhörte, Gott zu seyn. — O, mein König! glücklich seyn und glücklich machen war und ist Dein Beruf; Du hast den letzteren verfehlt, so auch den ersteren und meinst nun, es schlage eine Zuchtruthe unbegreiflich auf Dich los. Aber der Gott, der Welt und Leben schuf, ist kein Herrscher, der seine Günstlinge und Gehaßten hat, und wer Dich dessen überreden will, ist ein Verräther, den Du leicht abweisen solltest; denn, daß eine vererbte Menschensatzung erlog'nes Geschwätz sey, ist doch wohl eher zu glauben, als daß die Allmacht bis zur tiefsten Verächtlichkeit ungerecht und die überall so weise Natur ausschweifend sey in Haß und Rache? Darum, o König, werde Deines Glaubens Herr, sonst wirst Du allem Schlechten dienstbar!" —

Mit verhaltenem Grimme hatten die Hofleute diese Rede Ottmar's angehört; jetzt, da auch des Königs Angesicht immer mehr Unwillen ausdrückte, wagten sie Bemerkungen, welche in argsüchtiger Geschmeidigkeit über Ottmar

die Vorwürfe einer Läsierung Gottes und der Majestät aussprachen; der aber stand ruhig, nicht achtend derer, die ihm Verderben drohten und nur die Antwort des Königs erwartend.

Der König aber fand nichts in sich, als das Hülfsmittel der Schwäche: den Stolz; ein abweisender Wink war der Befehl, daß Ottmar sich entfernen möge; er wollte in Ehrerbietung scheiden. Da aber vernahm er von einem der Hofdiener die Lehre: „Minder weise, viel mehr Unterthänigkeit, das würde klüger seyn!" — und kühn wandte sich Ottmar, sprechend: „Minder klug, viel mehr Redlichkeit, das würde löblicher seyn! Weisheit ist kein Ziel, was der Mensch erreicht; daß er immer wahrhaft sey, ist all seine Weisheit und wahrhaft sag' ich Euch: daß Euer Knechtsinn den König erniedrigte, denn je erhabener er seyn will, je weniger darf er Unterthänigkeit begehren, die ihm stets alles fern hält, was zu seinem Amte unentbehrlich ist. Leicht würden Vertrauen und einfache Sittengesetze ein festeres Band seyn zwischen Thron und Volk, als jedes Dunstgebilde der Unklarheit, das Ihr, in allerlei falscher Heiligkeit, Religion, Erb-Sünde oder Erb-Verdienst nennt, Alles, wie es Euch zu Euren Zwecken beliebt. Als Wegelagerer werft Ihr Euch zwischen Volk und Thron; was naht, zwingt Ihr zur Anbetung Eurer Schutz-Götzen, was nicht vor ihnen im Staube liegt, stoßt Ihr zurück, damit nur Vernunft und Wahrheit, die Ihr in Euch und Andern künstlich tödtet, weil Ihr sie zu fürchten habt, nicht in Euren Nebelkreis leuchten. Darum macht Ihr auch lieber den Gott, den Ihr in seiner Deutlichkeit nicht gebrauchen könnt, einem Teufel dienstbar. Wahrlich, der Menschheit wäre längst die erhabenste Erleuchtung gekommen, wenn Eure Unterthänigkeit sich nicht scheute, den Herrschern zu sagen: daß es ihnen die erste Pflicht seyn muß, alles Bessern bei sich selbst zu

beginnen; denn nichtig und machtlos sind Fürsten, wenn sie nicht Erlöser werden können aus Wahn und Gebrechen des Geistes. Bequemer mag es seyn, selbst getäuscht mit Täuschungen zu herrschen; aber sie wenden sich oft furchtbar wider den, der sie begünstigte. Gründete sich die Rechtlichkeit, die einzige Größe: das Beglücken! — würde leicht gedeihen, leicht jedem Verderben ein Damm und eine Fußangel gelegt. — Betrogener König! die Weltgeschichte weiß einst nichts von diesem Schleichen und Drängen, von diesem Lügen und Ueberreden, nichts von all dem kleinlichen Bewegen um Dich her; entblößt stehen die Thaten dem Richterspruche der Nachwelt, Erhebung und Verdammniß werden über sie erkannt, und da der Herrscher jene oft nur Andern dankt, trifft ihn auch diese nicht mit Unrecht allein. So kann dem Manne, der mit dem aufrichtigsten Sinne das Heil der Menschen wollte, der Stab gebrochen werden und der Fluch von Jahrtausenden wälzt sich über den, dessen Herz nur den Segen kannte. Vergieb, mein König, wenn ich gestehe: so offen würde ich stets sprechen, wär' ich dieser Günstlinge Einer. Auch jetzt habe ich so gesprochen und vielleicht mir Deinen Haß erworben; aber dennoch geh' ich zufriedener mit mir, als ich kam, in meine Einsamkeit zurück." —

Eingeschreckt von solcher Kühnheit standen die Hofleute; Ottmar beugte sich in Demuth und wollte gehen, der König aber gebot mit zorniger Geberde: „Bleib'! Du hast vorhin behauptet, daß Jeder sich voraus bereite, was ihm begegnet; so wirst Du es Dir auch wohl bereitet haben und es weise die Folge Deines Thuns nennen daß ich, um Deiner Verwegenheit an meiner geheiligten Person, Dich des Todes schuldig erkenne!" — Ein Ruf des Schreckens drängte sich aus dem Munde Leuthold's, Ottmar selbst stand betroffen; endlich hob er den Blick aufwärts und sprach: „Ich

habe den Tod nie gefürchtet und in meinem Vaterlande mich ihm gestellt als Feldherr in vier Schlachten, wo mir die im Volke thätige Kraft des Rechtes den Sieg verlieh. So fürcht' ich ihn denn auch jetzt nicht, wo mein Haupt schon zu erbleichen beginnt und mich mahnt an das Nahen des Frühlings von einem besseren Leben, auch fühl' ich selbst mich strafbar darum, daß ich Anfangs auf Deine mir vorgelegte Frage in menschlicher Schwäche antwortete. Nichts jedoch nutzet Dir mein Tod, wohl aber könnt' es Dir nutzen, wenn ich im Kampfe für Dich ihn suchte. Sende mich aus zur Prüfung für Deinen Glauben. Fast vernichtet sind Deine Heere, rathlos Deine Feldherren, in dumpfer Betäubung Deine Unterthanen; nichts scheint Dich retten zu können vor einem Frieden, mit dem Deine Feinde weit über die Grenzen ihres Rechtes schreiten. Diesem Unrechte, was Dir geschieht, will ich mich entgegen werfen, vielleicht daß es mir mit dem sonst erworbenen Rufe gelingt, Dein Volk zum Kampfe wider fremde Herrschaft zu wecken. Noch ist der Friede von Dir nicht genehmigt, gieb mir Macht und stelle mich an die Spitze der Ueberreste Deines Heeres; laß mich untersuchen, ob Dein Glaube an eine Unabwendbarkeit von Deines Stammes Fall sich bewährt." — Starr, sich in die Neuheit des Gedankens nicht findend und doch dem Gruße der Hoffnung lauschend, sah der König auf seine Umgebung und Leuthold, der zitternde Alte, trat eilend vor und bat: „Laß, erhabener Gebieter, laß geschehen, was Ottmar will; ist doch er, bist doch Du seines Todes gewiß, wenn er nicht halten kann, was Dich und das Land befreien würde; Du müßtest ihn ja dem Wüthen der Feinde ausliefern. Bedenke, daß er als tapfer und rechtlich bekannt ist und daß bei dem Volke und dem Feinde Deine Sache schon gewinnt, wenn Ottmar sich für sie zum Opfer hinstellt; laß es auch Deinem milden Herzen nicht entgehen, daß er die einzige Stütze seines hochbejahrten Vaters ist." — Thrä-

nen unterbrachen die Worte des Greises, die Diener ringsum schwiegen und der König schien bewegt. Er fragte endlich: „Welche Bürgschaft hätt' ich denn, würd' ihm solche Macht anvertraut?" — und Ottmar entgegnete: „Herr, es ist kränkend, daß Du Bürgschaft forderst, wo die redlichste Offenheit sie Dir schon wurde; aber ich nenne Dir eine, die Du längst für mich hast, die nämlich, daß ich viele Jahre lang als Dein Unterthan lebte, mich nie zu Dir drängte, nie etwas von Dir begehrte in Tagen, wo Du Allen übers reich geben konntest. Ist Dir dieß nicht genug, so bleibt Dir ja mein Vater, das Theuerste, was ich auf Erden habe, und was ich mit meinem Tode auszulösen gewiß nicht säumen würde."

Der König schwankte; keiner der Hofleute kannte eine Rettung und da sich eine Möglichkeit zeigte, auf die Niemand vorbereitet war, so verstummten sie, bis der König selbst in der Hast der Erwartung seinen Willen günstig aussprach. Da wurden die Diener laut, überall größere Verluste noch sehend, wenn man sich dem Schicksal widersetze. Sie riethen dem Könige, mindestens jeder mittelbaren Einwirkung zu entsagen; Ottmar aber bestand auf Entschiedenheit, und der König, der eine Hoffnung nicht wieder entlassen wollte, willigte ein: daß Ottmar nach eigener Einsicht Macht und Mittel benutzen dürfe. Mit einem leichten Lächeln über die Umwandlung des Königs, dem, bei einer Möglichkeit, den alten Glanz wieder zu gewinnen, es schnell vergessen war, daß er eben hatte das Schicksal seyn wollen für Ottmar, begann dieser sein Werk, und noch an demselben Tage verkündete er dem Volke: — „Der König ist in Verzweiflung! Er meint: Die Schuld seiner Väter verfolge Ihn in dem Unglück, das über Alle herein brach. Was aber habt Ihr gethan, daß Ihr die Strafe mittragen müßtet? Ihr liebt den König nicht, weil Ihr leiden muß-

tet und Er nicht hörte; um so edler ist es, wenn Ihr Ihm beweist, daß Ihr Liebe verdient und Ihn anklagen könnt, wenn Er sie nicht erwiedert. Und kann der fremde Eroberer ein Herz für Euch haben? Er wird Euch unterdrücken und noch Verachtung auf Euch werfen, wenn Ihr nicht Willen, nicht Kraft zeigt. Leben und Schande! — Tod und Ruhm! — Wer zaudert bei solcher Wahl? Der König hält mich des Ruhmes fähig, gegen Unterdrückung und gegen den Tod voran zu gehen, wie ich es einst in meiner Heimath wagte. Ich bin bereit, doch besser wär' es, Ihr wähltet einen Führer aus Eurer Mitte, denn auch ich bin Fremder, und darum wird sich im Kampfe für Euer Wohl Niemand von mir übertreffen lassen. Entscheidet! Ich ziehe voran oder ziehe mit Euch! Gott ist gerecht und das Recht wird siegen, wenn Ihr das Rechte thut!"

Wie Ruf zu frischem Leben weckte diese Kunde aus der Gleichgültigkeit, welche bisher das Volk lähmte. Wo nirgend Besseres winkt, ist Thatlust erstorben; die Worte Ottmar's, durch Wahrheit ansprechend, bezeugten aber, daß ein Zustand, noch schlimmer als der jetzige, herein brechen und daß durch Abwehrung des eben Kommenden sogar das Künftige ihnen achtungswerther seyn könne. So zogen, keinen andern Führer begehrend, ringsum Schaaren zu Ottmar und eigenes Ermuthen galt mehr als Regelung, die ohne inneres Anfachen gebrechlich ist. Auch aus der Heimath Ottmar's eilten ihm Kämpfer herbei; der erste war Juano, ein junger Mann, der einst das Leben verwirkte, weil er, befangen durch die Gesetze seiner Religion, welche Haß gegen andere Meinungen predigte, einen Menschen erschlug in der Heftigkeit, mit der er seinen Glauben vertheidigte. Vor seine Richter trat Ottmar, es mit dem Feuer der Rede beleuchtend, daß Juano zwar ein Verbrecher sey, nicht aber die Gesetze des Landes ihn verurtheilen

dürften, dessen Erziehungs-System den Samen zum Argen verstreute. Wo gesetzlich Keime des Bösen in den Herzen der Menschen verhüllt und genährt wurden, sind sie nicht verantwortlich für die Frucht, wie schrecklich sie auch seyn mag! — Diesen Satz begründete Ottmar so überwältigend, daß Juano, da er der im Lande herrschenden Religion zugethan und von dem, damals als Held gepriesenen Ottmar vertheidigt wurde, gelindes Urtheil erfuhr und in eben der Gluth, mit der er das Verbrechen übte, sich seinem Wohlthäter dankbar zeigte. Und Ottmar nahm ihn auf unter seine Schüler, verdrängte in ihm, was Verkehrtheit zum Unwürdigen erzog und leitete ihn zu der lebendigen Liebe des Wissens, die aller Schöpfungen tiefster Grund ist.

Freudig bewillkommte ihn Ottmar jetzt, und wie die zweite Seele seines Wohlthäters entflammte Juano überall neue Schaaren, die denen folgten, mit welchen Ottmar sich ohne Säumen den Feinden entgegen stemmte. Das Unerwartete that auch hier seine Wirkung; der Eroberer verlor Zeit; bald sah sich Ottmar stark genug, den Angriff wagen zu können. Mit besonnener Einsicht leitete er den Kampf; wo die Ordnung wich, flog sein Roß stürmend voran und nach dem Tage ungeheurer Schlacht stand er auf dem erstiegten Blutfelde und der, ihm fremde Jubel seines Heeres machte nur seine innigste Rührung schmerzlicher. Ein Bote sagte dem Heerführer der Feinde nach: Gerechtigkeit und Ende des Kampfes begehrend. Die Antwort wurde verzögert; endlich kam sie in ungezügelter Schnöde, gegeben im Trotz auf himmelanstrebende Verschanzungen. Ottmar erreichte sie; er vermochte nicht, das kecke Siegsgefühl seiner Kämpfer zu bändigen; zum Sturme trieben sie, er mißglückte und Leichen wälzten sich jedem Versuch entgegen. Dem Rückzuge drängten sich eifrig die Feinde nach, eine

neue Schlacht bietend; Annahme oder Verweigerung schienen gleich gefährlich.

Abend war es; ein furchtbares Wetter zog drohend heran; in der noch lichten Seite des Himmels waren die Verschanzungen sichtbar, auf ihnen flatterten die Fahnen der Feinde, deren lärmender Jubel dumpf herüber klang. „Juano!" rief Ottmar; er stand vor ihm. „Juano! wir haben viele Streiter verloren," sagte Ottmar; aber nicht die Zahl der Todten, das Schrecken der Lebenden entscheidet Schlachten. — Juano, fühlst Du Dich wohl zum Tode bereit?" — Der junge Mann schwieg einen Augenblick, dann sprach er mild: „Ja, Herr!" — „Nun, so versuch' es: ob Du in dieser Nacht, die bald von dem Wetter verdunkelt wird, unsre Feldzeichen an den Stäben auf jenen Verschanzungen befestigen kannst. Mit dem Anbruch des Tages muß ich den Angriff wagen; wehen unsre Fahnen von dort herab, so ist vielleicht nur dieser Anblick des Schreckens nöthig, den Sieg für unser schwaches Heer zu erringen. Ich weiß es wohl, ich fordere Dein Leben, Juano!" — „Herr," unterbrach ihn dieser, mit sanftem Beugen des Hauptes; „Du hast es mir einst gerettet, ich geb' es Dir jetzt und verlösche mit dieser That mein Verbrechen. Dafür aber, daß Du mich den Himmel in mir finden lehrtest, verspar' ich nun meinen Dank für jene Welt! — Leb' wohl! und nimm diesen Brief, den ich bei mir trug, als Vermächtniß, wenn mich das Todesloos traf. Kehr' ich Morgen nicht zurück, so magst Du ihn öffnen." — Ottmar umarmte Juano in heftiger Erschütterung und dieser eilte fort, verkleidet als feindlicher Krieger und seines Heeres Feldzeichen bei sich tragend. Das Wetter verdunkelte bald die ganze Gegend; in der Andacht einer Todesfeier bereitete Ottmar die Schlacht und mit dem ersten Schimmer des Tages geschah der Angriff, dem der Feind kräftig widerstand. Da beleuchtete

plötzlich die Sonne auf den Verschanzungen die Feldzeichen von Ottmar's Heer; „Juano!" ward der allgemeine Ruf; hier wogte durch die Reihen steigender Muth, bei den Feinden Entsetzen. Ein Theil von diesen, der sich umrungen wähnte, wandte sich seitwärts zur Flucht, um nicht unter die Verschanzungen zu kommen; eine Schaar, von Ottmar befehligt, warf sich zwischen den Feind und die Feste, aus der die meisten Krieger herausgezogen waren, und ob nun gleich die Feldzeichen bald nicht mehr gesehen wurden, die Schlacht war entschieden durch die Unordnung der Feinde, Ottmar am Abende Herr des Lagers und der Verschanzungen. —

Juano! das war des Siegers erster Gedanke, als er das Schwerdt in die Scheide senkte; eine Thräne rann über das männliche Antlitz. Er entsiegelte das Vermächtniß des Freundes und las: „Ich bin seit wenig Monden Gatte, bald Vater; ich bin Ernährer der Familie dessen, den ich erschlug. Ich hab' es Ottmar verschwiegen, damit er mir nicht wehret, mit ihm, für ihn zu kämpfen; er wird nun meiner Verwaiß'ten Vater seyn." — Unglücklicher, warum schwiegest Du, jammerte Ottmar, und sein Schmerz trieb ihn hinaus in Nacht und Stille, dem Andenken des Helden Klage und Gebet zu weihen. Da klang ein Stöhnen tief aus dem Grunde herauf. „Wer leidet?" rief Ottmar; „Juano!" rief es matt, und laut auf jauchzte Ottmar, als wäre jetzt der Friede gewonnen. Hinab in die Tiefen sandte er Helfende; es war Juano, den sie herauf trugen. Er fand den Feind sorglos und konnte, die Felsen erklimmend, seinen Auftrag vollbringen; als er aber das dritte Feldzeichen anknüpfte, hörte er Stimmen, da empfahl er seine Seele Gott, sprang von der Höhe hinab und stürzte auf Leichen die in einer Grube übereinander geworfen waren. Besinnungslos hatte er lange da gelegen und erfuhr auch jetzt

erſt ſeiner That herrliche Wirkung. — „Tauſenden haſt Du das Leben erhalten!“ ſagte Ottmar; „denn der Friede muß nahe ſeyn und für immer ſind Deine Lieben verſorgt!“

Es war ſo; Königlich belohnt ward Juano und mit den ehrenvollſten Friedens-Anträgen des Feindes eilte Ottmar bald ſelbſt nach der Hauptſtadt, deren Einwohner ihn mit den wildeſten Ausbrüchen der Freude empfingen. Der König umarmte Ottmar, und wollte ihn auszeichnen mit Würden und Schmuck; er aber ſprach: „Herr, laß das; hätt' ich der Andern Luſt, ſo ging' ich auch der Andern Bahn! — Unterzeichne dieſen Friedensſchluß, der Dir Alles zurück giebt, was Du jemals beſeſſen und ſicherer kannſt Du es jetzt beſitzen, da Deine Feinde Dich fürchten. Meine Gründe gegen Deinen Glauben ſind bewährt, gelöſt iſt mein Wort und ſehnend ſuch' ich nun die Ruhe wieder in dem Reiche des Erforſchens!“

Aber anders wollt' es der König; gleich ihm ſollte auch ſein Feind die Qualen der Erniedrigung empfinden, Rache war ſeine Loſung und er befahl Ottmar: den Feind völlig zu demüthigen. „Mein König,“ entgegnete dieſer, „bis hieher geht Dein Recht und weiter geh' auch ich nicht. Du biſt wieder Herr von einem neuen Leben, brauch' es weiſe und hüte Dich, der Rache nachzugeben, Du verlierſt Dich dabei und ſo Alles! — Nur da iſt Friede möglich, wo auch des Feindes Recht geachtet wird. Gieb ein Zeugniß, daß Du wahrhaften Frieden kennſt und willſt; ich geb' es, indem ich Dir verſichere, daß nicht Gewalt, nicht Schrekken des Todes mich zwingen können, den Kampf zu erneuern!“

In Wuth gerieth der König, die Hofleute nährten ſie und das Volk ſelbſt dachte jetzt ſchon mehr an Rache als

Rettung. Hochverrath hieß Ottmar's Weigerung, Hochverrath seine frühere Verkündigung an das Volk und durch die — Gnade des Königs ward aus einem Todesspruch — Verbannung.

Lächelnd wanderte Ottmar aus, den alten Vater stützend, nur Juano begleitete ihn; dasselbe Volk, welches vor wenigen Tagen ihm entgegen jauchzte, schmähte ihm jetzt nach. Unter der Halle des Thores wandte sich Ottmar noch einmal, mit mächtiger Stimme rufend: „Bekämpft die Rache, sonst besiegt Euch Verderben!"

In weiter Ferne und Waldes-Einsamkeit, wo Juano ein einfaches Haus erbaute und Früchte des Landes erzog, pflegten er und die Gattin Ottmar und seinen Vater, der in Freude bald segnend die Tage der Prüfung geendet sah. Die Kämpfe der Menschen drangen nicht bis hieher und nur zuweilen barg ihr Dach noch einen verirrten Wanderer. So auch bat einst in der Nacht eine Stimme um Aufnahme. Juano öffnete die Thür und ein Mensch sank in matter Verzweiflung vor ihm nieder. Mit heiligem Entsetzen erkannten Alle den König; sein Werk der Rache hatte seine Feinde neu erkräftigt, verlassen von allen Günstlingen, ward endlich Flucht sein Heil und der Pilgerstab das einzige Eigenthum, was ihm von einem gewaltigen Reiche übrig blieb.

Die Freunde nahmen den Unglücklichen gern unter sich auf und als sein Gram stiller wurde, sagte Ottmar: „Sieh', o Herr! Nicht eine Freistatt fand ich bei Dir, der Du hoch erhaben auf Erden throntest; nicht eine Freistatt fandest Du selbst in Deinem weiten Gebiete, denn Du warst nicht der Pflichten, nur Deines Willens Diener. Und hier Juano, der einst Mörder war und aus dem Lichte des Innern neu-

geboren hervor ging, wollte gehorsam mir sein Leben opfern, und alle Sorge für mein Alter durft' ich ihm anvertrauen; selbst vor dem Weh hat er sich gerettet, das aus der Schuld entkeimen muß. O Herr! Gott suchet die Sünden der Väter nicht heim an den Kindern, und kein Fluch lastet auf der Geburt; aber die Folgen seiner Thaten suchen den Menschen heim bis an die Gruft. Wahn und blinder Glaube sind seine Verführer und Erkenntniß ist seine Retterin, darum sey sie auch seine Geliebte immerdar!"

Der Prozeß.

Ein Schwank.

Im Geheim-Zimmer eines Italieners saß der Geheime-Rath von Schmelz, Gast des Justiz-Commissarius v. Lyck, diesem gegenüber bei Austern und Champagner. Mit einem Plänchen im Hirn hatte der Wirth seinen stets muntern Gast eifrigst bei jeder aufzufindenden Trink-Gelegenheit anstoßen lassen, doch nur scheinbar gleichmäßig gezecht. Herr v. Schmelz war schon so weit, daß er laut den ganzen Inhalt seines Gedächtnisses registrirte; da wandte Lyck das Gespräch, fragend: „Sie waren ja wohl zum Sylvester-Schmause bei Herrn von Mudrich?" — „Kennen Sie das Männlein auch?" erwiederte der Geheimerath. — „Vom Hören! Waren Sie fröhlich?" warf Lyck hin. — „Ah, wenn Sie ihn nicht genau kennen, so lassen Sie sich mit dem Bildniß dienen; ich werde von dem Sylvester-Schmause und den Motiven dazu anfangen." — Der Geheimerath jagte noch einigen Champagner-Geist in sich hinein und erzählte dann:

„Der expedirende Secretair, Herr von Mudrich, muß durchaus binnen vier Wochen den Hofraths-Titel haben, indem der mehr als vierzigjährige junge Mann sich nun endlich unter den Pantoffel bringen, und dazu ein Fräulein erkiesen will; zu welchem Vorhaben ohne Rathstitel kein Rath ist. Darum hatte er einige Vorgesetzte zum Sylvester-Schmause geladen und reich aufgetafelt, wozu ihm nicht sein Gehalt die Mittel gab, wohl aber ein daneben geführter Handel mit allerlei fremden Artikeln, denen er

als Zoll-Officiant auf eigene Art eigene Preiſe zu geben weiß. Weil nun aber den Herrn v. Mudrich ſchon ein angebendes Hageſtolzen-Teufelchen beherrſcht, reuten ihn am gefüllten Tiſche die ſtarken Ausgaben und er nahm eigenmündig von dem Gegebenen wieder ſoviel, als er vermochte, in ſich hinein. — So geſchah es denn durch den Wein: daß er luſtiger, faſt geſcheidter, beſonders aber offenherziger ſchwatzte als ſonſt, und wem es eingefallen wäre zu fragen, dem hätte er in dieſen Augenblicken vielleicht auch vertraut: auf welche Weiſe er bei ſeinem Handel die wohlfeilen Preiſe machen könne.

„An dieſem Abend ward aber natürlich viel von der Vergangenheit und ihren Abentheuern geſchwatzt; Herr von Mudrich, der nüchtern ſchon gern prahlt, wollt' es Allen zuvor thun; er nahm das Wort, als eben vom Zeitgeiſte die Rede war, und ſo breit wie ein altes Lehrbuch der Aeſthetik, ſagte er etwa, um es im kleinſten und beſten Maaßſtabe wieder zu geben, Folgendes:

„Meine verehrten Herren Räthe! entre nous soit dit: Der Zeitgeiſt war ſonſt aus einer ſchwächlichen Familie; noch fern meinen beſten Jahren, habe ich doch ſchon ein Dutzend Zeitgeiſter begraben ſehen, aber jetzt haben wir den unverwüſtlichen, den unſterblichen! Sie wiſſen, ich bin mit der Literatur aufgewachſen; es iſt nun einmal mein Steckenpferd, von dem ich mich leiten laſſe und wenn auch hier grade der Zeitgeiſt die Zügel und den Reiter in den ärgſten Wechſel führte, ich kann doch nicht leugnen: ich habe allezeit an den verſchiedenen Geſchmäcken Geſchmack und überall Stufen zum Beſſern gefunden. Ob ſich nun gleich dadurch mir manch Unglück herbei führte, namentlich in der Liebe, ſo kann ich doch nicht umhin, die neuerdings ſo allpoetiſch aufgeklärte Lehre von der Prädeſtination blitzeinleuchtend zu finden und darum bin ich überzeugt: daß mein Hang eine Ahnung iſt, die mir noch das roſigſte Schickſal ätheriſch

heran führt. Magnetisch gelöst, prophetisch entblößt, seh' ich die Zukunft vor mir, das Leben wird stündlicher einfältig — kindlicher und ich fühle immer tiefer die Wahrheit dessen, was unser großer Dichter Raupe singt:

Seht auf und ab im Allgetriebe:
Die Blüthen blicken,
Die Düfte schicken,
Die Sterne nicken,
Die Herzen ticken
Ja rings nur wunderſüße Liebe!

„Aber Herr Hofrath in spe!" unterbrach ihn hier ein Gast, „erzählen Sie uns doch, was der Literatur-Geschmack mit Ihren Liebes-Avenüren zu thun hatte?" — Das Wort Aventüren hätte er fast übel genommen, denn er liebte zwölf-, kann auch seyn dreizehn Mal so innig, wie Käthchen von Heilbronn, aber das neueste Schicksal hat ihn schon in alter Zeit verfolgt, damit er seine zeitgeistgemüthsthümlichen Empfindungen bis zur rechten Stunde bewahrte. Die Vorfälle brachte er indessen unklar heraus; doch ich kenne sie. Ich war mit ihm auf der Universität, wo er im Examen durchfiel; dort klagte er mir oft seine Herzensstreiche, ich schrieb sie neulich nieder, um sie gelegentlich abdrucken zu lassen, und lese sie Ihnen vor. Autorhaftig zog Herr v. Schmelz Papiere aus der Tasche und las einige

„Liebes-Züge des Herrn von Mudrich."

„Er war noch so jung wie ein August-Lafontainescher Liebhaber, da stahl er seiner ältesten Schwester zuweilen den Siegwart, der viel vergriffener aussah, als das Magdeburg'sche Kochbuch, unter welchem Siegwart sich verborgen hielt, weil ein mit Seufzen endlich von seiner Schwester angenommener Freier dem Buche gewiß ein Schicksal bereitet hätte, wie Spanische Inquisitoren den Ketzern, denn er war so unvernünftig, mit Vernunft zu reden; was bei Liebe und Religion platterdings nicht seyn soll. Kaum hatte

er das Buch, dieſen Anleit zu einer Liebe mit blaſſen Wangen und rothgeweinten Augen geleſen, ſo hielt er weinend immer die Augen offen und erwartete in dieſer Wegweiſer-Attitüde eine, in den Gaſthof ſeines Herzens einkehrende weinende Geliebte. Da fand er einſt die Tochter von ſeinem Zeichnen-Lehrer im Hausgärtchen und war ſchon verliebt in ein Schluchzen, das laut die Lüfte durchdrang; als er aber bemerkte, daß der Siegwart die Urſache ſey, da ſtürzte er zu ihren Füßen und öfter als ein Operntext ſich wiederholt, ſtammelte er in verſchiedenen Variationen: „Ich liebe Dich!“ Das holde Mägdlein mußte ſolch ein Ereigniß lange ſchon erſehnt haben, denn es kam ihr vor, wie ein in Erfüllung gegangener Traum und das Pärchen erwachte in Liebe, bis ein von dem unbemerkt hinzugekommenen Papa wohl appliſirter Schlag mit Preißler's Zeichenbuch den jungen Herrn plötzlich ganz munter machte. — Wahrſcheinlich wurde ſeinem Papa von dem in Liebesgluth verbrannten und in Thränen ertrunkenen Herzen des Söhnleins Kunde gegeben, denn er kam unter ſtrenge Aufſicht und ſollte zu einem Onkel nach der Reſidenz, dort ein Pädagogium zu beſuchen. — Er war außer ſich, fand aber Gelegenheit, ſeiner Geliebten ein Briefchen einzuhändigen, worin er ihr anzeigte: daß ein, verborgen an der Gartenmauer ſtehender und von ihm oberhalb getrennter großer Pilz ſchriftliche Seufzer aufnehmen würde und volle drei Wochen war dieſer Pilz der Liebenden Poſt-Büreau. — Nach dieſer Zeit aber mußte der arme Märtyrer der Liebe zum Onkel, und verlebte hier in jedem der vier Jahre ſeines Aufenthalts das unglücklichſte Jahr ſeines Lebens, unglücklicher noch als das Kotzebue's in Sibirien, denn ein Sibirien ſchien ihm damals der ganze Erdball und alle Bevölkerung beſtand aus erfrornen Menſchen. Zurückgezogen in ſein Kämmerchen beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte ſeiner Liebe, die er betitelte: „Der Pilz an der Gartenmauer,“ oder er illuminirte den, ihm

nun auch bekannt gewordenen, Werther nach Goethe's Beſchreibung. Nur wenn der Mond am Himmel ſtand, war er ſichtbar und mit ſeinen damals verbrauchten Klage-Ausrufungen ließen ſich die Sklaverei Seufzenden auf Jahre verſorgen, ſelbſt wenn die Dekrete zur Abſchaffung des Sklavenhandels wirklich noch gar nichts fruchteten.

„Aber dieſe lamentable Zärtlichkeit galt einer Unwürdigen! — denn bald erfuhr er, daß ſein Ideal verheirathet und in heitrem Glücke ſey, was bei einer litterariſch-romantiſchen Leidenſchaft erkenntlich das größte Verbrechen war. Nach dieſem entſetzlichen Falle ſprach er fortan nur im Vocativ; er nahm ſich ſorgfältig in Acht, keiner Piſtole zu nahe zu kommen, aus Furcht, er werde ſich erſchießen und aus der zu Waſſer gewordenen Liebe entſprangen ſo viele Veränderungs-Reime über Thränenfluth, Wuth, Gluth und Brut, daß ein Zeitſchrift-Redacteur daran hätte Monate lang — zurückzulegen gehabt. Endlich aber erſchien, in Couſinen-Geſtalt, — eine Hygicia, welche einen Verband auf die Reimſtrömung legte und das vom Jammer zerſprengte Herz des Herrn v. Mudrich wieder konzentrirte.

„Es waren in der Zeit den Leuten die Thränen der Liebe all geworden; litterariſche Ritter und Räuber traten ſieghaft ein, und die berühmteſten Wegelagerer des Mittelalters ſchlugen die Arrier-Garde der Lamentablen in die Flucht; nur Herr v. Mudrich blieb Nachzügler und ſubnumerando ſtöhnte er der kleinen Kammer erwähnten bethränten Jammer. Da überraſchte ihn einſt Henriette, die Couſine, um ihn zu bitten, daß er am Geburtstage des Onkels den „Georg" im „Götz von Berlichingen" ſpielen möchte. Couſinchen war ſchön, bittend noch ſchöner und wahrſcheinlich fing Herr v. Mudrich eben an, es ſich übel zu nehmen, daß er Schön-Couſinchen bisher gar nicht bemerkt hatte, genug: er ſagte „Ja!" obgleich er erſt nach ein Paar Tagen wußte, wovon die Rede war. Sein Geſchmack wandelte ſich ſo

plötzlich um, wie eine Volks-Stimmung, Götz von Berlichingen und Henriettchen wurden Herzens-Parole und er vertauschte sein Zitter- mit Ritterwesen, nachdem er die Kernsprache einstudirt hatte. Turniren, Rühren und Entführen ward jetzt sein Simen; er begann die Lieblingsfarbe Cousinchens zu tragen und es wurde zärtlich erwiedert. Die Darstellung des Ritterschauspiels unterblieb aber, weil der Onkel Gründe hatte, dem Götz von Berlichingen, einem fremden Husaren-Offizier, sein Haus zu verschließen. Auch Henriette zeigte sich höchst entrüstet über diesen Menschen; sie vertraute dem Herrn v. Mudrich, daß dieser Lieutenant gewagt habe, an sie zu schreiben; sie antworte ihm, wie er es verdiene, wolle aber doch den Vater nicht unterrichten, weil ihn dies reizen könne. So gab sie Herrn v. Mudrich ihren Brief; er diente ein Weilchen als Briefträger und grob, wie ein Herold aus alter Zeit, übergab er dem Lieutenant die Absage-Schreiben und einst im Zorne forderte ihn dieser zum Zweikampfe. Cousinchen war außer sich und da der Vater sie eben zu einer Heirath zwingen wollte, schlug sie dem Cousin eine Entführung vor. Er wollte erst sein Liebchen gleich ritterlich vor sich auf's Pferd setzen, nach Einreden jedoch fuhren Beide in nächster Mitternacht mit einer Postkutsche von dannen; Herr v. Mudrich war schwer bewaffnet, im Fall etwa ein Bürgerscher Junker Plump von Pommerland ihnen nachgeritten käme. Am Morgen waren sie etwa drei Stationen gefahren. „In diesem Städtchen sind wir sicher," sagte Cousinchen, nach einsamem Gang durch den Garten; „hier können Sie den Pastor bestellen!" Ritter v. Mudrich war bei diesen Worten in Verzweiflung darüber, daß er keinen Panzer anhabe, den sein Herz vor Wonne zersprengen könne; er ließ sich zierlich auf ein Knie nieder, küßte den Kleidessaum seiner Holden, schrie: „Ich ertrage dieses Glück nicht!" — und ging dann zum Pastor. Der machte Schwierigkeiten; Herr

v. Mudrich bot vergebens reichen Lohn. „Du gehorchst, Pfaff!“ rief endlich der verliebte Ritter mit vorgehaltener Piſtole; da folgte der Geängſtigte, aber unter dem Vorwande: er müſſe den Küſter, auch als Mitzeugen, rufen, trat er in das Haus des Bürgermeiſters und erzählte, was ſich ſo eben ereignete. Der Bürgermeiſter ſagte erſchrocken: „Herr Paſtor, geben Sie einſtweilen ruhig mit, Wahnſinnige muß man nicht erzürnen; ich werde die Stadt-Miliz aufbieten und Ihnen zu Hülfe eilen!“ — „Der Küſter wird nachkommen!“ ſagte der Paſtor und von fern klang das Poſthorn; denn dem Poſtillon ward die Zeit lang. Herr v. Mudrich wollte nach dem Zimmer ſtürmen, in welchem er Henrietten verließ, da trat der Wirth ihm entgegen mit den Worten: „Hier iſt ein Brief an Sie!“ — Er war von Henrietten; Herr v. Mudrich erſchrak, küßte aber doch mechaniſch wie ſonſt die lieben Schriftzüge, dann öffnete er und ließ entſetzt das Papier fallen. Der Paſtor hob' es auf und las: „Mein lieber Couſin! Ich bin, ſeit ich in der Penſions-Anſtalt zu *** war, mit dem Herrn Lieutenant von *** verſprochen; bei den Plänen meines Vaters wußte ich Niemand, der mich als Vermittler in die Arme meines Geliebten führte, als Sie. In ſeinem Wagen hat er mich hinter dem Garten an dieſem Hauſe ſeit mehreren Stunden erwartet und indem Sie dies leſen, ſind wir auf der Weiter-Reiſe. Ich danke Ihnen für die Beſtellung unſrer Abrede-Briefe und hoffe, dieſes Abenteuer wird eine Arznei ſeyn wider Ihren Schwindel; möcht' ich mich nicht irren! — Da Sie ohne Geld ſind, finden Sie anbei zwanzig Friedrichsd'or, und im Fall Sie zu meinem Vater zurückkehren, ſo helfen Sie ritterlich-großmüthig mir Verzeihung auswirken. Henriette.“

„Der Paſtor ſah den Herrn v. Mudrich an, Herr v. Mudrich den Paſtor. Hier hatte ſich „Henriette oder der Huſarenraub“ erneuert und Er ſollte nun mit der „geplün-

derten Postkutsche" wieder heim fahren? Nimmermehr! — Indem er wild noch überlegte, was zu thun sey? — hatte plötzlich die zitternde Bürger-Miliz Front gemacht und der Bürgermeister rief unsichtbar hinter ihr: „Wollten Ew. Hochgeboren wohl die Gnade haben, Ihre Waffen abzugeben und Dero Paß vorzuzeigen?" — Da faßte den zornigen Herrn v. Mudrich der Rittergeist, er riß wüthend ein Pistol aus dem Gürtel; die Miliz gab vor Schrecken den Bürgermeister bloß; der, dieß kaum sehend, setzte mit dem Rufe: „Rette sich, wer kann!" seine watschelnde Leibes-Maschine in Bewegung. Alles folgte dem erhabenen Beispiel und obgleich der Bürgermeister schrie: „Laßt die Thore schließen!" — so war doch Herr v. Mudrich den Uebrigen bald vorgelaufen und erreichte das freie Feld. Er rannte immer zu, deklamirte dabei mit Karl Moor: „Menschen Menschen! Heuchlerische Crocodillen-Brut!" — und fluchend wünschte er mit Berlichingens eiserner Hand der ganzen Menschheit ein Paar Maulschellen geben zu können.

„Herr v. Mudrich passirte in seinem Zorne die nahe Grenze, ohne es zu wissen und hatte nur einen lichten Moment, indem er das empfangene Geld, was er wüthend auf die Landstraße geworfen hatte, rasch wieder aufnahm und in der Tasche verbarg. Gegen Abend erreichte er ein Städtchen und wurde plötzlich im Laufen gehemmt durch ein: Halt! — „Muß ich Accise geben?" fragte eingeschüchtert der Ritter von der traurigen Gestalt. „Menschen werden nicht veracciſt," sagte der Thor-Inspector; „nach unserer Taxe sind sie nichts werth!" — „O Du wahrhafte Seele!" stöhnte Herr v. Mudrich, ihn umarmend; „ja die Menschen sind nichts werth! Bei Dir will ich Hütten bauen, bei Dir Menschenhaß ohne Reue kultiviren und meine Habe mit Dir theilen!" Der Thor-Inspector schüttelte das Haupt, doch wollte er wenigstens untersuchen: was es wohl hier zu theilen gäbe? Er hieß ihn bei sich eintreten und fragte nicht

nach dem Paß, denn ein Mensch, der geben wollte, schien ihm ein erträglicher Vagabond und eine seltene Einquartirung. Herr v. Mudrich bekam sein Stübchen und da er nach der guten Motion sechszehn Stunden geschlafen hatte, schrieb er an seinen Rektor um Zeugnisse zur Universität und an seine Mutter um Geld. Er ließ sich ein schwarzes Kleid machen, um Eva's Sündenfall zu betrauern, als Grund der Menschen-Verderbniß, und beschloß bitter, sein Herz von nun an im strengsten Inkognito zu halten. Doch bald wimmerte er oft im Traume: „Margott, Margott! wo weilest Du?" — denn er hatte Thümmels „Reisen in's mittägliche Frankreich" bei dem Leihbüchler des Städtchens gefunden; und wenn er erwacht seinen Kaffee schlürfte, sagte er oft gefühlvoll: „O Unschuld, Du bist nicht schuld an meinem Mißgeschicke! Dich konnt' ich nimmer finden in der vornehmen Welt; dort ist Deine Heimath, wo Menschen und Vieh in einer Stube einträchtiglich beisammen wohnen, wie einst im Paradiese! Nur seit der Mensch durch Gastfreundschaft mit dem Teufel, aus der Vieh-Verbrüderung ausgestoßen ist, hat er die Zärtlichkeit der Tauben, die Sanftmuth des Schafes, die Treue des Hundes, die stille Duldung des Esels verloren! Doch, fern vom Verderben, weiß ich, was ich will: mein Leben und Sterben sey mir im Idyll!"

„Und wie er nun anfing, das Land der Idyllen bei Spaziergängen zu suchen, gewahrte er einst, in einem Burg-Gerümmer ausruhend, ein Mägdlein, welches am Gemäuer Pflanzen suchte und dabei immer sprach: „Blatt, was ich pflücke, hilf mir zum Glücke! Kraut, was ich fasse, zwing' ihn zum Hasse!" Das Mägdlein war vergleichsam der zierlichsten Wiesenblume, wie sie jetzt bebend ihn erblickte und weinend stammelte: „Ach Herr! sey Er barmherzig und verrath' Er mich nicht!" — „Ich Dich verrathen, ehe geht die Sonne künftig des Morgens unter!" sprach mit Pathos

Herr v. Mudrich und bot der Jungfrau den Moossitz neben sich, damit sie plaudere. „Er hat wohl nichts zu thun?“ fragte sie. „Nichts als glücklich zu seyn!“ entgegnete er, über die Naivität entzückt. „Nun dann mag Er mit mir gehen und ich erzähl' Ihm unterweges mein Elend!“ — Es geschah so. Ihr Vater war Besitzer einer Schäferei — „o mein Asyl!“ rief Herr v. Mudrich bei dieser Nachricht — und er wollte sie in den nächsten Tagen verheirathen an den Küster des Nachbar-Dorfes, weil er einen gelehrten Schwiegersohn wünschte; Martha aber konnte den Bräutigam nicht leiden und hatte Hexenkräuter gesucht, die sie, zu einem Tranke bereitet, dem Küster in Kirschwein beibringen wollte und sie versprach sich davon nach einer alten Sage: daß sie ihm dann zuwider werden würde. — „Ja, die Sagen der Vorzeit haben einen tiefen Grund, den Küster wirst Du los!“ so versicherte Herr von Mudrich, und als er zur angenehm gelegenen Meierei kam, ließ er sich ein Hirten-Mahl reichen und wollte gar nicht wieder fort. Doch mußte wohl geschieden seyn, kam's auch nicht bis zum Ringelein! — und wie nun der Frischverliebte endlich, rückwärts gehend, um seine Gefundene noch mit den Augen festzuhalten, davon schlich, da rief sie ihm nach: „Ach hör' Er, wenn Er in dem nächsten Städtchen wohnt, kann er mir vom Jahrmarkt, der übermorgen ist, was mitbringen!“ — „Sie liebt mich! Vernahmt ihr's, ihr irdischen Ohren?- ihr habt durch den Klang mich von Neuem geboren!“ so sang und sprang Herr v. Mudrich heim und klagte nur dazwischen: „O warum ist heute nicht übermorgen!“

„Uebermorgen war gekommen und in der Stadt sah es aus, als wäre man auf der Wanderschaft zur Arche Noah's, denn es war ein Viehmarkt. „Welch' eine Uebereinstimmung überall!“ sagte Herr v. Mudrich wunderbar ergriffen; er kaufte, nach mehrstündigem Suchen, einen prächtigen Hammel, ließ mit ihm durch Waschen und Umwinden dreier

Bänder von weißer, rother und blauer Farbe Toilette machen, klebte auf die Bänder das Verslein: Unschuld, Lieb' und Treue sind allezeit Geschwisterkind! — und sein Geschenk am seidnen Schnürchen führend, pilgerte er dann der Meierei zu. Aber der Hammel ward, fern seiner Heerde, widerspenstiger Natur; er zerriß mehrmals das Schnürchen und machte seinem Führer herkulische Arbeit, so daß er matt und erhitzt erst spät am Abende das Dorf erreichte. Wie er durch die Dämmerung daher gezogen kam, hörte er rufen: „Da ist der Schwarze!" — rechts und links sprangen Bauern über die Zäune und eh' Herr v. Mudrich sich besinnen konnte, war ihm der Mund verstopft, und er von handfesten Burschen nach einer Scheune getragen, wo eben von anderer Seite Bauern noch einen Menschen heranschleppten. Die Partheien sahen lachend auf die Zappelnden. „Aber beim Teufel! wer ist denn nun der Küster?" wurde geschrien; „schnell nur in die Scheune," rief Einer und rasch war es gethan. Nachdem den Transportirten Hände und Füße gebunden waren, nahm man ihnen die Mundhüllen ab und examinirte: „Welcher von Euch ist der Küster Greif aus **?" „Der da!" schrie Jeder, denn der wahre Küster glaubte sich durch Pfiffigkeit zu retten; Herr v. Mudrich tobte, der Küster nicht minder und die Bauern sagten endlich: „Ja, so bleibt nur Beide hier." Die Mundbinde wurde ihnen wieder umgelegt, die Scheune verriegelt und auf einer Streu bei kärglichem Laternenlicht wälzten sich die Wüthenden, da sie nur brummen konnten, buffend aneinander, bis ihnen die Kräfte versagten.

„Trostlos entschlichen mehrere Stunden. Der Küster verschlief seine Gedanken; Herr v. Mudrich aber sah sich schon, gleich Ugolino, zum Hungertode verdammt, und bauchrednerte Flüche wider das Idyllen-Leben, da alle Deklamation am verstopften Munde zurückprallte. Endlich, lange nach Mitternacht, hörte er ein Geschrei der Bauern, so

luſtig, als wenn wenigſtens die Nachricht gekommen wäre, daß alle Frohn- und Vorſpann-Fuhren für ewige Zeiten abgeſchafft ſind. Der Lärmen näherte, die Scheune öffnete ſich und herein trat ein Zug, an deſſen Spitze Martha ſtand, und neben ihr ein Soldat; Bauern beleuchteten mit Laternen an Stangen die Verſammlung, welche einen Kreis um die Streu zog. Martha ſah jetzt mit Schrecken auf Herrn v. Mudrich: „Welch' ein Unglück!" ſtammelte ſie erſchrocken; während einige Burſchen erſt ihn, dann den Küſter frei machten; als aber Beide grimmig auf den Zug los wollten, wurden ſie feſtgehalten und der junge Soldat rapportirte nun Folgendes: Martha war ſeine Geliebte; während er die Pflichtzeit als Soldat diente, hatte der Küſter bei Martha's Vater ſich eingeſchmeichelt und zu Morgen war ſtill die Hochzeit feſtgeſetzt. Da kam der junge Soldat, ſeit langer Zeit von des Küſters Bewerbung unterrichtet, an; alle Mittel, Martha's Vater umzuſtimmen ſchlugen fehl; da aber Fritz den Polniſchen Krieg mitgemacht und dabei gelernt hatte: wie man unter allen Umſtänden zum Zwecke kommt, ſo nahm er militairiſche Maßregeln. Die Bauernburſchen gehörten bald zu ſeinen Verſchwornen. Der Küſter wurde an dieſem Abend erwartet und der Soldat theilte nun die junge Mannſchaft in drei Detaſchements, zwei beſetzten die beiden Eingänge des Dorfes, des dritten Anführer war er ſelbſt; er ſtand mit den Seinen als die kräftigſte Reſerve ohnfern der Meierei, im Fall der Feind doch durchbräche. Keiner kannte den Küſter genau, in der Dämmerung war auch wenig zu erkennen, alſo wurde das ſchwarze Kleid Signal; da nun Herr v. Mudrich, ſeit er den Sündenfall der Eva betrauerte, auch ſchwarz einherging, ſo war er von einem Ende des Dorfes, der Küſter von dem andern als Gefangener eingebracht.

„Das Pärchen bat um Verzeihung; Herr v. Mudrich maulte, der Küſter war am Ende noch froh, daß ihm der

Vater des Bräutigams einen Ochsen als Schaden-Ersatz versprach, nachdem er erfuhr, daß seine Geliebte schon — getraut sey. „Mein liebster Herr! haben Sie wirklich den schönen Hammel gebracht?" fragte Martha jetzt den abermals geprellten Liebe-Jäger. „Ja!" brummte er. — „O dann sind Sie der Engel unsres Glücks! Hören Sie nur Wie mein Fritz erfuhr, daß zwei schwarze Herren in der Scheune wären, wovon doch gewiß Einer der Herr Küster Greif sey, da kam er mit seinem Vater zu uns und der Herr Pastor aus unserm Dorfe war auch dabei. Sie sprachen Alle dem Vater sehr zu und ich bat recht schön, es wollte aber nicht fruchten. Wie ihm nun der Pastor recht derb noch einmal in's Gewissen redete und zuletzt sagte: Will er mit aller Gewalt Sein und Seines Kindes Unglück, so kann hier nur Gott helfen; mög' er Ihm ein Zeichen geben, daß wir Sein Bestes wollen! — da kam Kaspar, unser Knecht, mit dem prächtig geputzten Hammel und sagte: Es hat sich dieses fremde Schaf bei der Heerde eingefunden. Das machte den Vater nachdenklich, denn zeigt sich ein fremdes Schaf in einer Heerde, so bedeutet das: es kommt ein neues Glück in's Haus. Ich sehe wohl, Gott will es! sagte mürrisch der Vater, und da mein Fritz morgen schon wieder fort muß, weil er noch vier Monat im Dienst ist, so hat uns der Herr Pastor gleich getraut." —

„Herr v. Mudrich knirschte mit den Zähnen, schlug ein angebotenes Nachtlager in der Meierei aus und rief im Kruge: Verdammtes Schicksal! Bist du ein Neutrum? Antwort: Nein! du verletzest deine Neutralität schändlich durch Heimtücke wider mich! Warum erfuhr ich von diesem Soldaten nichts? Aber Eva hat die unwandelbarste Nachkommenschaft; man sollte für dies Geschlecht gar keinen Namen haben, es muß heißen: „Satan und Compagnie!"

So weit las der Geheimerath v. Schmelz aus seinem Manuscripte, da unterbrach ihn der Justiz-Commissarius

von Lyck: „Nun Freundchen! ich kenne meinen Mann genug!“ — Jener ließ sich aber in der Aufgeregtheit nicht hindern, ihm über die jüngsten Liebschaften des Herrn von Mudrich noch Allerlei zu melden: „Vor einigen Jahren wollte er, da jetzt Alles an und in ihm zur Speculation wurde, eine alte Jungfer um des Geldes willen nehmen, empfing aber einen Korb, weil er ihr fünf Abende hintereinander aus den Nibelungen vorlas; das konnte die Dame, bei aller Sehnsucht nach einem Manne, nicht überwinden. Dann verließ er eine andere Geliebte, weil sie von ihm begehrte: er solle dichten wie Körner und es riskiren, zu sterben wie Körner, wenn er auf ihre Hand jemals Ansprüche machen wollte, und jetzt liebt er —“

„— Die Tochter des Präsidenten von Kall, ich weiß es;“ sagte Lyck, „aber da tret' ich ihm in den Weg!“ — „Sie? — Sie haben ja einen Prozeß mit dem Präsidenten!“ entgegnete der Geheimerath. — „Ja! Leihen Sie mir zu diesem Prozesse wohl Ihr Manuscript, Herr Geheimerath?“ — „Warum nicht?“ sagte verwundert dieser; „es liegt noch ein Gedicht dabei, welches er seinem Chef zum Neujahr sandte, statt der goldemaillirten Visitenkarte, die er erst dazu aus Wien verschrieben, dann aber sich mit Versen geholfen hatte, als er erfuhr: daß die Visitenkarten außer Cours kommen und alle Fonds dazu dem Armen-Direktorium anheim fallen sollten.“ — Mit triumphirendem Lächeln durchblickte Lyck das Gedicht und „auf Wiedersehen!“ schieden die Freunde.

Schon in der nächsten Woche war der letzte Termin eines Prozesses, dessen Ausgang entscheidend ward für jedes Glück des Justiz-Commissarius von Lyck; ruhlos trieb ihn die Nähe des wichtigen Tages in seinem Zimmer auf und ab und der Berichterstatter würde hier, gleich schlechten Schauspiel-Dichtern, das Entfalten der Handlung durch einen Monolog weiter rücken müssen, ließe nicht ein guter

Genius den Herrn von Schmelz so lange fragen, bis er von dem Freunde, am Tage vor dem Termin, dirse Rede vernahm: „Ich liebe die Tochter des Präsidenten v. Kall, der, wie Sie wissen, seit einem Jahre seine Entlassung hat und voll Mißtrauen und Murrsinn ist. Kurz nach dem ungeahnt schnell erfolgten Tode meines Vaters sagte er mir einst: „Sie wissen, mein Bruder hatte sein Vermögen Ihrem Vater auf Leib-Renten gegeben; Beide sind in demselben Monat gestorben. In der letzten Zeit berichtete mir mein Bruder: daß er 60,000 Thaler in guten Papieren, noch als Erbtheil seiner seligen Frau, empfangen und Ihrem Vater übergeben habe, um diese Summe gut anzulegen; der geheime Sekretair, Herr v. Mudrich, war Zeuge, als ich dies erfuhr und zugleich eine genaue Angabe der Papiere empfing, welche ich Ihnen hier in Abschrift mittheile. In meines Brüders Tagebuche findet sich auch eine Notiz, daß die Einhändigung wirklich geschehen ist. Als Erbe bitt' ich Sie jetzt um Auslieferung, da ich diese Papiere in meinen mißlichen Vermögens-Umständen dringend bedarf." — Vergeblich durchsuchte ich den Nachlaß meines Vaters; ich fand weder die Papiere noch irgend eine Nachweisung, und der Himmel mag mir nun aus dem erfolgten Prozesse und zu meiner Geliebten helfen. Mir ist verboten, sie zu sehen, und Herr von Mudrich, der, als Zeuge bei dem Prozesse, dem Präsidenten jetzt nothwendig ist, benutzt die Gelegenheit, sich einzuschieben, wobei er von der Frau Präsidentin, welche gar gern für eine Gelehrte gelten möchte, unterstützt wird." — „Was werden Sie thun?" fragte der Geheimerath. — „In freier Luft über meinen Plan mir größere Klarheit holen," entgegnete Lyck und Herr von Schmelz ging mit ihm. —

Bei stetem Gespräch kamen Beide einem Wirthshaus nahe, aus dem Lützow's wilde Jagd von Blas-Instrumenten ihnen entgegen schallte, aber übertönt wurde die Musik von

kreischender Deklamation. Die Freunde lenkten ihre Schritte danach, und traten endlich auf eine Eisbahn hinter dem Hause, wo Lyck im ersten Umschauen sich schnell mit seinem Mantel verhüllte; denn der Deklamator war — Herr von Mudrich. Er hatte sich anheischig gemacht, der Frau Präsidentin Schlitten-Führer zu seyn, statt dessen fand er aber die Eis- und Schnee-Dekoration ringsum für höchst geeignet, seiner Dame eine naiv-tragische Ballade vorzulesen, worin er einen Stoff aus Lappland in Schottischer Form verarbeitete. Es war überaus toll anzuschauen; er, ganz neuenglisch mit dem langen Ueberrocke und dem plattkrempigen Hute bekleidet, — weil er, wegen des Handels neben seinem Posten, ein Interesse hatte, das Abschaffen des Ausländischen zu verhüten — stand in exaltirter Rede-Stellung auf Schlittschuhen, die ihn zu steter Bewegung zwangen; vor ihm saß auf dem kleinen Schlitten, mit dem brillantesten Theil ihrer Garderobe, die Frau Präsidentin und hin und her bemerkte man schon Spottende. Der Deklamator aber ließ sich nicht stören in seiner Ballade, die den oft wiederkehrenden Vers hatte:

„O Junge!
Wovon ist Dir die Nase so weiß?
Sie ist wohl erfroren; steck' sie in's Eis,
O Junge!"

„Merken Sie ja recht genau auf diese Scene!" sagte Lyck zum Geheimenrath und als jetzt der Lacher immer mehr sich nahten und die verlegene Präsidentin vergebens Herrn von Mudrich aufmerksam machen wollte, ergriff Lyck den Schlitten, fuhr die Bahn entlang und bot dann der Präsidentin seinen Arm, sie nach Hause zu führen, indem er höflichst bat, es zu entschuldigen, daß er es, des unseligen Prozesses nicht gedenkend, für seine Pflicht gehalten habe, eine so verehrte Dame nicht dem Stadtgespräche preis geben zu lassen, und sie mußt' es ihm danken. Herr von Mudrich

aber, der nichts von Allem, was neben ihm vorging, bemerkte, brachte die neunzigverſige Ballade zu Ende und erſt als er ſich Lobeserhebungen von der Frau Präſidentin einkaſſiren wollte, ſah' er, unter ſchallendem Gelächter der Umſtehenden, daß Dame und Schlitten verſchwunden waren, und da ihm etwas von „gemeinen Naturen" herausplatzte, hätte man ihn durch das Fauſtrecht gewiß tüchtig gemittelaltert, wenn er nicht ſeine adliche Ehre aus der Affaire gezogen und ſich ſchleunigſt davon geſchlittſchuht hätte.

Am nächſten Morgen um halb neun Uhr, wie die Vorladung lautete, ſtanden die Parteien vor Gericht und nur drittehalb Stunden nachher begann wirklich die weitere Verhandlung. Herr von Mudrich, der nun wußte, daß am geſtrigen Tage Lyck ihm ſeine Zuhörerin entführte, war noch erboßt und wollte eilend zum Schwure gelaſſen ſeyn darüber: daß, in ſeiner Gegenwart, der Bruder des Präſidenten mit aller Beſtimmtheit äußerte: er habe dem alten Lyck die 60,000 Thaler in guten Papieren, wie das, dem Präſidenten mitgetheilte, Verzeichniß beſagte, eingehändigt; ja, Herr von Mudrich wollte ſogar beſchwören: daß jener Bruder dabei ein Empfangs-Billet vom alten Lyck vorlas. — „Das iſt," ſagte der Präſident, „allerdings wahr; das Billet fand ſich jedoch im Nachlaſſe nicht." — „Ich beſchwöre, es geſehen, und deſſen Inhalt gehört zu haben!" rief Herr v. Mudrich mit ſcharfer Betonung. — Lyck blieb bis dahin ruhig, jetzt ſprach er: „Ich habe von dieſen Papieren nichts gefunden, muß alſo das Factum für nichtig erklären; und den Zeugen, Herrn von Mudrich, verwerf' ich völlig, aus dem rechtlichen Grunde: weil er ſtets Spuren von Verſtandes-Zerrüttung gegeben hat." — „Was?" ſchrie wüthend Herr v. Mudrich, „ich, Verſtandes-Zerrüttung?" — dabei ſtürmte er auf Lyck los. Der ſchob ihn ſeitwärts, ſprechend: „ich muß das beweiſen!" — Er gab nun eine kurze Biographie des Romantiſch-Verſchrobenen, darthuend, daß er ſtets Alles außer

sich gesehen habe, was doch nur Schöpfung eigener schwächlicher Ideen gewesen sey; auch des Vorfalls am gestrigen Tage erwähnte er, den Geheimerath von Schmelz als Zeugen nennend. „Das unwiderlegbarste Dokument dieser Verstandes-Zerrüttung" — fuhr Lyck fort — „ist aber ein Gedicht, was derselbe zum Neujahr seinem höchsten Chef sandte und was ich an die Akten zu heften bitte." — Herr von Mudrich wollte jetzt im heftigsten Grimme Herrn von Lyck das Blatt entreißen, denn zornige Blicke warf ihm der Präsident zu, der durch jenen Chef gestürzt war. Doch Lyck hielt es fest und las:

Hoher! Zum neuen Jahr
Bring' ich die flammenden,
Herzenentflammenden
Nimmer zu dammenden
Wünsche voll Glühdank dar!
Riesig erfaßt mich Lust!
Drum in die Leier mag —
Heut' an dem Feiertag, —
Dringen ein freier Schlag
Aus überschwellter Brust.

Töne, ihr müßt heraus!
Singet gewitterhaft
Ihn, der mit Ritterkraft,
Was Schicksal bitter schafft,
Blitzend begräbt im Graus!
Drum giebt die Zukunft auch
Stets die beschmücklichsten,
Die unverrücklichsten,
Wonneausdrücklichsten
Bahnen Dir zum Gebrauch!

Denkst Du: ich singe nur
Schmeichelvollblümliche,
Heuchelvollrühmliche,
Allerweltsthümliche
Reime wie Schaal-Natur?
Nein! Deiner Hoheit Macht
Fliehet der Schmeichelnde,

Der Gunsterstreichelnde:
Stirne-umeichelnde
Thaten hast Du vollbracht!

Hoher! — drum glaub' es mir:
Glück, das hochstelzende,
Das weltallwälzende,
Giebt segenschmelzende,
Hüpfende Tage Dir!
Die Schicksalsherrin, ha!
Ist nie als launende,
Stets als posaunende,
Siegeskarthaunende
Göttin Dir brünstig nah!

Hatte Herr von Mudrich Anfangs bei der Wahrheit und Dichtung aus seinem Leben doch die letzte Fassung sich erhalten, die Vorlesung dieses Gedichts hielt er nicht aus; mit sprudelnden Flüchen war er davon gerannt, was Lyck gleich wieder als Nebenbeweis für seine Angabe benutzte; und so war nichts mehr zu thun, als Lebenslauf und Gedicht den Akten anzuheften. Die Parteien gingen heim; der Präsident von Kall nannte ingrimmig Herrn von Lyck einen Rabulisten, Herrn von Mudrich einen nichtsnutzigen Narren und fragte sich vergebens, was nun zu thun sey?

Ein Paar Tage waren vergangen, da ließ sich Herr von Lyck bei ihm anmelden. „Ich mag ihn nicht sprechen!" rief heftig der Präsident, doch der schon Eintretende entgegnete: „Sie müssen! Hier sind Wechsel auf 60,000 Thaler; die Papiere haben sich gefunden. Ich werde schnell die Niederschlagung des Prozesses veranlassen; es versteht sich: daß ich alle Kosten trage." — Der Präsident hielt die guten Wechsel in seiner Hand und sah überrascht auf Lyck. „Ueberzeugen Sie sich von meiner Unschuld," sagte dieser. „Mein Vater starb, nachdem er, wie Sie wissen, mehrere Tage ohne Besinnung krank war, am wiederkehrenden Schlagflusse. Auf seinem Schreibtische lag sein Journal, in welchem stand: „Am heutigen Tage empfing ich von dem Banquier

Bernhard 100,000 Thaler in Westphälischen Obligationen," — weiter hatte er wahrscheinlich nicht schreiben können. Diese Obligationen waren da; ich fragte bei dem Banquier über den Zusammenhang an; der, bis jetzt auf einer weiten Geschäftsreise, empfing meinen Brief unterweges und war nun so eben hier. Er hatte Ihres Bruders Papiere übernommen, weil er damit einen günstigen Abschluß machen konnte, und jene Obligationen wurden meinem Vater als Pfand gegeben; das ausgefertigte Uebereinkommen aber war bei dem Banquier Bernhard, dessen Compagnon es mit unterzeichnen mußte, liegen geblieben, da ich nichts davon wußte, also begreiflich auch nicht danach fragen konnte. — Von diesem Hause haben Sie nun auch noch die Zinsen zu erheben, ich übergebe hier Alles in Ihre Hände."

Der Präsident umarmte versöhnt den redlichen jungen Mann, und da Jener an das seinem Feinde geweihte Neujahrs-Gedicht, die Frau Präsidentin an die Eis-Verfassung dachte, war vom Herrn von Mudrich weiter nicht die Rede; Herr von Lyck zeigte ihm schriftlich an: daß er Genugthuung fordern könne, der Brief muß aber wohl verloren gegangen seyn. So wird Fräulein von Kall, nach dem Wunsche ihres Herzens, ohne Anfechtung Frau von Lyck; Herr von Mudrich aber sieht sich fleißig nach einem Weibe um für sein Hagestolzen-Leben, und da er auch nicht einmal Hofrath geworden ist, so schrieb er neulich statt „Einnahme und Ausgabe" in das Zollbuch: „Es sey unter's Datum zuerst heut gedacht: Ich bin von dem Fatum, dem neu'sten, verflucht! Mich gab in der Windel Zigeunergezücht dem Menschengesindel zum Festtagsgericht; der Teufel hält Hofstaat in meinem Revier: kein Weiblein, kein Hofrath bewohnt mein Quartier!"

Druckerei der Vereins-Buchhandlung zu [illegible] b. A.

Geiſtige Feldzüge.

Bedeutſam bleibende literar-geſchichtliche Kämpfe

von

Achim v. Arnim, Helmina v. Chezy, J. Eichendorf, C. J. Ch. Gaetzer, F. W. Gubitz, C. Heinſius, B. Herrmann, F. L. Jahn, Verus Mosmus, Wilhelm Müller, A. Müllner, Karl Rosenberg, F. v. Schönholz, F. Schuchard, Wilhelm Waiblinger und Ernſt Woldemar.

Berlin. 1857.
Vereins-Buchhandlung.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi.

Ag 8866

Inhalt.

Seite

Oper und Schauspiel. Fehde zwischen Wilhelm Müller und A. Müllner. Mit „Nachtrag" von F. W. Gubitz. 1

Achim von Arnim, die Karschin und Helmina von Chezy. 95

Herr Joachim Lange und seine Grammatik. Nebst Gedanken über Erziehung in Schule und Haus. Streit-Aufsätze von Dr. H. Herrmann und Dr. L. Heinsius. 111

Die deutschen Künstler in Rom und die Deutschen in Italien. Streitschrift von Wilhelm Waiblinger. Mitgetheilt von Franz Catel. 163

Leut, Volk und Heut. Von Friedrich Ludwig Jahn. 185

Der Kölner Dombau und was er uns erwarten läßt. Von Dr. J. Ellendorf. 197

Seite
Heine und Börne über Deutschland. Von Dr. Karl Rosenberg. 217
Ein Concert von Franz Liszt. Von Fr. v. Schönholz. 251
Theaterkritik der Hegel'schen Schule. Von Verus Momus. 279
Wieland und seine Beurtheiler. Von A. Schuchardt. 293
Das Christliche in Goethe. Mit besonderer Berücksichtigung des „Faust". Von C. J. Th. Gantzer. 313
Ein Gespräch im Elysium. Von Dr. Ernst Woldemar. 341

Oper und Schauspiel.

Fehde

zwischen

Wilhelm Müller und **A. Müllner.**

1817.

Oper und Schauspiel.

Nebst Bemerkungen über das Theater im Allgemeinen und über das Berliner Theater im Besonderen.

Von Wilhelm Müller.

Es hat sich in diesen Tagen eine bedeutende Stimme gegen die unrechtmäßige Macht der Oper auf der deutschen Bühne zu wiederholten Malen vernehmen lassen. Alles Uebermaaß ist vom Uebel. Der Zweck dieses Aufsatzes ist: über die gerügte Erscheinung eine einzelne Meinung abzugeben, ohne Vorurtheil und Parteilichkeit, welche hier um so weniger zu erwarten ist, da ich einer Kunst, wozu die Natur mir nur Ohr und Gefühl gegeben hat, zu deren Ausübung mir aber alle Fertigkeit, vielleicht auch Anlage dazu, abgeht, das Wort reden muß gegen einen Mann, den ich hochschätze und dessen Wohlwollen durch meine Schuld zu verlieren mir leid thun müßte.

Wir fassen zuerst den eigenthümlichen Werth und Charakter der Oper und des Schauspiels in's Auge und bestimmen danach ihre gegenseitigen Rechte auf der deutschen Bühne, in soferne diese zur Aufführung beider Kunstwerke dient.

Alle Künste sind die Zweige eines Stamms; sie können auch ungetheilt gedacht werden als eine universale Kunst, wenn der Mensch nur ein Zurücksinken aller seiner Sinne und Empfindungen in eine einige Allheit denken kann. Ein gemeinschaftliches Element ist ihnen auch allen geblieben von ihrem ursprünglichen Stammleben her: die Dichtkunst in der weitesten Bedeutung des Worts. Dagegen hat der Mensch auch einen Vereinigungspunkt seiner sinnlichen Wahrnehmungen behalten. Aber noch andere Spuren ihrer Ureinheit zeigen sich in allen Künsten. Die Harmonie der Farben und Töne ist kein Spiel der Schwärmerei, obgleich sie dazu gemißbraucht werden kann. Die Baukunst ist gefrorene Musik, hat ein großer Denker gesagt, und ein Schinkel würde uns gewiß einen herrlichen Dom konstruiren können aus Luther's Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott." Die höhere Tanzkunst, oder die Tanzkunst überhaupt (denn Verrenken und Springen ist keine Kunst), könnte, um so fort zu fahren, eine im Menschen verkörperte, musikalische Modulation seyn; noch näher der Musik ist die Pantomime. Es giebt auch Melodieen, die sich so klar aussprechen, daß wenn zwei gleichgebildete und gleichgestimmte Seelen sie vernähmen, alle beide einen und denselben Text dazu setzen müßten, wenn sie die Gabe der Dichtkunst hätten; und umgekehrt: durch die schönsten Gedichte klingt immer eine bestimmte musikalische Weise durch, und ich kenne Beispiele, daß Dichter Componisten gefunden haben, die ihren

Versen eben die Weise gaben, die sie selbst im Dichten gehört hatten, und wozu ihnen nur das Organ fehlte, sie auch selbst auszusprechen. Streng genommen ist für jede Weise nur ein Text, für jeden Text nur eine Weise da: natürlich spreche ich hier von dem Besten in jeder Kunst, das Mittelmäßige hat überall eine breite Straße.

Auch hoffe ich darin nicht mißverstanden zu werden, was ich von dem Durchklingen einer Musik in der Poesie und einer redenden Poesie in der Musik sagte. Ich will hiemit keineswegs der sogenannten Malerei und Deklamation in der Musik und der musikalischen Onomatopöie *) in der Dichtkunst das Wort reden. Beide müssen gleich stark im Zügel gehalten werden. Denn so eng verwandt in ihrem innersten Wesen alle Künste sind, so müssen sie doch in ihrer sinnlichen Erscheinung streng von einander geschieden seyn, und nichts ist verderblicher für eine wie für die andere Kunst, als dieses äußerliche Uebertragen einer Kunst in die andere. Es ist also ein Frevel an der Kunst selbst, in der redenden, bildenden und musikalischen. Wenn ein Bildhauer seine Marmorstatuen entweder durchaus oder in einzelnen Theilen, um diese hervorzuheben, kolorirte, so würde Jedermann ihn auslachen; in andern Künsten geschieht Aehnliches alle Tage und man läßt es hingehen.

---

*) Ich folge in der Wahl dieser Benennung der bekannten Platonischen Ansicht.

Diese Betrachtungen haben uns zu dem Satze führen wollen: jeder Kunst, absolut gefaßt, gebührt gleicher Rang; die Vorzüge, die wir einer oder der andern Kunst geben, sind immer relativ. Ich meine: je nachdem eine oder die andere Kunst entweder überhaupt oder in unsrem Volke ausgebildet ist, je nachdem wir in ihr die vollendetsten und zahlreichsten Werke haben, geben wir ihr den Preis vor der weniger ausgebildeten. Die Griechen haben vermöge ihres plastischen Strebens die bildenden Künste und unter ihnen die stereometrisch darstellenden am weitesten gefördert; daher galten ihnen diese Künste auch das meiste. So schätzt der Deutsche die Tanzkunst gering, weil Standhaftigkeit ein Grundzug seines Charakters ist und diese sich bis in seine Knöchel verlaufen hat.

Daher kann auch keine Kunst geradezu die Magd der andern seyn, wenn wir, wie sich von selbst versteht, die reproduzirenden Künste ausnehmen, die, wie ihr Name auch sagt, ohne eine produzirende Kunst gar nicht da seyn können, und also mit einer solchen überall Hand in Hand, oder, wenn sie ihren Dienst schlecht versehen, hinterdrein gehen müssen. Dagegen steht jeder Kunst eine beliebige schickliche Vereinigung mit dieser und jener zu gegenseitigem Dienste frei; in jedem Kunstwerk, das sie aber in einer wirklichen Vereinigung, nicht bloßer Nebeneinanderstellung, hervorbringen, wird eine Kunst immer Herrscherin seyn, der Mannigfaltigkeit Einheit gebend. In der großen Oper, wie sie jetzt ist und

seyn muß, herrscht die Musik über die Dichtkunst, der andern Künste jetzt nicht zu gedenken, die der Musik, wenn sie auf diesem Throne sitzt, dienstbar sind; die Charaktere, die Handlungen, die Reden sind nur Umrisse, nur ein Fächerwerk, nur ein Leitfaden für den Componisten. *) Sind die Umrisse ausgefüllt, so kann man sie wegwischen, ohne das Gemälde zu zerstören. So auch in der Oper, deren Gipfelblüthe wir in derjenigen Gattung finden, deren Gespräch durchaus recitativ ist. Sie ist, versteht sich, wenn sie gut ist, ohne Handlung und Worte, bloß durch Melodie und Harmonie verständlich und in ununterbrochenem Zusammenhange. Handlung, Charaktere, Gedanke und Wort ist zu Musik geworden; man braucht eine solche Oper nur zu hören, ohne nach der Aufführung hinzusehen, und die ganze Fabel des Stücks und ihr Verlauf muß uns im Allgemeinen offenbar werden. Auf einzelne Worte und Namen darf es uns freilich nicht ankommen. Aber wir werden hören von Liebe und Haß, von Freude und Leide, was obsiegt und was untergeht; wir werden vernehmen den Aufschwung des Entschlusses, das Zagen der Unentschlossenheit, die

*) Ein Operntext, worin besonders Gefühle, Leidenschaften, Betrachtungen und dergleichen sehr in das Einzelne ausgesponnen dargestellt sind, soll daher dem Componisten nicht der liebste seyn. Es giebt mir also auch nicht die beste Idee von einem Musiker, wenn er bei der Wahl seiner Texte viel poetische Forderungen macht.

Stimme der Unschuld und der Schuld; wir sehen auch den Held in der Schlacht, die Nonne in ihrer Zelle, den König in der Pracht seiner Krone, die Schäferin unter ihren Blumen.

Dagegen diente in dem Drama der Alten die Musik der Redekunst, wenigstens in dem Gespräch, dem eine leise Tibienbegleitung Takt und Stimmung gab. In dem Chor herrschte gewißlich die Musik vor. Deswegen würde aber Niemand einen Anstoß nehmen, das griechische oder römische Trauerspiel oder Lustspiel, wenn wir auch jene Musik noch dabei hätten, bloß als poetisches Kunstwerk zu betrachten, besonders, wenn davon die Rede wäre, es der Oper entgegenzustellen.

So betrachten auch wir die Oper, die Mittelgattungen des Liederspiels und Melodramas aus dem Spiele lassend, als reinmusikalisches Kunstwerk. An das Schauspiel dagegen legen wir durchaus keinen musikalischen Maaßstab an, und wenn auch die Verse darin wie lauter Flöte oder Waldhorn klängen, oder gar einen halben Akt hindurch ein Conzert darin gegeben würde.

Wir wollen auf dem Theater das Beste sehen, was wir in jeder Gattung haben. Wir? Da wir in Deutschland noch keine allgemeine Volksstimme, also auch kein ganzes Theaterpublikum haben, so verstehe ich einstweilen unter dem Worte wir die sogenannte gebildete Klasse, der wir übrigens in dieser Sache die Bedingung, französisch zu sprechen, erlassen, dagegen aber ihr eine genaue Kenntniß von

den dramatiſchen Leiſtungen der Deutſchen ſeit Roſenblüt, Folz und Hans Sachs bis auf unſre Zeit anmuthen, und eine verhältnißmäßig gleiche Umſicht in der deutſchen Opernmuſik, ſo wie einen unbefangenen, durch allzu häufigen fremden und ſchlechten Genuß unverwöhnten, aber auch durch allzu enge Abgeſchloſſenheit von allem Fremden nicht verſtockten Geſchmack.

Alſo zuerſt das Beſte im Drama, Herr Theaterdirektor! Da wird uns Vielerlei vorgeführt werden in Vers und in Reim und in Proſa, mit Ritterhelmen, Königskronen, Magiſterperrücken, Huſarenpelzen und Soubrettenſchürzen. Aber auch, wie vielerlei wird die deutſche Prüfung des Beſten nicht aushalten! Vieles Gute iſt veraltet, vieles vor der Zeit erſchienen und alſo der Nachwelt erſt angehörend. Ja, wenn alle gute Dramen, die in deutſcher Sprache geſchrieben ſind, auch deutſche Dramen wären! Aber leider! zwei Drittheile davon möchten wohl eher griechiſch, franzöſiſch, engliſch und ſpaniſch ſeyn, und wenn auch ein deutſcher Kaiſer darin die Hauptperſon wäre. Der Stoff thut hier nichts; die Franzoſen, die faſt lauter antike Fabeln zu ihren Tragödien genommen haben, beſitzen doch ein viel volksthümlicheres Theater als wir. Kein Volk iſt je ſo vom Nachahmungsteufel beſeſſen geweſen, als das deutſche in den letzten zwei Jahrhunderten. Und iſt es möglich, daß beſonders die Alten die unſchuldigen Diener dieſes Dämons werden mußten! O wie wenig haben wir ihre hohe Vortrefflichkeit ergründet, wenn

wir glaubten, ihnen dadurch gleich zu kommen, daß wir uns durch Nachahmung ihre Formen aneigneten, uns mit ihren Gefühlen und Gedanken überkleideten, unsre eigenen unterdrückend. Sehen wir denn nicht, daß die wahre Deutschheit die einzige Griechheit ist, die wir von den Griechen lernen können? daß die Griechen nur dadurch das schufen und schaffen konnten, was wir bewundern, weil sie es ganz aus sich selbst, aus ihrem und ihres Volkes innersten Kern herausschufen, und für sich und für ihr Volk? Wahrlich, das ganze antike Streben der Deutschen kommt mir vor, wie der Einfall Derjenigen, die das Nibelungenlied dadurch klassisch machen wollten, daß sie es in Hexameter umsetzten. *) Aber, wo bin ich hingerathen!

Ich sehe ein, ich muß gelindere Saiten aufspannen, sonst komme ich am Ende dahin, zu behaupten, wir hätten noch gar kein deutsches Theater. Solch ein Paradoxon könnte mir aber üble Händel machen. Ich will daher nicht nur alle gute Dramen in deutscher Sprache für gute deutsche Dramen anerkennen, sondern ich gebe auch den aus fremden Sprachen gut übersetzten oder bearbeiteten guten Stücken völliges Heimathsrecht auf unsrer Bühne. Schlechtes hingegen nehmen wir aus der Fremde schlechterdings nicht an; da hat das Einheimische den Vorrang und Mangel ist ja nicht zu befürchten.

---

*) Nicht allein Bodmer machte diesen Versuch, sondern auch neuerdings der Philologe Bothe.

Also das Beste! Goethe's „Faust" kann nicht aufgeführt werden, sagt der Maschinist. Er ist ja auch viel zu lang, sagt die gnädige Frau, die nach dem Theater noch eine Theegesellschaft zu besuchen hat. Sie hat übrigens, wie sich von selbst versteht, das Buch bloß gesehn und es etwas dick gefunden; hätte sie es gelesen, so würde sie wohl noch mehr gegen den gothischen Gedanken einzuwenden haben, dieses Stück auf die Bühne zu bringen. Die Shakspearischen Trauerspiele sind ebenfalls für die durch das gesellschaftliche Leben der höheren Stände bedingte Dauer einer Vorstellung viel zu lang. Daher werden sie beschnitten. Aber, wer kann hier die Scheere ohne Scham in die Hand nehmen? Dagegen haben wir eine Anzahl guter Trauerspiele, die theils kürzer sind, theils leichter zu kürzen, und auch meist von ihren Dichtern selbst für das Bedürfniß der deutschen Bühne bearbeitet, wie zum Beispiel Schiller's Stücke und die meisten Goethischen. In der neuesten Zeit hat auch der griechische Kothurn nicht bloß als Redensart, sondern in der That die deutsche Bühne bestiegen; man hat ferner auch römische Comödien mit Masken aufgeführt. Der größte Dichter Deutschlands gab den Anlaß dazu. Ob ihm damit gedient war, daß andere deutsche Bühnen dem Beispiele der Weimarischen folgten, bezweifle ich. Sicher aber haben die seinen Zweck sehr arg mißverstanden, die da glauben, er wollte dadurch versuchen, das Spiel mit Masken auf der deutschen Bühne einzuführen. Er wollte wohl nicht viel mehr, als sich und seinen

Freunden eine lebendige Erinnerung aus dem Alterthum zum Beſten geben. Denn, ſo etwas der ſchauluſtigen Menge als Kurioſität aufzutiſchen, dazu iſt es zu gut. Was die ſpaniſchen Stücke betrifft, ſo iſt es bis jetzt nur der Weimariſchen Bühne gelungen, ſie glücklich aufzuführen. In Berlin ſtehen die wenigen Künſtler, die den Geiſt des ſpaniſchen Dramas aufgefaßt haben, ganz fremd unter der übrigen Menge, die keine Ahnung davon hat. Gegen das Aufführen der ſpaniſchen heiligen Stücke auf dem jetzigen deutſchen Theater ließe ſich vielleicht, von einer Seite betrachtet, viel Erhebliches einwenden: doch dies hier auszuführen, würde nicht an ſeiner Stelle ſeyn. Sehr zu beklagen iſt es, daß Tieck's dramatiſche Werke nicht nur nicht für die Aufführung berechnet ſind, ſondern größtentheils recht eigentlich dagegen. Wir können aber darum den großen Dichter nicht ſchelten, denn es läßt ſich wohl erklären, wie ſolch ein Geiſt, in der innigſten Ueberzeugung von der Erbärmlichkeit und Nichtigkeit des geſammten-deutſchen Theaterweſens, ſeinen dramatiſchen Werken keinen ſegensreicheren Freibrief mit in die Welt hinein geben zu können glaubte, als daß er ſie theaterfrei machte. Nicht unberührt kann ich zum Schluſſe die ſchöne Hoffnung laſſen, welche die Liebhaber der deutſchen Bühne nähren, in Kurzem das Meiſterſtück eines nicht allein für das Drama zu früh dahin gegangenen wahrhaft deutſchen Dichters auf dem Berliner Theater zu ſehen, ich meine „das Käthchen von Heilbronn".

Aber man will ja auch nicht immer Trauerspiele sehn. Nun stockt es. Wo sind die deutschen Lustspiele? Der Charakter des deutschen Lustspiels ist derber, nackter, ausgelassener aber gutmüthiger Spaß; dazu gehört nothwendig der Hanswurst, der Allen Alles sagen darf, ohne daß es Einer übel nähme: denn es ist ja ein Hanswurst. Ein Schlag mit seiner Pritsche kann immerhin blaue Flecke geben: den point d'honneur trifft er nicht: denn es ist ja ein Hanswurst. Dagegen ist ein leiser Backenstreich von dem Handschuh eines vernünftigen Mannes genug, einem ehrlichen Manne auf sein ganzes Leben lang die Ehre zu nehmen. Eben so verhält es sich mit den Worthieben.

Wir haben eine schöne Anzahl trefflicher Fastnachtsspiele in diesem Charakter, ich nenne nur Hans Sachs und Jakob Ayrer. So sind auch noch die Possen des herrlichen Andreas Gryphius. Sie können durchweg nur belacht, nicht, wie das französische Conversationsding, belächelt und beschmunzelt werden. Es würde ein unschätzbarer Gewinn für die jetzige Bühne seyn, wenn man anfinge, solche Stücke, wie sie gerade die passendsten wären, mit der nöthigen Veränderung der Sprache und etwa einigen wenigen Auslassungen und Ausfüllungen auf die Bretter zu bringen. Aber freilich — es ist leichter, die Rollen aus Kotzebue's dramatischen Almanachen auszuschreiben, als sich mit den alten Folianten zu befassen. Da haben wir denn so ein Ding, was wir Lustspiel nennen, ein Mittelding von zweideuti-

ger Gemeinheit, zaghafter Schmähsucht, entnervter Sentimentalität und anständiger Langweiligkeit, dem der Teufel, mit moralischsatirischem Puder weiß gemalt, als Direktor vorsitzt; und daneben das Familienstück, die größte Mißgeburt, welche die neue Vermittelungssucht ausgeheckt hat. Doch ich muß abbrechen, denn hier ist meine empfindlichste Seite angerührt worden, und ich will nicht heftig werden. Aber so oft ein Stück der Art bei uns gespielt wird, so lacht der Hanswurst in seiner fernen Verbannung so laut auf, daß wir es bis in Thalias Heiligthum vernehmen könnten, wenn uns jener dramatische Modeteufel die Ohren nicht betäubte.

Auf dem sogenannten Kasperle-Theater in Wien soll es viele gute deutsche Lustspiele geben: ich bin nie dort gewesen. In Berlin wird, wie man sagt, etwas Aehnliches errichtet werden. Glück zu! Auf einem solchen Theater muß nur durchaus kein Conversationsstück geduldet werden, sonst ist es aus damit. Gute deutsche Burlesken neuerer Zeit kenne ich nur sehr wenige. Ich nenne Goethe's „Jahrmarkt", Mahlmann's „Herodes vor Bethlehem". Hier wären auch Tieck's Lustspiele aufführbar, weil wir in einem Hanswurstitheater weit geringere Ansprüche auf theatralische Illusion der Dekoration und Maschinerie machen, als im Schauspielhause. Ja, dort kann eine gewisse Unbehülflichkeit darin die komische Wirkung nur vermehren. Solch ein Hanswurstitheater muß eine vollständige Parodie des höheren Schau-

ſpiels ſeyn, in Spiel, Dekoration, Maſchinerie und Anzug. So war die alte Komödie der Griechen.

Bis dahin müſſen wir uns mit unſren Converſationsſtücken begnügen, die wir als Surrogate des Luſtſpiels an dieſer Stelle wenigſtens berühren wollen. Obenan ſtelle ich Goethe's „Geſchwiſter“: es iſt ſo gut und ſo deutſch, wie etwas in der Gattung ſeyn kann. Daneben nenne ich Leſſing's „Minna von Barnhelm“. Auch Iffland's Stücke ſchildern das deutſche bürgerliche Leben meiſt treffend und unſchuldig.

Im eigentlichen Luſtſpiel hat die neue Zeit in Deutſchland nur wenige Kleinigkeiten an's Licht gefördert, die wir aber lieber Vorſpiele nennen wollen, als Nachſpiele, wenn ſie auch auf dem Theater zum Schluß gegeben werden. Goethe iſt auch hier wieder zuerſt und faſt allein zu nennen. Aber, warum bringt man nicht die Shakeſpeariſchen Luſtſpiele auf unſre Bühne? Sie liegen uns doch wahrlich viel näher als Molière und Picard.

Wir gehen nunmehr zur deutſchen Oper über und fragen wiederum nach dem Beſten. Man nennt uns die Namen Mozart, Gluck, Beethoven — und ſchon ſind wir ſo befriedigt, daß wir die lange Namenreihe ihrer Nachfolger faſt überhören. Denn wir betrachten, wie wir oben beſtimmt haben, die Oper, das heißt hier: die große Oper (in welche Benennung wir aber auch die Gattung einſchließen, worin ein kurzes untergeordnetes Geſpräch die Muſik unterbricht, wenn nur die ganze Oper trotz dem Ge-

ſpräch in einem muſikaliſchen Zuſammenhange ſteht, eine muſikaliſche Einheit hat), als reinmuſikaliſches Kunſtwerk. Daher thut die Mittelmäßigkeit oder Schlechtheit der Texte ihrer Vollendung keinen weſentlichen Eintrag. Freilich, wer in Gluck's „Iphigenie" oder einer ähnlichen Oper nichts als Klang der Inſtrumente und der Stimme hört und in ſeinem Textbuche die Worte nachlieſt, die unter der Muſik liegen, dem mag ſo eine Oper ein ganz wunderliches Ding ſcheinen und er kann bei ſich denken: Es wäre doch beſſer, ich brauchte mir die Augen mit dem Leſen nicht zu verderben, und die Leute da oben ſprächen die Worte lieber, damit man ſie verſtände. Aber einem Solchen könnte es auch einfallen vor einem Raphaeliſchen Bilde voller Engelsköpfe ſeinen Nachbar zu fragen: Wie heißen denn die Kinder da alle, und was ſagen ſie denn Einer zu dem Andern?

Aber, die Oper auch als reinmuſikaliſches Kunſtwerk betrachtet, möchte es doch ſcheinen, daß ich in der Prüfung des Beſten der deutſchen Oper nicht ſo ſtreng wäre, wie beim Schauſpiel. Man könnte z. B. von mir fordern, daß ich die jetzige deutſche Muſik etwa nach der Weiſe eines alten Volksliedes oder Chorals oder des Deſſauer Marſches meiſtern müßte, wenn ich unparteiiſch bleiben wollte; daß ich die große Oper endlich als eine undeutſche Erfindung ganz und gar nicht auf dem deutſchen Theater dulden dürfte. Der Vorwurf hat einigen Schein der Gerechtigkeit, aber auch nur Schein.

Mein Gefühl ist: die Musik ist eine göttliche Kosmopolitin. Ich deute hiemit nicht auf das allgemein verständliche Organ, wodurch sie sich ausspricht (denn das hat sie mit den bildenden Künsten auch gemein, worin mir der Kosmopolitismus unleidlich scheint), und dem zufolge die Babylonische Verwirrung sie nicht berührt hat, die endlich doch die Mutter alles Patriotismus ist. Ich will auch darauf kein großes Gewicht legen, daß sie von allen Künsten die einzige ist, die nicht aus der Erde und dem Leben der Menschen auf dieser Erde gleichsam hervorgewachsen ist: denn alle andern Künste haben mehr oder weniger diese irdische Basis, versteht sich, neben der gemeinschaftlichen unsichtbaren; die Musik hingegen ist auch in ihrer sinnlichen Erscheinung ohne dieses irdische Element denkbar; sie schwebt über der Erde, die andern Künste stehen mit einem Fuße immer auf ihr, oder sie taumeln. Mein Gefühl bezieht sich besonders auf jene, in der Natur jedes überhaupt empfänglichen Menschen *) tief gegründete (um bei der Terminologie zu bleiben) kosmopolitische Empfänglichkeit für die Musik.

Man könnte die Vorstellung durch ein Bild verdeutlichen; die Musik ist der blaue Aether, der Sternenhimmel, der über Deutschland wie über die

*) Etwas Anderes ist es mit dem, durch die Kunstwerke des Alterthums und der Fremde gebildeten Geist, der diese kosmopolitische Empfänglichkeit für alle Künste hat. Für die Musik ist sie angeboren.

Hottentotten, über Italien und über Island seinen heiligen Schleier legt, wie die liebende Mutter über ihren Säugling. Schaue gen Himmel, Fremdling, wo du wandelst auf Erden, in Frankreich oder im Feuerlande, und du wirst fühlen, daß Du unter deinen Brüdern bist. Und wenn ein Schiff gesegelt kommt auf dem weiten Meere und der Pilger darin sich so recht fremd und verlassen fühlt in der großen Wasserwüste: wenn ihm dann vom unbekannten Gestade der der einfache Gesang einer Fischerin entgegentrat, dann ist es ihm als ginge nun der Weg gerade auf seine Heimath zu. Alle Musiker sind auch mehr oder weniger Kosmopoliten, und ich will sie darum nicht schelten.

Doch das sind Dinge, die sich nicht beweisen lassen, und sie gehören also eigentlich nicht hieher. Ich muß einen andern Weg einschlagen. Wenn von einem fremden Volke ein Fortschritt, eine neue Erfindung in einer Kunst gemacht wird, wozu auch uns die Anlage nicht versagt ist, so machen wir ihr Kunstwerk dadurch zu dem unsrigen, daß wir es auf eine freie, eigentliche Weise in den Charakter, das Leben unsres Volks übertragen, also gleichsam verdeutschen. Diese freie Eigenthümlichmachung ist aber natürlich nur bei solchen Kunstwerken möglich, wozu auch uns die Elemente von der Natur gegeben sind, bei solchen Kunstwerken, die wir selbst hätten erfinden müssen, wenn uns kein anderes Volk vorgelaufen wäre. Wir werden also nie das Pariser Vaudeville oder die Gozzischen Maskenmärchen auf

unſrem Theater einheimiſch machen wollen. Die große Oper hingegen können wir, auch mit den ſtrengſten deutſchen Grundſätzen, nicht von unſren Brettern herunterjagen. Denn, wäre die Muſik bei den Deutſchen zuerſt zu dem Grade von mechaniſcher und theoretiſcher Ausbildung gelangt, den dieſes Kunſtwerk bedingt, ſo hätten ſie es ohne Zweifel erfunden: dafür ſpricht das muſikaliſche und dramatiſche Talent, das Keiner uns abſprechen wird. Sonſt dürften wir ja das Drama auch nicht bei uns dulden, weil es aus Athen kommt. Uebrigens giebt es ſchon deutſche Singſpiele in den Zeiten der Meiſterſänger, alſo in der Wiege der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland. Nun ſteht aber auch die deutſche Opernmuſik ſo einzig, ſelbſtſtändig und charakterfeſt da, daß ſich in dieſer Hinſicht nichts gegen ſie einwenden läßt und wir unſrem Drama ein Gleiches wünſchen. Und endlich, wenn wir Shakſpeare, Calderon, Goethe's „Iphigenie", Sophokles „Antigone" mit gleichen Rechten mit den ſtockdeutſcheſten Stücken in oblivione oder in spe auf unſerm Theater ſehen, warum denn nicht die guten italieniſchen und franzöſiſchen Opern? von welchen letztern man die Pariſer Operettchen noch wohl zu unterſcheiden hat, die, aus eben berührten Gründen, nicht dahin gehören.

Ich ſehe noch einen zweiten Einwurf voraus, dem ich hier gleich begegnen will. Es könnte nämlich eine Ungerechtigkeit gegen unſre großen Dichter ſcheinen, daß ich bei der Nachfrage nach dem Beſten

im Schauspiele mit ihren Namen nicht gleich so zufrieden war, wie hier mit den drei genannten. Ich dachte hiebei an die Kunstwerke jeder Gattung, wie sie in der theatralischen Darstellung in Verbindung mit ihren reproduzirenden und dienenden Künsten, also in ihrer vollkommensten Aeußerung erscheinen. Doch auch an und für sich betrachtet, scheint es mir, als ob es mehr vollendete Kunstwerke *) in der deutschen Oper gäbe, als im Schauspiel.

Jede Kunst, die sowohl zu eigener Schöpfung als zu reproduktiver Ausübung eine bestimmte, nicht angeborene, sondern zu erlernende mechanische Fertigkeit erfordert, zur eigenen Schöpfung aber auch noch eine wissenschaftliche Ergründung ihrer selbst,**) eine solche Kunst, sage ich, hat dadurch um ihr Heiligthum eine Schranke gezogen, die nicht jedes von der Natur mit Kraft und Lust ausgestattete Talent gleich überspringen kann, um sich darin nach Belieben herumzutummeln, bis es sich die tollen Hörner abgestoßen hat: das Talent muß vor den Schranken erst geprüft, geübt, die Naturkraft durch

*) Natürlich ist kein Kunstwerk absolut vollendet. Dennoch giebt es einen allgemeinen Maaßstab des verhältnißmäßig Besten für alle Künste.

**) Keine Regel ohne Ausnahme. Doch geht hier keine Ausnahme in's Große. Es giebt freilich schöne Weisen von Leuten, die Nichts vom Generalbaß wissen, aber so schnitzt ja auch mancher Schäfer in Italien gar freie und nette Bildchen ohne eine Bildhauerschule besucht zu haben.

die Kunst und Wissenschaft geleitet werden, um die Pforte des Eingangs zu finden. Wer aber kein Talent, keine Kraft und Lust in sich fühlt, diese Prüfungszeit zu bestehen, der tritt zurück, so wie er die Schranken gesehn hat. Auch hier giebt es wieder Ausnahmen, wie überall. Doch ist nicht zu leugnen, daß in den Künsten, wovon ich spreche, bei Weitem nicht so viel ausgelassenes Toben des Genies, nicht so viel Pfuscherei der Schwachheit statt findet, als in der Dichtkunst, die besonders in Deutschland keiner sonderlichen Vorschule bedarf, um geübt zu werden, und zwar im Großen wie im Kleinen, glücklich oder unglücklich. Baukunst, Skulptur, Malerei und Musik sind aus der andern Gattung. Darum ruht auch auf diesen Künsten, die wir mechanisch-theoretische in dieser Hinsicht nennen wollen, ein doppelter Segen: ich meine, die äußere selbstbewußte Vollendung des Kunstwerks und das durch dieses Selbstbewußtseyn und durch das Ueberwinden von wohlerkannten Schwierigkeiten hervorgebrachte Vergnügen an der eigenen Schöpfung. Hierauf gründet sich hauptsächlich das Glück des Künstlerlebens, seine Freiheit und Selbstgenügsamkeit, woran der jetzige Dichter, als solcher, keinen Theil hat.

Geben wir nun der deutschen Oper im Allgemeinen den Vorrang vor dem Schauspiel in Bezug auf jene selbstbewußte äußere Vollendung, so entscheiden wir damit noch nichts für die innere Vortrefflichkeit dieses und jenes Kunstwerks. Sie ver-

hält sich zu jener ersten Vollendung, wie die Seele zum Körper. Daß sich hierin alle Künste, die von einem Volke mit gleichem Talent und gleicher Liebe geübt werden, im Allgemeinen das Gleichgewicht halten müssen, liegt in der Natur der Sache.

Betrachten wir nun aus demselben Standpunkt die reproduzirenden Künste im Drama und in der Oper, so werden wir auch hier zu demselben Ergebniß gelangen; ich meine, wir werden die nothwendigen Forderungen, die jedem Kunstwerke überhaupt, wenn es diesen Namen nicht mißbrauchsweise führen will, zu machen sind, in der Aufführung der Oper im Allgemeinen vollständiger erfüllt sehen, als im Schauspiel: versteht sich, bei verhältnißmäßig gleichen Mitteln und gleicher Anstrengung. Es ist dieses kein errungenes Verdienst und auf der andern Seite soll es auch kein Vorwurf seyn; Beides liegt in der Natur beider Künste: der Schauspielkunst und der musikalischen Virtuosität, welche sowohl den Sänger wie den Orchesterspieler umschließt. In beiden Künsten läßt sich auch wieder jene äußere Vollendung von der inneren wohl unterscheiden und wir sprechen hier nur von der ersteren. Ihre beiderseitige Vereinigung giebt aber erst das Höchste, was wir nun Schönheit oder anders nennen mögen.

In der musikalischen Reproduktion nämlich liegt Recht und Unrecht, Harmonie und Disharmonie, Takt und Mißtakt und so weiter dicht neben einan-

der; der Willkür des Spielers *) und des Sängers ist fast gar kein Spielraum dazwischen gelassen, als etwa im Ausdruck, der im Großen, aber auch schon vom Componisten vorgezeichnet, vom Direktor der Musik geleitet wird. Im Orchester ist, abgesehen vom Direktor, mechanische Fertigkeit Eins und Alles: der Spieler wird selbst zum Instrument **) des Componisten; dagegen spielt im Schauspiel der Schauspieler nur zu oft mit dem Dichter und der Direktor

*) Das heißt des Musikers.

**) Ich hoffe nicht mißverstanden zu werden. Der große Virtuose ist freilich mehr als das Instrument eines Componisten, aber er ist auch, als großer Virtuose, in dem Orchester nicht an seinem Platze, er kann hier sogar der Einheit des Kunstwerks oft nachtheilig seyn. Auch will ich der Virtuosität überhaupt, sowohl des Musikers, wie des Sängers und Schauspielers, nicht zu nahe treten. Ich spreche überall nur von jener äußeren Vollendung: die Seele hat alle Kunst gemein. Die Dichtkunst im weitesten Sinn ist ein gemeinschaftliches Element der produzirenden wie der reproduzirenden Künste. Richtige, wohlklingende Verse über einen sogenannten poetischen Stoff machen und darin die dem Gegenstande und den Gedanken angemessensten Worte gebrauchen, ist noch nicht dichten. Einen Vers nach den Forderungen des Accents und des Maaßes, mit gutem Organ und der richtigsten Abwechselung des Tones sprechen, kann Mancher, kann ihn auch mit einer wohlberechneten Gestikulation und Mimik begleiten, kann endlich auch einen guten Anstand haben, aber einen dramatischen Künstler kann ich ihn darum nicht nennen. Eben

kann es ihm nicht an den Fingern herzählen, daß es Unrecht sey und wie weit es vom Rechten abirre. Daher giebt es mehr gute Orchester als gute Schauspielertruppen, wo Oper und Schauspiel gleichen Schutz und gleichen Eifer finden. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte: es giebt im Ganzen mehr gute Sänger als gute Schauspieler, wenn man nur nicht zu große mimische und deklamatorische Forderungen an jene macht. Ist aber die Oper ein musikalisches Kunstwerk, ist also auch bei der Aufführung die Schauspielkunst der Musik untergeordnet, umschlingt die Musik als Einheit die Mannigfaltigkeit des mimischen und deklamatorischen Spiels, so ist ein Mangel, ein Mißgriff hierin für die Aufführung der Oper bei weitem nicht so zerreißend, so den ganzen Bau des Kunstwerks in allen seinen Fugen erschütternd, wie für das Schauspiel, wo ein solches Alles zusammenhaltendes Band fehlt, wo auch kein Direktor sichtbar und thätig die verschiedensten Kräfte zu einem Ziele vereinigt. Ich will damit nicht sagen, daß eine solche Einheit des Kunstwerks im Schauspiel gar nicht denkbar sey, ich meine nur, daß es außer dem mimischen und deklamatorischen Spiel

---

so verhält es sich mit dem Sänger. Durch jene allgemeine Dichtkunst macht sich der Virtuose das darzustellende Kunstwerk ganz zu eigen und er wird auf diese Weise gleichsam Selbstschöpfer desselben. Im Opernorchester ist diese höhere Virtuosität nicht nothwendig, weil alles Einzelne hier in dem Ganzen untergeht.

ſelbſt kein ſolches Band in der Schauſpielkunſt giebt. Dagegen kann durch wohlberechnetes Eingreifen, ſchickliches Zuſammenſtellen und Unterordnen, durch eine nach gleichen Kunſtregeln gebildete Truppe von guten Schauſpielern eine ſolche Einheit nach und nach erreicht werden. Dahin ging und geht beſonders das Streben des Weimariſchen Theaters und es iſt zu bewundern, wie viel es hierin, mit verhältnißmäßig weniger großen Talenten als andre deutſche Theater, geleiſtet hat. Bei den Griechen war ein falſch gelegter Accent genug, um eine ganze Aufführung fallen zu machen. Aber freilich, in Athen ſpielte man auch alle Jahr etwa dreimal und dann ein paar Tage lang. Aber, da ſaßen auch die Zuſchauer vom Morgen, wenn die Sonne aufging, bis zum Abend auf den Bänken und ſahen ſo wohl ſechs Schauſpiele und mehr hinter einander, und man hat keine Nachrichten, daß es im fünften oder ſechſten Stück nach und nach leer geworden wäre. Da gäbe es etwas von den Alten nachzuahmen!

Machen wir jetzt, wie das deutſche Theater (und mehr oder weniger das ganze neue Theater) iſt, eine ſolche höhere Anforderung an das Schauſpiel, ſo möchte uns jede beliebige Aufführung eines Luſtſpiels oder Trauerſpiels (z. B. auf der Berliner Bühne), verglichen mit der Aufführung eines Muſikſtücks, ſo vorkommen, wie wenn in einem Orcheſter der Direktor fehlt, einige Virtuoſen aber ihre Solos gut ausführen, einige ſchöne Inſtrumente haben, die ſie aber nicht zu ſpielen wiſſen, weil ſie entweder kein Takt-

gefühl haben oder gar falsche Töne angeben, andere endlich verstimmte oder gar schadhafte Instrumente haben, die sie indeß erträglich spielen.

Mit den vielen Nebenbemerkungen und Einschiebseln, die uns, um allem Mißverstande vorzubeugen, nothwendig schienen, haben wir die komische Oper ganz vergessen. Die komische Oper der Deutschen spielt mehr als die heroische, oder, um einen umfassendern, wenn auch nicht recht passenden Namen zu gebrauchen, als die ernsthafte, in die Mittelgattung des Liederspiels über. In diesem hat aber allerdings der Text ein Wort mitzureden. Daher sind wir in dieser Gattung wieder ärmer an guten Werken. Das Beste, was die Dichtkunst den Deutschen in ihr verdankt, trägt Goethe's Namen. Für die Musik ist Reichard ihm freundlich an die Seite zu stellen.

Doch auch in der großen komischen Oper sind wir, verglichen mit dem Lustspiel, reich zu nennen. Ich führe nur Mozart als Beispiel an. Und welche derbe, ehrliche Lustigkeit herrscht nicht in den Opern des alten Dittersdorf! Es ist unverzeihlich, daß man diese Stücke von der deutschen Bühne, durch die neuen geleckten Pariser Operettchen mit ihren musikalischen Tiraden und Pointen, fast ganz hat verdrängen lassen.

Ich habe aber bei der Musterung des Besten in der Oper gleichsam nur Repräsentanten aufgeführt. Ich habe auch von lebenden Componisten keinen einzigen genannt (ein Geist wie Beethoven steht über der Mitwelt), obgleich gewiß viele zu nennen ge-

weſen wären. Der Grund iſt, weil ich meiner Umſicht und meinem Urtheil, beſonders, wo es negativ ſeyn müßte, in dieſem Felde mißtraue und Keinem Unrecht thun will.

Und nun endlich die fremden Opernmuſiken, die wir ja nicht erſt, wie die Schauſpiele, zu überſetzen brauchen, um ſie auf unſre Bühne zu bringen: wie viel Beſtes werden wir darunter finden!

Ich vermied in dem Vorigen, die Beſchwerden und Klagen des Herrn Hofrath Müllner gegen die Oper einzeln aufzuführen und ſo ihre Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit darzuthun. Fragt man, warum? ſo antworte ich: weil man in ſolchen allgemeinen Anſichten über eine Kunſt keine prozeßgerechte Widerlegung der fremden und keine nothwendige Ueberführung von der einzigen Wahrheit der eigenen Meinung bewerkſtelligen kann. Ich habe daher meine vollſtändige Anſicht von der Oper und dem Schauſpiel und ihren gegenſeitigen Rechten auf der deutſchen Bühne dargelegt, die in ſich nichts Widerſprechendes hat, um dadurch zu zeigen, daß Herrn

ſprechendes hat, um dadurch zu zeigen, daß Herrn

Müllner's Anſicht wenigſtens nicht die einzig mögliche ſey: ob die richtigere, vielſeitigere, das entſcheide das entſcheidungsfähige Publikum. Ich habe, um alle Anklagepunkte des Herrn Müllner zu berühren, auch der Muſik im Allgemeinen das Wort reden müſſen. Ich bezog mich dabei beſonders auf die Aeußerung in der Vorrede zu dem „Almanach für Liebhaber-Bühnen" von 1817, worin es heißt: „Der Oper ſteht der doppelte Vortheil zur Seite, daß

der Besitz von Geist und Geistesbildung weder die Aufführung auf der Bühne, noch den Genuß vor der Bühne bedingt, da die Macht der Tonkunst, welche mehr der physischen als der geistigen Welt angehört, bis an die Nerven des Unverstandes, des Blödsinns und selbst des Wahnsinns sich erstreckt." Wir halten diese Worte für eine Uebereilung. Wo würden wir hingerathen, wenn wir nach jenem Grundsatz den Werth aller Kunstwerke bestimmen wollten, daß, je mehr ihr Genuß durch den Besitz von Geistesbildung bedingt wird, desto höher der Werth des Kunstwerks anzuschlagen ist? Danach würde eine Ramlersche Ode unendlich vortrefflicher seyn, als Goethe's „König von Thule". Und wie Mancherlei hat dieses Uebertragen einer gelehrten Geistesbildung in die Kunst auf die Welt gebracht, womit man im eigentlichen und uneigentlichen Sinne keinen Hund vom Ofen locken wird! Denn von allgemeiner gelehrter Geistesbildung kann doch nur die Rede seyn: der Geist der Kunst oder für die Kunst ist ein ganz anderer. In der deutschen Dichtkunst reicht dieser aber zum Genuß eines Kunstwerks bloß deswegen nicht aus, weil unsre Dichter mehr oder weniger gelehrte Dichter sind, nicht volksthümliche. Das Nibelungenlied genoß der Kaiser wie sein Stallknecht. Es ist nicht unmöglich, daß unsre Poesie wieder volksthümlich werden kann, aber schwer. Dichter und Volk müßten sich entgegen kommen, jeder Theil fast gleiche Schritte thun; durch das Aufnehmen der Gemeinheiten des Volks in die Poesie

oder durch erklärende Anmerkungen zu den gelehrten Gedichten wird nichts gewonnen werden.

Was aber den Geist und die Geistesbildung betrifft, wodurch die Aufführung der Oper und des Schauspiels bedingt wird, so bin ich unsicher, was damit gemeint sey. Der Künstler, denke ich, hat genug Geist, wenn er den Geist seiner Kunst hat, und Geistesbildung des Künstlers ist mechanische und theoretische Ergründung seiner Kunst. *) Ich habe die Bethmann spielen sehen und die Catalani singen hören, und habe weder hier noch dort Gelehrsamkeit, aber wohl Geist als Bedingung des Spiels und des Gesanges erkannt.

Noch eine Aeußerung in derselben Vorrede muß ich berühren, weil sie, auch zum Nachtheil der Dichtkunst, mißverstanden werden kann. Wir finden darin die Oper ein Rührei von Kunst und Unsinn genannt. Mit einem Bilde ist es nun wohl nicht so genau zu nehmen, so daß wir etwa jene gemischten Elemente schieden und sähen, ob die Kunst im Spiel, im Tanz, in der Dekoration und dergleichen läge, und der Unsinn in der Musik, oder umgekehrt. Was uns die Oper ist, haben wir oben auseinander gesetzt und damit wäre es genug. Aber es kommt eine andere Aeußerung hinzu, die ich neulich in einer Anmerkung des Herrn Müllner zu einer Probescene eines, für seine Dilettantenbühne bestimmten Lustspiels im

*) Das Andere muß ihm die Natur gegeben haben, wenn er es zu etwas Großem bringen soll.

Märzhefte der „Zeitung für die elegante Welt" fand. Dort wird der Rath gegeben: *) „die Musik, weil nun einmal ein Hang zu ihr in der menschlichen Natur gegründet sey, dadurch auf der Bühne entbehrlicher zu machen, daß wir sie in die Rede übertrügen oder verpflanzten. Dadurch würde die Musik Sinn bekommen." Da ist mit dem Unsinn im Rührei der Oper am Ende doch wohl die Musik gemeint.

Was aber das vorgeschlagene Surrogat betrifft, so können wir deshalb, wir mögen es auch halten, wofür wir nur wollen und können, unsre Opernmusik unmöglich aufgeben.

Wohlklang ist in jeder Sprache wünschenswerth. Aber er ist doppelt: entweder ein absoluter oder musikalischer, wie er in der spanischen und italienischen Sprache der herrschende ist; oder ein relativer, das ist: ein durch den Sinn der Worte, den Inhalt der Sätze, also durch den Stoff bedingter, der auch kurzweg Ausdruck heißt. In diesem hat die deutsche Sprache vor vielen andern den Vorzug. Zum absoluten Wohlklang hat sie weniger Anlage, doch hat die Kunst einiger neuen Dichter das Widerstrebende des Sprachtalents auch in dieser Hinsicht oft recht glücklich überwunden. Die alte deutsche Sprache ist durchaus musikalisch-wohlklingender, besonders die schwäbische und fränkische, welche letztere durch die Menge der vollen männlichen Vokale, namentlich in

*) Ich habe das Blatt nicht vor mir, und kann daher die eigenen Worte des Dichters nicht wiedergeben.

den Endungen der Wörter (wo wir jetzt das stumme e haben), und durch eine weit geringere Anzahl von Konsonanten, namentlich der zischenden, eine Pracht und Würde hat, worin ihr jede neue Sprache nachsteht. Auch mehrere Mundarten der deutschen Sprache sind wohlklingender als die hochdeutsche Schriftsprache.

Die höchste äußere Vollkommenheit einer Sprache besteht in dem Gleichgewichte beider Wohlklänge, und wir finden dies in der griechischen Sprache.

Will nun Herr Müllner dazu aufmuntern, die deutsche Sprache in einer wie in der andern Art des Wohlklangs so viel als möglich zu vervollkommnen, so stimmen wir gern dazu bei; besonders da in der deutschen Sprache nicht zu fürchten ist, daß ihr musikalischer Wohlklang das Uebergewicht über den Ausdruck bekomme, welches kein Gewinn wäre.

Aber ich fürchte, man wird Herrn Müllner's Aeußerung auch dahin verdrehen können, als rede er der musikalischen Onomatopöie in der Dichtkunst, wovon ich zu Anfang meines Aufsatzes gesprochen habe, das Wort, besonders wenn man sieht, daß er sich derselben in seiner „Schuld", einem fast in jeder Hinsicht ausgezeichneten Kunstwerke, zu oft bedient hat. Denn sie ist überall ein Fehler, wo sie gesucht ist oder zu häufig kommt, der Grund davon mag nun Angewöhnung oder eine natürliche poetische Neigung seyn: denn es giebt in der Poesie wie in der Moral böse Neigungen. Die größten Dichter gebrauchen

ſie daher nur ſehr ſelten und ſie thut eben deswegen in ihren Werken die ſchönſte Wirkung. Ich gebe ein paar Beiſpiele aus der erſten Scene der „Schuld", um zu zeigen, was ich eigentlich meine:

„Und ein Schauer läuft die Glieder
Auf und nieder."

Oder:

„Und der Riß geſpannter Saiten u. ſ. w.
Iſt ein Schall,
Der den Fall
Eines Menſchen kann bedeuten."

Es kömmt auch die Gattung der Dichtkunſt in Betracht, um das Mehr oder Weniger der Zuläſſigkeit dieſer muſikaliſchen Onomatopöie zu beſtimmen. Im ruhigen Gang des Epos iſt ſie am unſchicklichſten. Die Gleichmäßigkeit des epiſchen Verſes (es mag nun der Herameter, die italieniſche Stanze oder die des Nibelungenliedes ſeyn) verhindert auch den Grad von muſikaliſcher Malerei, der in dem freien Schritt oder Flug des lyriſchen Gedichts durch den mannigfaltigſten Wechſel des Versmaaßes möglich und erlaubter iſt, als in der ganzen erzählenden Poeſie. Schiller's „Handſchuh" iſt aber eine lyriſche Romanze, daher dieſe Malerei darin mehr an ihrem Orte iſt als in der Erzählung des Knaben vom Stiergefecht in der „Schuld".

Das Drama der Spanier, das, vermöge ſeines eigenthümlichen Charakters, viel lyriſcher iſt als das deutſche je geweſen und auch je werden darf, hat ſich der Willkür (die dieſes überwiegende lyriſche

Element nicht nur seinen Versen, sondern seinem ganzen Wesen giebt, wohin z. B. die Fülle von Beschreibungen und Vergleichungen gehört), nie zu einer übertriebenen musikalischen Malerei bedient. Im griechischen Drama möchte man sie bloß, und doch sehr mäßig, in den Chören finden, die wieder ganz lyrisch sind. Herr Müllner scheint auch selbst diese seine Neigung als eine einzuschränkende erkannt und bekämpft zu haben. Wenigstens werden in den Scenen, die wir aus seinem „Ingurd" gelesen haben, dergleichen einzelne Nachahmungen von Klang, Bewegung und Aehnlichem, nicht gefunden: dagegen viel Gelungenes in der Darstellung des Ausdrucks der Gegenstände im Großen, z. B. die schöne Beschreibung des Unwetters in der Einleitungsscene.

Unser Aufsatz hat folgenden Gang gemacht: Drama und Oper sind beide als von einander unabhängige, in sich geschlossene und vollendete Kunstwerke zu betrachten, das Drama als poetisches, die Oper als musikalisches. Beide haben in Deutschland gleiches Recht auf der Bühne, denn des Deutschen Sinn und Geist ist für beide Künste erschlossen, und es kommt bloß auf den Grad der Vollendung an, den diese oder jene Gattung von Kunstwerken bei uns erlangt hat, sowohl das Kunstwerk an und für sich betrachtet, als in seiner Erscheinung auf der Bühne.

Wenn wir nun ganz auf das Verzicht thun, was wir der Oper vor dem Schauspiel, und gewiß ohne Ungerechtigkeit, zugestanden haben, so werden

wir ihr wenigſtens ein gleiches Recht mit dem Drama auf der deutſchen Bühne nicht verweigern können, wenn wir das Beſte, was wir in jeder Gattung haben, auf ihr dargeſtellt ſehn wollen, und wenn wir zur Aufführung beider Kunſtwerke nur ein Haus haben, wie es, einige Hofſtädte ausgenommen, in Deutſchland der Fall iſt. Haben ſie aber jede ihre eigene Bühne, und iſt das Publikum groß genug, jeden Abend zwei Häuſer zu füllen, ſo hat Oper und Schauſpiel keine Berührung mehr miteinander, und Jedes mag ſein Weſen treiben, wie es will.

Auf den deutſchen Theatern, die mir als betrachtungswerth bekannt ſind, die ich theils ſelbſt kennen gelernt habe, theils aus Nachrichten beurtheilen kann, iſt das billige Gleichgewicht der Oper und des Schauſpiels, nach einem allgemeinen Ueberſchlag zu entſcheiden, nicht gefährdet. Wir wollen etwa das Darmſtädter Theater ausnehmen, wo die beſondere Liebhaberei des Herzogs die Urſache eines Uebergewichts der Oper über das Schauſpiel ſeyn würde. Sehr oft wird aber ein periodiſches Ueberwiegen der Oper über das Schauſpiel durch äußere Zufälle und Beſtimmungen wünſchenswerth, wie z. B. durch ausgezeichnete Künſtler, die in einer oder der andern Kunſt Gaſtrollen geben.

Doch es iſt beſſer, hier gleich zu dem Berliner Theater überzugehn und in einigen Bemerkungen darüber unſre Grundſätze und Anſichten durch Beiſpiele zu erläutern.

Um von oben anzufangen, so ist der Hauptmangel des Berliner Theaters der: daß es keinen Generaldirekter, sondern nur einen Generalintendanten hat. In der Oper ist dieser Mangel nicht so fühlbar, denn der Musikdirekter oder Kapellmeister ist im Wesentlichen auch Operndirekter, und da haben wir vier statt einem, und zugleich anerkannt tüchtige und thätige Künstler. Im Schauspiel soll man, wie ich höre, einen Schauspieler, welcher, im Trauerspiel oder im Lustspiel, der vorzüglichste und umsichtigste schien, zum Direkter (auf dem Titel kommt nichts an) dieser oder jener Aufführungen ernannt haben. Herr Wolf soll an der Spitze des Trauerspiels stehn, und da steht er mit Recht, aber wir haben auch noch keine Spur dieser seiner Direktion erkannt. An seinem Beruf und guten Willen haben wir nicht Ursach zu zweifeln: doch es herrscht im Allgemeinen unter allen Schauspielertruppen eine gewisse kleinliche Rivalität, welcher zu Folge kein Künstler etwas von einem andern, der denselben Namen führt, annehmen will, selbst wenn er die Richtigkeit der fremden Lehre erkennt. Mit Iffland war es etwas Anderes: er war neben dem Künstler auch Direktor, Ritter und Schriftsteller. Daher sehen wir denn das, was unser Theater durch das Engagement des Herrn Wolf und seiner Gattin hauptsächlich zu gewinnen hoffen durfte, ich meine ein natürlicheres, einfacheres Spiel im Einzelnen, eine Harmonie des Ganzen, die ohne dieses Spiel nicht erreichbar ist: diese gehoffte Zukunft, sage ich, sehen

wir nun mehr zurückgeſchoben als gefördert. Denn es ſcheint, daß mehrere, beſonders junge Künſtler, ihr übertriebenes Spiel, ſeit dem Auftreten des Wolf'ſchen Ehepaars auf unſrer Bühne, noch zu übertreiben, ſich gleichſam ſelbſt zu überbieten ſuchen, um der neuen Kunſtſchule ein Gegengewicht zu halten, wohl fühlend, daß es leichter ſey zu ſchreien und ſich zu verrenken, als ohne dieſen Aufwand phyſiſcher Kräfte dieſelbe Wirkung, und verſteht ſich eine edlere, gerechtere, hervorzubringen. Das Publikum iſt zwar dadurch ſehr verwöhnt, aber es fängt doch endlich an, den hohen Werth des Wolf'ſchen Spiels vor jenem ſtürmiſchen Kunſtkrampfe zu erkennen. Beide Wolf's wurden ziemlich kalt in ihren erſten Vorſtellungen empfangen; ſein ſchönſter Triumph war es, als in der letzten Vorſtellung des „Hamlet" ſeine Lehren an die Schauſpieler, von den Zuſchauern auf die Berliner Schauſpieler bezogen, mit lautem Bravo belohnt wurden. Wir meinen hiemit keineswegs alle übrigen Schauſpieler; ſo hat z. B. Herr Lemm, unabhängig von Wolf's und früher, dieſelbe ſchöne Bahn betreten und ſich überall als denkenden Künſtler gezeigt, der der Verwöhnung des Publikums nie einen Erfolg auf Koſten der Kunſt verdanken wollte. Daher ward er lange überſehen und zurückgeſetzt, aber Alles hat ſeine Zeit. Was man an ihm vermißt, iſt oft und allgemein gerügt worden; ich meine theatraliſchen Anſtand und Anmuth der Bewegungen und Geſtikulationen, und es iſt erfreulich zu ſehen, wie er ſich beſtrebt, dieſem Mangel abzuhelfen.

Einen zweiten Hauptfehler unſrer Bühne finden wir darin, daß Oper und Schauſpiel, faſt in jeder Hinſicht, vermiſcht werden. Ich meine, daß viele Opernſänger im Schauſpiel ſpielen, viele Schauſpieler in der Oper ſingen müſſen, ſo daß wir bei vielen Künſtlern nicht wiſſen, ob ſie ihres eigentlichen Zeichens nach Sänger oder Schauſpieler ſind. Doch dies iſt nicht das Einzige, was ich damit meine, denn, ſo wie das Spiel in der Oper und im Schauſpiel ſehr beſtimmt verſchieden ſeyn muß und auch bei allen guten Künſtlern in beiden Gattungen iſt (ſo wie denn ein guter Schauſpieler in der Oper immer ſchlecht ſpielen würde, wenn er auch gut ſänge und ein Sänger in der Oper recht gut ſpielen kann, ohne deswegen ein guter Schauſpieler zu ſeyn), ſo müßte auch die Oper in ihrer ganzen Erſcheinung vom Schauſpiel ſtreng geſchieden ſeyn, als, in Dekorationen, Koſtümen, und wo es ſeyn kann, auch in dem Ort der Aufführung. Dies könnte aber in Berlin ſeyn, denn man wird nicht einwenden, daß das Opernhaus nur für die große Prachtoper beſtimmt ſey, da „Unſer Verkehr" ja ſogar dieſen heiligen Saal des Apollo beſucht hat. Ich weiß wohl, daß das Berliner Publikum nicht groß genug iſt, jeden Abend zwei Häuſer zu füllen. Man könnte ja aber an beſtimmten Tagen im Opernhauſe Opern, an den andern im Schauſpielhauſe Schauſpiele geben, alſo etwa wöchentlich drei Opern und drei Schauſpiele: des Sonntags würde in beiden Häuſern geſpielt, wie es auch jetzt geſchieht. Auch kein

Schauspiel dürfte alsdann auf die Opernbühne kommen, wo überdem die Hälfte der Zuschauer immer die Hälfte der Rede überhört, wofür wir durch zwei oder drei Pferde mehr in einem Pompe nicht entschädigt werden können. Eine solche feste äußere Scheidung der Oper vom Schauspiel müßte nothwendig nach und nach den inneren eigenthümlichen Charakter beider Kunstwerke selbst zu allgemeiner klarer Erkenntniß bringen, für beide Künste also segensreich seyn. Was wir verlören, wäre nicht mehr, als der doppelte oder dreifache Kunstgenuß, ein Trauerspielchen, ein Lustspielchen und ein Operettchen an einem Abend zu sehen.

Durch den gerügten Mißbrauch der Künstler zu den beiden Künsten ist gewiß manches für eine Kunst mit Talent ausgestattete Individuum für beide verloren gegangen. Ich nenne es Mißbrauch, besonders hier, wo es nicht noth ist: einer kleinen Wandertruppe ist es zu verzeihen, aber einem Königlichen Hoftheater, das eine eigene Truppe für die Oper und für das Schauspiel hält, ist es ein entschuldigungsloser Vorwurf. Herr Rebenstein wäre vielleicht ein guter Schauspieler geworden, wenn er nicht in der Oper gebraucht worden wäre, oder umgekehrt: wir lassen es unentschieden, doch vermissen wir ihn im Schauspiel nicht sehr, so selten er jetzt darin auftritt. Dagegen fordere das Schauspiel Demois. Düring *) von der Oper ab, ehe es zu spät ist.

*) Nachmals Frau Stich, jetzt Frau Erelinger.

Ihr entschiedenes, groſses Talent für das Trauerspiel und Lustspiel ist höher anzuschlagen als eine gefällige Stimme. Darin muß mir Jeder beistimmen, der sie ohne Vorurtheil in einer Rolle, die sie mit Liebe umfaßt und der ein aufkeimendes Talent gewachsen ist, gesehn hat. Ihre gelungenste Vorstellung ist „Mariane" in den „Geschwistern". Anerkennungswerth ist auch der Eifer, mit dem sie die größten Rollen, z. B. „die Jungfrau von Orleans" treu und unermüdlich durchführt, im Einzelnen oft ergreifend, gelungen, der größten Künstlerin nicht unwerth, im Ganzen nie unter der Mittelmäßigkeit. Herr Blume besticht im Schauspiel wie in der Oper durch seine Gestalt: er fühlt dies und will mehr mit ihr zwingen, als recht ist, durch Stellungen und überladene Gestikulation. Doch ist er in unsrem Schauspiel wie es jetzt ist, nicht störend. Sein „Pylades" in Goethe's „Iphigenie" hat unsre Erwartung von ihm übertroffen, in Wolf's „Pflicht um Pflicht" steht er als „Hassan", Herrn Maurer (der den „Achmet" giebt) gegenüber, viel höher als dieser, der doch bloß Schauspieler ist. Doch wollen wir unentschieden lassen, ob nicht die Oper ein größeres Recht habe, sich bei der vorgeschlagenen Scheidung Herrn Blume ganz zuzueignen: seine Stimme ist nicht ausgezeichnet groß und gebildet, aber sein Spiel in der Oper meist übergewöhnlich.

Wir lassen alle Mängel, Auswüchse, Fehler und Gebrechen, welche die Berliner Bühne mit den meisten deutschen Bühnen theilt, unberührt: denn sonst

würde diese Abhandlung ein Foliant, und geben nunmehr zu einer kurzen Uebersicht der Mittel über, welche sie gegenwärtig besitzt, und was sie damit leistet.

Betrachten wir zuerst die Oper, so finden wir, daß sie, seit der Generalintendantur des Herrn Grafen von Brühl, die schönsten Fortschritte gemacht hat und ohne Rast dem höchsten Ziele der Kunst entgegengeht. Es hat das Orchester zwei neue Kapellmeister gewonnen (oder wenigstens einen, da Herr Gürlich schon früher ohne diesen Titel einen fast gleichen Kreis der Thätigkeit hatte), alte Künstler von verdientem Ruhm sind durch verbesserte Bedingungen festgehalten, wie Herr Fischer, neue durch ein liberales Engagement angezogen, fremde nicht ohne bedeutende Opfer auf eine übergewöhnlich lange Zeit zu Gastrollen eingeladen worden. So anerkennungswerth nun aber, auf einer Seite betrachtet, dies Alles seyn mag, so segensreich für die Kunst Hrn. Fischer's Festhalten, das Engagement der Madame Milder-Hauptmann, das Hospitium der Madame Seidler und des Hrn. Wild, so können wir doch nicht unterlassen, hierin und zwar einzig hierin die von Herrn Müllner gerügte parteiische Protektion der Oper, also eine unrechtmäßige Macht derselben über das Schauspiel zu finden. Denn im Schauspiel sieht es ganz anders aus. Hr. Wolf ersetzt als erster Held und Liebhaber die durch ein vorrückendes Alter zu diesem Fache untauglich werdenden Künstler, wie Hrn. Mattausch, Beschert und Bethmann.

Madame Wolf hat viel zu ersetzen: denn wir haben eine Bethmann verloren. Aber was haben wir zum Ersatz für Demois. Maaß und Beck und für Herrn Wurm? (bei dessen Verabschiedung freilich noch andere Gründe obwalteten.) Denn Hr. Devrient ist uns Alles, was er seyn kann und will, wenn er Iffland's Stelle als Künstler ausfüllt.

Also hierin und nicht in dem größeren Aufwand in Dekorationen, Kostümen und dergleichen, welchen die Oper in Berlin ebenfalls vor dem Schauspiel voraus hat, setzen wir ihre unrechtmäßige Macht. Denn eine größere Pracht und Fülle in der äußeren Erscheinung soll die Oper haben, sie gehört zu ihr: dem Schauspiel würde Wetteifer mit ihr in diesem Stücke verderblich seyn und ist es zum Theil schon.*) Ich bemerke wenigstens, daß die Aufführungen von Schauspielen im Opernhause immer schlechter ausfallen, als im Schauspielhause.

In der Zahl der aufgeführten guten neuen und alten Kunstwerke wird sich die Oper und das Schauspiel in Berlin das Gleichgewicht halten, und auch dies kann gefordert werden. Das Mittelmäßige und Schlechte hat in beiden Gattungen ein großes Publikum, und es ist der Mühe nicht werth, es auf zwei Wagschalen zu legen, um zu sehen, welche sinken würde.

---

*) In Schlegel's Dramatischen Vorlesungen ist dieser Grundsatz näher auseinander gesetzt. Ich will es nicht ausschreiben.

Ueber die großen, zum Theil eben genannten Künſtler und Künſtlerinnen unſerer Oper iſt die Stimme des Publikums und der Beurtheilung ſo einig, es iſt ſo viel Treffendes, Gutes und Schönes über ſie geſagt worden, daß ich fürchte, wenn ich ihr Lobredner werden wollte, entweder ſchon Geſagtes zu wiederholen oder gar hinter dieſem zurückzubleiben. Ich will ja auch kein Repertorium ſchreiben und kann es nicht einmal; denn ich beſuche das Theater ſehr ſelten, und wenn ich glaubte, Beruf in mir zu fühlen, ein Wort über das Theater zu reden, ſo gründet ſich dieſes Gefühl hauptſächlich darauf, daß ich im Ganzen an dem ſämmtlichen deutſchen Theaterweſen, wie es iſt, wenig Intereſſe nehme.

Demoiſ. Johanna Eunike gehört zu den edelſten Zierden der Berliner Oper, und ſie würde daſſelbe auf jeder andern deutſchen Bühne ſeyn. In ihr lebt das doppelte Talent eines kunſtreichen Elternpaares in treuem Vereine fort: der Mutter anmuthiges Spiel und die Virtuoſität der väterlichen Stimme. Ihre „Undine" iſt die lieblichſte Erſcheinung, die ſeit Jahren über das Berliner Theater gegangen iſt, und es möchte ſchwer zu entſcheiden ſeyn, ob ihrem Spiel und Geſang oder dem Componiſten, oder dem Dichter der größte Theil des Erfolgs, den dieſe Oper in Berlin gehabt hat, rechtlicher Weiſe zuzuſchreiben ſey. Ihr Spiel überhaupt möchten wir als Beiſpiel deſſen anführen, was wir unter Opernſpiel oder muſikaliſchem Spiel verſtanden haben wollen. Ihre Stimme iſt in der vollſten Bedeutung des Worts

eine seelenvolle: an Kraft, Umfang und Gelenkigkeit mag sie immerhin übertroffen werden; wer aber in der Musik nur Klang hört, der muß diese Stimme oft hören, um mehr darin hören zu lernen. Herr Bauer macht in derselben Oper als „Kühleborn" durch die übernatürliche Gewalt seines Basses eine große Wirkung. Ich möchte sagen, daß seine Stimme recht zu Kobolds- und Riesen-Rollen gemacht sey. Im Schauspiel ist sie durchweg zu barsch und roh: die „Iphigenie" von Goethe zerreißt er als „Arkas" in drei Stücke.

Wir gehn zum Schauspiel über, und mit dem Lobe wie mit dem Tadel von oben anfangend, erkennen wir eine gewisse höhere poetische Tendenz, sowohl in der Wahl der neuen aufgeführten Stücke, wie in dem Hervorziehen der alten vernachlässigten und unterdrückten, seit dem Anfange der Generalintendantur, freudig an. Iffland, durch die Gattung des Schauspiels, worin er als Schriftsteller ausgezeichnet war und auch als Schauspieler den Gipfel seiner Kunst erreichte, ich meine durch das Conversationsstück oder Familienstück oder das mittlere Drama, zu einer irrigen Idee von der Natürlichkeit und Mäßigkeit des Spiels überhaupt geleitet, wollte einer übertriebenen Deklamation oder Gestikulation, deren verderbliches Ueberhandnehmen auf der Berliner Bühne er recht wohl erkannte, dadurch in den Weg treten, daß er eine unverhältnißmäßig große Anzahl solcher, das gewöhnliche bürgerliche Leben

der jetzigen Welt darstellender Stücke geben ließ, wo jeder Zuschauer in seinem Hause und seiner Umgebung den Maaßstab der Beurtheilung des Schauspielers hat, diesem also eine deklamatorische oder mimische Ausschweifung auf Kosten der Natur nicht so leicht nachgesehen werden kann. Auch glaubte er, daß die Verse den Schauspieler hauptsächlich zu diesem Fehler verleiteten; daher gab er seltener, als recht ist, versifizirte Stücke, und, wo solche aufgeführt wurden, schien es, als ginge seine Lehre dahin, man müsse den Vers auf dem Theater durchaus nicht hören lassen. Ja, man sagt, er wäre in seiner letzten Zeit damit umgegangen, die Rollen aus den versifizirten Schauspielen ohne Versabsatz ganz wie Prosa ausschreiben zu lassen. Wir trauen indeß diesem Gerüchte nicht: doch kann der Iffland'sche Grundsatz dahin führen, wenn ihn ein Andrer durchführen will, dem die Natur das natürliche Kunstgefühl nicht gegeben hat, das in Iffland wohnte, und das zwar eine Zeit lang einen schiefen Grundsatz hegen, aber in der Ausführung desselben nie bis zu diesem Grad von Abgeschmacktheit herabsinken kann.

Dem Herrn Grafen von Brühl blieb daher Mancherlei von den Folgen dieser Mißgriffe wegzuräumen, Mancherlei nachzuholen, was sein Vorgänger zu leisten verpflichtet gewesen wäre. Mit den Mitteln, welche die neue Verwaltung dazu anwenden mußte, hätte in derselben Zeit etwas Neues geleistet werden können; aber das gute Alte geht vor, und wer wird es daher dem Herrn G. v. B. zum

Vorwurf machen, wenn Vieles, was man von ihm zu erwarten berechtigt und ermuthigt iſt, bis jetzt noch nicht hat geleiſtet werden können? Schlegel's Ueberſetzung des Shakſpeare war ſchon lange vor Iffland's Tode bekannt und anerkannt: erſt die neue Generalintendantur hat ſie, in nicht ungeſchickten Bearbeitungen für die Bühne, von Franz Horn und Fouqué, an die Stelle der Schröderſchen Verbildungen, die ihre Zeit überlebt haben, auf das Berliner Theater gebracht. Die Schauſpiele des Calderon, die in Weimar ſchon mit Erfolg gegeben wurden, als Iffland das Berliner Theater noch dirigirte, haben wir dennoch erſt durch den Herrn G. v. B. auf daſſelbe geführt geſehen. „Der ſtandhafte Prinz" iſt zu wiederholten Malen geſpielt worden, „Das Leben ein Traum" wird einſtudirt. Man nennt ferner als vorbereitet: „Das Käthchen von Heilbronn", Oehlenſchläger's „Correggio", „Axel und Walburg"; auf Müllner's „Ingurd" läßt man uns zu lange warten. Warum?

Auch häufiger als ſonſt ſehen wir jetzt Stücke von Goethe, Schiller, Shakſpeare. Dies iſt beſonders deswegen anerkennungswerth, da alle dieſe Stücke, wenn ſie neben dem poetiſchen Intereſſe nicht auch das von äußerer Pracht, Spektakel und Dergleichen geben, immer noch ein ſehr kleines Publikum in Berlin haben, z. B wie Goethe's „Taſſo" und „Iphigenie". Man wirft der Generalintendantur oft eine übertriebene Kaſſenrückſicht vor, nicht bedenkend, daß ja der Generalintendant nicht auch Finanz-

miniſter iſt, daß er alſo nicht immer freie und volle Hände hat, daß die Aufführung von etwa zwei bis drei Trauerſpielen, wie die genannten, in einer Woche, der Kaſſe einen ſo gewaltigen Stoß verſetzen muß, daß nur die Stützen einer „Frau Rußkachel" oder des „berühmten Hundes" im Stande ſind, das wankende Theater zu halten. Macht nun gar Einer aus dem Berliner Publikum dem Herrn G. v. B. dieſen Vorwurf, ſo fällt er auf ihn ſelbſt zurück; denn er iſt ja ein Theil des Publikums. Ein Bankerutt iſt freilich nicht zu fürchten, aber ein guter Verwalter vermeidet demungeachtet das Minus.

Hr. (Ludwig) Devrient iſt ein Genie und will daher mit eigenem Maaßſtabe gemeſſen werden. Selbſt ſeine Mißgriffe und Nachläſſigkeiten ſind genial, nie albern. Jede ſeiner Rollen iſt ein Lichtpunkt in der Geſchichte des Berliner Theaters. Wir nennen „Lear", „Shylock", „Schewa", den „Schauſpieler" in dem Kotzebueſchen bekannten Stückchen, den „Franz Moor"; doch wie viel Namen müßten wir nennen, wenn es uns hier um Namen zu thun wäre? Unter den Mißgriffen und Nachläſſigkeiten wollen wir beſonders das ſchlechte Memoriren, das nicht ſelten ſtört, und, was zum Theil damit zuſammenhängt, das verſloſe Sprechen der Verſe, die er zuweilen auch verſtümmelt, verſtanden haben. Aber dieſer Künſtler wird auch zu viel gebraucht, ja gemißbraucht: daß er die Rolle der „Frau Rußkachel" übernommen hat, dient ihm, wie der Generalintendantur zum Vorwurf; denn ſo unerläßlich auch die ſtrengſte

Subordination der Schauspieler, so ist die Kunst doch frei, und einen solchen Künstler zu einer solchen Leistung anhalten (ich weiß nicht ob und wie weit dies geschah) ist nicht nur Frevel an dem Künstler, sondern auch Frevel an der Kunst, und hier muß der Schauspieler widersprechen.

Um den Werth des Herrn und der Madame Wolf ganz anzuerkennen, muß man sie in Weimar gesehn haben. Hier werden sie von Leuten überschrieen, die in der Kunst eben so untergeordnet stehen, wie in der Nebenrolle, worin sie sich auf diese unerlaubte und eben so leichte Weise geltend zu machen suchen. Dies erstreckt sich bis auf die Statisten, die Einer den Andern durch alberne Stellungen und Bewegungen zu überbieten streben, um sich so dem Publikum bemerklich zu machen. Was soll daraus werden? Madame Wolf gehört bloß in das höhere Schauspiel, in dem Conversationsstück weiß sie sich nicht recht zu finden und sie soll es auch nicht. Schade, daß ihre Stimme einer Anstrengung bedarf, um das Berliner Theater auszufüllen! „Iphigenie" ist ihr Triumph. Von Hrn. Wolf's gelungensten Darstellungen nennen wir: „Orest" in der „Iphigenie", „Der standhafte Prinz", „Tasso", „Hamlet". Er ist auch im Conversationsstück Alles, was man darin seyn kann: ich erinnere nur an „Wilhelm" in den „Geschwistern". Zu den reinsten Kunstgenüssen, welche die Berliner Bühne geben kann, gehört es, Beide allein, ungestört von allem Fremden, sich gegenüber zu sehen. Da sieht man auch, wie das Berliner

Publikum für ihre Kunſt nicht ſo ganz unempfänglich iſt; ich meine z. B. in der Sonettenſcene „des ſtandhaften Prinzen" und in der Scene, wo „Iphigenie" ſich ihrem Bruder entdeckt und dieſer zum letzten Male von den Furien ergriffen wird. Hier iſt beſonders die Plaſtik ihres Spiels muſterhaft: man möchte jede Gruppe feſthalten, wenn man nicht vor Begierde brennen müßte, eine neue zu ſehen.

Hr. Lemm iſt ſchon erwähnt worden. Alle ſeine Charakterrollen ſind es nicht bloß dem Namen nach, ſondern in der That. Wir nennen ſeinen „Edgar" im „Lear", „Kaufmann von Venedig", „Abbé de l'Epée", „Valeros" in der „Schuld". In dieſer letzten Rolle ſah ihn der Dichter während ſeines Aufenthalts in Berlin im vorigen Jahre und vertraute ihm ſelbſt die Rolle des „Ingurd" in ſeinem neuen Trauerſpiele an; und Herr Müllner iſt neben dem Dichter auch Schauſpieler, Direktor einer Liebhaberbühne und dramaturgiſcher Schriftſteller. Herr Maurer iſt durch zu große und zu verſchiedenartige Rollen, die man ihm gegeben hat, verwöhnt worden: er dünkt ſich nun mehr als er iſt, und will ſich nicht unterordnen. Aber er iſt noch jung und kann für das mittlere Drama ein recht tüchtiger Künſtler werden, wenn er will. Organ und Geſtalt ſind auch für das höhere Drama da, vielleicht auch inneres Talent; doch müßte dieſes noch ſehr umhüllt oder roh ſeyn. Hr. Stich iſt als Chevalier an ſeinem Platze und hat in dieſem Fache Routine. Die älteren Heroen unſrer Bühne wiſſen ſich in dem

neuen Fache, das ihnen durch die allmächtige Zeit angewiesen wird, zu finden, und umfassen es mit Liebe. Hr. Beschort hat neulich als „Polonius" uns einen schönen Beweis davon gegeben. Hr. Mattausch weiß auch jetzt seine angeborne Lebhaftigkeit nicht überall genug zu bändigen.

Das sämmtliche weibliche Personale des Schauspiels hat den gemeinschaftlichen Nachtheil, daß das Bild der Bethmann in uns noch nicht verwischt ist. Mad. Wolf und Demois. Düring sind erwähnt. Mad. Schröck ist im mittleren Drama auf unsrer Bühne unübertreffbar als erste Liebhaberin, Vertraute u. s. w. Ihre Kunst blüht in ewiger Jugend. Mad. Devrient hat in ihrer Stimme und in ihrem Spiel eine beständige wunde und gespannte Sentimentalität, sie giebt nie ihre natürliche Stimme (in der Rolle der „Ophelia" hörten wir diese zuweilen in den Scenen des Wahnsinns); daher giebt sie im gleichgültigen Gespräch oft zu viel, in Scenen der Leidenschaft fehlt es an Steigerung. Wir möchten in ihr die Verkörperung der modernen Elegie finden. Als „Maria" in „Clavigo" hat sie uns am besten gefallen.

Genugthuung für die Oper.

Von A. Müllner.

Herr W. Müller hat die Oper gegen die Vorrede zu meinem „Almanach für Privatbühnen für

1817" vertheidigt. Aber er hat mich durchaus mißverstanden. Ich habe die Oper, wie sie zu seyn pflegt, ein Rührei von Kunst und Unsinn genannt. Herr Müller glaubt, mit dem Unsinn sey die Musik gemeint. Da sey Gott vor! Die Musik ist in meinem Bilde vom Rührei die Kunst, und unter dem Unsinn versteh' ich den Text, oder das sogenannte Operngedicht. Ich habe ferner behauptet, daß der Besitz von Geist und Geistesbildung weder die Aufführung noch den Genuß der Oper bedinge. Hr. Müller redet von Geist der Kunst, von Gelehrsamkeit, und bekennt am Ende selbst, daß er unsicher sey, was mit meiner Aeußerung gesagt seyn solle. Ich will es ihm deutlicher sagen. Schwachköpfe, die nicht im Stande sind, ein Werk von Shakespeare oder Calderon aufzufassen, und Unwissende, die keine Zeile ohne Schnitzer zu schreiben vermögen, können von der Bühne herab den Zuschauern die Werke der Dichtkunst nicht genießbar machen; aber wenn sie Empfindungsvermögen und Stimme besitzen, so können sie das Publikum durch ihren Gesang entzücken, wie einfältig oder unwissend sie sonst auch immer seyn mögen. Zuhörer, welche wahrhaft dumm oder blödsinnig sind, können unmöglich vor der Bühne sich ergötzen, wenn auf derselben die redende Schauspielkunst ein Dichterwerk von einiger Sinntiefe vorträgt; aber Musik und Gesang kann ihnen eben sowohl, als dem geistreichen Hörer, Vergnügen gewähren, da die Tonkunst mächtig genug ist, selbst die Leiden des Wahn-

ſinnes zu lindern. Die redende Schauſpielkunſt fordert daher von ihren Prieſtern wie von ihren Zuhörern mehr Geiſt und Geiſtesbildung, als die Oper. *) Zweifelt Hr. M. noch daran, ſo bedenke er nur, daß man ſich in einer Oper vergnügen kann, ohne auch nur einmal die Sprache zu verſtehen, in welcher der Text geſchrieben iſt. Es iſt daher ſchon aus dieſem Grunde ſchwerer, eine gute Schauſpielergeſellſchaft, als eine Oper zuſammen zu bringen; und leichter, mit der Oper, als mit dem redenden Drama das Haus zu füllen. Daher iſt zu beſorgen, daß die Oper das redende Drama von der Volksbühne verdränge, obſchon klar iſt, daß die Oper wenig oder nichts für die Geiſtesbildung des Volks, für die Mittheilung großer Ideen, heller Verſtandesbegriffe, ſchöner Gedanken, und für Verbreitung der Kunſt vermag, ſich mit Worten auszudrücken. **)

Dieſe meine Ueberzeugung kann dadurch nicht geändert werden, daß Hr. Müller im plurali majestatico davon ſagt: Wir halten ſie für eine Uebereilung. Man übereilt ſich in meinen Jahren ſeltner, als in den ſeinigen, und — man widerlegt fremde Meinun-

*) Ich denke doch, man wird mir aus dieſem Satze nicht etwa den herausleſen, daß die Operiſten und Opernliebhaber nothwendig ſchwachſinnig und ohne Bildung ſeyn müßten.

**) Ob nicht eben darum der Staat weiſe handelt, wenn er den Theatertrieb des Volks lieber mit Muſik und Lichterglanz, als mit Gedanken abſpeiſen läßt, das iſt eine andere Frage!

gen nicht eher, bis man ſicher iſt, ſie verſtanden zu haben.

Inzwiſchen kann er es mit den meinigen künftig halten, wie er will; nur muß ich bitten, daß, wenn er Worte anführt, die ich irgendwo geſchrieben haben ſoll, er ihren Sinn nicht verdrehe, wie er mit meiner Aeußerung in der „Zeitung für die elegante Welt" gethan hat. Dieſe Achtung iſt er nicht mir, ſondern ſeinen Leſern ſchuldig.

Genugthuung für Herrn Hofrath A. Müllner.

Von Wilhelm Müller.

Herr Hofrath Müllner klagt meinen Aufſatz über Oper und Schauſpiel an, ſeine Aeußerung über die Oper in der Vorrede zum erſten Jahrgange ſeiner Dilettantenbühne mißverſtanden zu haben. Wer die gerügte Stelle in meinem Aufſatze nur flüchtig überlieſt, muß wohl aus dem Tone derſelben erkennen, daß es mein Ernſt nicht war, zu meinen: Herr Müllner halte die Muſik für Unſinn. So bin ich denn auch überzeugt, daß es Hrn. Müllner's Ernſt nicht iſt, wenn er mir dieſe Meinung verwirft.

Aber eine übereilte Geringſchätzung der muſikaliſchen Theaterkunſt hat wohl Jedermann in Hrn. Müllner's hie und da zerſtreuten Urtheilen erkannt, und, ihn auf dieſe Uebereilung aufmerkſam zu

machen, war der Zweck der scherzhaften Schlüsse, die ich aus der Zusammenstellung einiger seiner Aeußerungen zog. Verdreht habe ich seine Worte in der „Zeitung für die elegante Welt" nicht, wohl aber vielleicht verändert, weil, wie die Anmerkung sagt, die genannte Zeitung bei der Niederschreibung des Aufsatzes nicht in meinen Händen war. Das Wesentliche des Sinns hoffe ich gegeben zu haben, und auf ein einzelnes Wort kommt es ja nicht an. Ich entsinne mich, wo anders einen Einfall des Hrn. Müllner gelesen zu haben, welcher sagt: Singen oder Bellen wird künftig wohl das Einzige seyn, was das deutsche Theater dem Ohre darzubieten hat. Daraus könnte man wohl scherzend den Satz ziehen: Herr Müllner setzt Gesang und Gebell in eine Kategorie; aber nur wer keinen Scherz versteht, möchte etwas Ernstliches darauf fortbauen.

Was ich über den Geist der Kunst und für die Kunst und über allgemeine gelehrte Geistesbildung gesagt habe, kann nicht leicht mißverstanden werden. Wer eine andere Ueberzeugung hat, folge ihr. Wunderbar ist es immer, wie bei den Griechen, die doch wahrlich eben keine Empfindler und Gemüthler waren, die erste geistige Bildung der Jugend eine musikalische war; wunderbar, wie Plato, dem man doch wohl das Streben nach Ausbreitung großer Ideen und heller Verstandesbegriffe zugeben kann, der Musik in seinem idealen Staate einen so großen Spielraum giebt, während er die übrigen Künste, und ganz besonders die redenden, so eng beschränkt,

und zum Theil ganz verbannt. Aber auch heut zu Tage giebt es viele Leute, die in der Aufführung einer Gluckſchen Ouvertüre, einer Beethovenſchen Symphonie u. ſ. w. eine geiſtige Kunſterbauung finden, wie bei der gelungenſten Darſtellung von Shakeſpeareſchen oder Calderoneſchen Trauerſpielen. Ob daher die Muſik, alſo auch die Oper, wenig oder nichts vermöge für die Geiſtesbildung des Volks, wenn dieſe Geiſtesbildung nämlich eine Kunſtbildung iſt, laſſen wir jetzt dahin geſtellt; unmittelbare Mittheilung großer Ideen, heller Verſtandesbegriffe, ſchöner Gedanken, *) Verbreitung der Kunſt, ſich mit Worten auszudrücken, wer fordert das von ihr? Sonſt könnte man von der Malerei fordern, man wolle von ihr ſingen lernen, oder von der Logik, ſie ſolle uns Unterricht in der Poeſie geben.

Auf die Perſönlichkeiten des Schluſſes ſchweige ich: dieſe Achtung glaube ich ſowohl dem Leſer, als dem Hrn. Hofrath Müllner ſchuldig zu ſeyn, obgleich es in meinen Jahren viel ſchwerer iſt, Heftigkeiten zu bezwingen, als in den ſeinigen.

---

*) Doch wohl Gedanken und Ideen im engeren Sinne. Denn was wäre das für eine Kunſt, die nicht große Ideen und ſchöne Gedanken mittheilen könnte?

Müllner's Antwort an Herrn Wilhelm Müller.

Da Herr Wilhelm Müller die falsche Deutung, welche er meinen Aeußerungen über die Oper gegeben hat, für Scherz erklärt, so ist zwischen uns über diesen Punkt weiter kein Streit.

Aber das ist doch wohl sein Ernst, daß er von meinen aus der „Zeitung für die elegante Welt" angeführten Worten, die er verändert zu haben eingesteht, das Wesentliche des Sinnes wiedergegeben zu haben hofft? Es wäre ihm wohl zugekommen, den Grund dieser Hoffnung genauer zu untersuchen, da es doch gewiß in Berlin nicht schwer halten kann, zur Einsicht in die „Zeitung für die elegante Welt" zu gelangen. Da er inzwischen diese Mühe sich nicht genommen, so will ich sie über mich nehmen.

Herr W. Müller behauptet, daß dort (in der Ztg. f. d. eleg. W.) der Rath von mir gegeben werde: „die Musik, weil nun einmal ein Hang zu ihr in der menschlichen Natur gegründet sey, dadurch auf der Bühne entbehrlicher zu machen, daß wir sie in die Rede übertrügen oder verpflanzten. Dadurch würde die Musik Sinn bekommen." Da ist, fährt er hierauf fort, mit dem Unsinn im Rührei der Oper am Ende doch wohl die Musik gemeint.

Hr. W. Müller läßt mich hier augenscheinlich Unsinn sagen.

Ich habe in der Anmerkung Nr. 47. der gedachten Zeitschrift von demjenigen musikalischen Effekte gesprochen, welchen Schiller in der bekannten Recension an Matthisson's Gedichten rühmt. Ich habe geäußert, daß auf dem, von Hensel betretenen Wege auch die dramatische Redekunst bis zu einem gewissen Grade dieses musikalischen Effektes sich erheben lasse. Ich habe gerathen, doß man dieses öfter versuche, und habe hinzugesetzt: „Das Verlangen der Theaterlustigen nach Musik hat in der menschlichen Natur einen Grund, der dem Heil der Poesie auf den Brettern günstig ist. Aber es ist um sie geschehen, wenn in der Musik der Sinn (der Rede natürlich) ertrinkt. Man muß darnach ringen, daß, soviel möglich, die Rede Musik werde. Der Weg zu diesem Ziele ist nicht ungebahnt; die Spanier sind vor uns ihn gegangen: Schlegel und Gries haben den Deutschen ihre Fußtapfen gezeigt. Es ist im Grunde kein anderer Weg, als die Siegesbahn der Griechen."

Ist hier auch nur die geringste Spur von dem anzutreffen, was Hr. W. M. darin findet?

Herr W. Müller hat es „wunderbar gefunden, daß Plato in seinem idealen Staate der Musik so viel Spielraum giebt, während er die andern Künste, besonders die redenden, so eng beschränkt und zum Theil ganz verbannt." Wo hat denn Herr W. M. dieses Wunderbare im Plato gefunden? Bei den Alten war die Musik, sobald sie mit der Rede sich vermählte, eine bescheidene Begleiterin derselben.

Schon das, was wir Deklamation nennen, hieß bei ihnen Gesang. Horaz nennt den Schauspieler Cantor, und Cicero behauptet von der Lälia, sie habe so fließend und zwanglos gesprochen, daß es geschienen habe, als ob man die Stücke von Plautus oder Nävius absingen hörte. Wer daran nicht denkt, wer unter dem Worte Musik die moderne versteht, welche durch die Lehre vom Contrapunkt zu einer selbstständigen Kunst sich ausgebildet hat, der kann aus den Alten gar seltsame Dinge herauslesen. Es ist mir auf der Schule in Bezug auf das Tanzen eben so gegangen, ehe ich wußte, daß in der antiken dramatischen Kunst das rhythmische Geberdenspiel Tanz (Orchesis) hieß, und daß Aristoteles, wenn er von einem Chorus spricht, der in der Tragödie die Handlung tanzend begleitete, etwas ganz Anderes im Sinne hat, als dasjenige, was das sogenannte Sérieux in der französischen Tanzkunst ist.

Herr W. Müller weiß unfehlbar von diesen Dingen viel mehr, als ich. Es wäre anmaßend, wenn ich mir die Miene geben wollte, ihn darüber zu belehren. Ich führe sie bloß an, um meine obigen Aeußerungen denen zu erläutern, welche mit der antiken Kunstlehre ganz unbekannt seyn können.

Ich achte jede schöne Kunst hoch, folglich auch die Musik. Aber ich glaube, daß auf der Stufe, wohin sie durch den Generalbaß gehoben worden ist, ihre Vermählung mit der artikulirten Rede, und besonders mit der Poesie, die selbst auf musikalische

Effekte Anspruch macht, große Schwierigkeiten hat: Schwierigkeiten, von deren befriedigender Lösung vielleicht sogar ein Beethoven noch merklich entfernt geblieben ist.

Die Musik, der Gesang sogar, kann aller Sprache entbehren: der einzige Buchstabe A reicht hin für den Sänger, unserem Ohre seine ganze Kunst zu zeigen, und die natürliche Musik der Nachtigall kann sich mit der Kehle einer Virtuosin messen. Die redende Bühnenkunst kann hingegen von dieser tönenden nur so viel brauchen, als mit ihrem Hauptzweck, durch die Sprache Kunsteffekte hervorzubringen, verträglich ist.

Ich hoffe, Herr W. Müller wird diese Ansicht, wenn sie auch nicht die seinige werden kann, wenigstens mit seiner Vorliebe für die Oper in sofern verträglich finden, als jene Ansicht mein, diese Vorliebe hingegen sein ist. Und so wird es ihm denn auch wohl keine große Ueberwindung kosten, bei seinen ferneren Betrachtungen meine Wenigkeit aus dem Spiele zu lassen. Was kann es ihm denn für Ruhm bringen, einen Gegner heraus zu fordern, dem er so unbedingt überlegen ist?

Wilhelm Müller's Antwort an Herrn Hofrath Adolf Müllner.

Da Herr Hofrath Müllner die übereilten Zweideutigkeiten, welche er gegen die Oper und gegen

die Muſik im Allgemeinen an verſchiedenen Orten ausgeſprochen, durch eine beſtimmtere Deutung zum Guten in ſo weit verbeſſert hat, daß ihnen der Name einer Anſicht gegönnt werden kann, ſo iſt zwiſchen uns über dieſen Punkt weiter kein Streit. Denn ich ehre die Eigenthümlichkeit jeder fremden Meinung, und möchte dem Hrn. Müllner die ſeinige eben ſo wenig zu verleiden ſuchen, als ich es wagen würde, ihm das N aus ſeinem Namen herausreden zu wollen. Dagegen lehne ich aber auch von mir den Vorwurf einer kapriziöſen Vorliebe für die Oper ab; hätte ich ſie auch, ſo habe ich ſie wenigſtens in der Feſtſetzung der gegenſeitigen Rechte des muſikaliſchen und redenden Dramas auf der deutſchen Bühne nicht geltend machen wollen — und können. Ich halte meine Anſicht hierüber nicht für ſo wichtig, neu, tief und ſchwerbegreiflich, als daß ich ſie, einmal ausgeſprochen, hier wiederholen möchte. Ich trete daher von dem Kampfplatz ab, ohne feindlichen Rückhalt. — Wie könnt' ich auch länger ſtreiten wollen, da mein Gegner mit wahrhaft rührender Beſcheidenheit meine unbedingte Ueberlegenheit anerkennt?

Ich habe jetzt noch einige Anmerkungen zu Hrn. Müllner's antiquariſcher Kunſtlehre zu machen.

Zuerſt meine Antwort auf Hrn. Müllner's Frage in Betreff der Platoniſchen Republik. Wenn man die Muſik, wie Hr. Müllner, für eine Kunſt erkennt, die, mehr der ſinnlichen als geiſtigen Welt angehörig, unmittelbar durch die Nerven auf das Empfindungs-

vermögen wirkt, alſo dem wahrhaft blödſinnigen und dummen Zuhörer eben ſo wohl als dem geiſtreichen Vergnügen gewährt und dem zu Folge für die Geiſtesbildung des Volks wenig oder nichts vermag, da ſie ja mit den feineren Seelenkräften nichts zu thun hat, ſo muß es wunderbar erſcheinen, daß Plato der Muſik bei Bildung ſeiner Idealrepublik einen verhältnißmäßig größeren Spielraum giebt, als den andern, beſonders den redenden Künſten. In dieſer Republik, worin doch wahrlich der Empfindung kein großes Recht gegeben wird, ſollen die Wächter, der Kern des Staats, durch Muſik (geiſtig), durch Gymnaſtik (körperlich) gebildet werden. Allerdings verbannt Plato einige weichliche Tonarten aus ihr, z. B. die joniſche; aber dies thut der Muſik im Ganzen keinen bedeutenderen Eintrag, als wenn wir etwa heut zu Tage nicht leiden wollen, daß man in Kriegsſchulen und Kadettenhäuſern ſchmelzende Arien auf der Harmonika ſpiele. Dagegen leſe man Plato's Kritik der Homeriſchen Poeſie! Ich bin fern, ſie zu unterſchreiben, ſondern behaupte nur, daß, wenn man die Grundſätze, die darin ausgeſprochen ſind, geltend machte, alle Poeſie ſo gut als aufgehoben wäre. Was bezweckt aber Plato, was die Griechen überhaupt mit der früheren muſikaliſchen Bildung der Jugend? Doch wohl nicht das allein, daß der Jüngling dereinſt ſeine Zither ſpielen könne und ſein Lied dazu ſingen? Wir wiſſen indeſſen, daß kein freier Mann ohne Schande dieſer muſikaliſchen Fertigkeit entbehrte. Ich meine, ihr Hauptzweck

war: durch die in der Musik, wie in keiner andern Kunst, *) klar hervortretenden mathematischen Verhältnisse, **) durch die Architektonik der Harmonie, dem bildsamen Geiste des Kindes unbewußter Weise die ersten Verstandesbegriffe, die ersten Ideen von Einheit und Vielheit, Gleichheit und Ungleichheit einzudrücken, kurz, durch musikalische Harmonie die Seelenharmonie zu eigenem Bewußtseyn zu bringen. ***) Wenn man ein Kind in einem nach den richtigsten Verhältnissen ausgeführten Gebäude erzieht, so glaube ich, wird durch das beständige Anschauen reiner Verhältnisse eine festere Verstandesmathematik in ihm entwickelt werden, als wenn wir es in späteren Jahren durch mathematischen Unterricht quälen. Soviel hievon.

Die Musik war bei den Alten bescheidene Begleiterin der Poesie, aber auch beständige. Der Rhapsode rezitirte die Homerischen Heldenlieder mit Saitenbegleitung, der Schauspieler Sophokles

*) Versteht sich, mit Ausnahme der architektonischen Künste.

**) Man bedenke, daß dies bei der Musik der Griechen, deren Elemente Melodie und Rhythmik waren, weit mehr der Fall seyn mußte, als bei uns, wo Instrumentalharmonie diese Elemente verschleiert.

***) Ich meine hiermit nicht die mathematischen Gesetze der Akustik, die uns Chladny erst entwickelt hat, sondern jene des Takts und besonders der Intervalle, wonach uralte Philosopheme das Weltgebäude und die menschliche Seele construirten.

Tragödien bei Tibienmuſik, durch Pindar's Oden tönte mächtiger die Phorminx, oft mit ihr auch noch die Tibie. Die ſtärkſte Muſikbegleitung hatte der Dithyramb.

In den älteſten Zeiten giebt es keinen Unterſchied des Standes und der Benennung des Muſikers und Dichters. Der Tragödiendichter componirte in der Regel die Melodie und muſikaliſche Begleitung ſeines Stücks. Im Geſpräch mußte die Muſik gewiß ſehr untergeordnet ſeyn, vielleicht war ſie nichts mehr, als ein Stimm- und Takt-Halter. Anders war es in dem Chor. Er iſt das Element der Tragödie, das aus der Dithyrambiſchen Lyrik entſprang, und in ihr hatte die Muſik ihr größtes Recht. Wie wäre es auch ſonſt erklärlich, daß die Tibienſpieler ſich, wie Plutarch erzählt, erdreiſten konnten, in ſpäterer Zeit den Tragödiendichtern anzumuthen, ihre Chöre nach der Compoſition des Tibienvirtuoſen zu dichten, anſtatt daß es ſonſt Sitte geweſen war, daß der Dichter, der nicht ſelbſt Muſiker war, dem Componiſten den zu componirenden Text ohne Rückſicht vorſchrieb?

Muſik ohne Poeſie war bei den Griechen eben ſo wenig angeſehn, als Poeſie ohne Muſik. Sie gaben beiden Arten das Beiwort kahl. Bei den Römern fing die Muſik indeß ſchon an, ſich ſelbſtſtändiger auszubilden, im Theater beſonders durch die Pantomime. Auch die Poeſie lernte der Muſik allgemach entbehren. In der Komödie des Näpius, Plautus und Terenz war indeſſen Muſik und Rede

noch in ähnlicher Vereinigung wie bei den Griechen. Es ist also nicht so auffallend, wenn ein Komödiant in Rom **Cantor** genannt wird. Seine Recitation war ja gesangartig. Dennoch behaupte ich, daß die Benennung **Cantor** in der römischen Komödie anfangs eine engere Bedeutung gehabt und erst später eine allgemeinere erhalten habe. Bekanntlich sind in den Lustspielen der Römer viele Stellen, besonders Monologe, von lyrischem Charakter, mehr oder weniger, es sey im poetischen Schwunge oder im Versmaaße. Sie werden **Cantica** genannt, und es ist glaublich, daß die Römer sich dadurch für den Chor, den sie entbehrten, an musikalischem Genusse schadlos halten wollten. Sie wurden *gesungen*, anfangs vom Schauspieler. Aber Livius Andronicus, der Dichter und Schauspieler, der vielleicht von schwacher Brust war und diese Cantica oftmals auf Begehren des Publikums wiederholen mußte, erlangte vom Volke die Gunst, einen *Sänger* zu seiner Erleichterung mit auf die Bühne zu bringen und diesen die Cantica *singen* zu lassen, während er selbst dazu *agirte*. Daher die Namen **Cantor** und **Actor**. Das Bedürfniß des Einzelnen ward Ursache einer allgemeinen Theatersitte, von der wir uns freilich kaum einen klaren Begriff machen können, so sicher und bestimmt auch die Sache an und für sich ist. Es war indessen dem Künstler, der sich Brust genug zutrauen wollte und in Aktion und Gesang gleich mächtig war, nicht verwehrt, den **Actor** und **Cantor** in *einer* Person zu vereinigen.

Wenn dies oft geschah, worüber hinlängliche Nachrichten fehlen, so ist es um so leichter zu erklären, wie beide Benennungen in der Folge gegenseitig verwechselt werden konnten: doch auch ohne diese Annahme ist eine solche Namenverwechselung nicht ohne Beispiel.

Die Orchestik der Griechen war ebenfalls keine selbstständige Kunst; richtiger wäre das Wort alleinständig. Denn es ist gewiß, daß die lyrische Kunst *) der Orchestik mehr verdankt, als umgekehrt. Die Strophe hat ihren Ursprung und Namen vom Tanz. Im lyrischen Elemente der Tragödie, im Chor, ist daher Tanz freilich kein seiltänzerartiges Ballet, aber doch mehr als bloßes Rhythmisches Geberdenspiel. Jede Gattung des Drama hatte ihre eigene Gattung des Tanzes, so wie auch in den verschiedenen Gattungen der Lyrik jede ihre eigene orchestische Begleitung hatte. Ich nenne zum Beispiel nur den Cordax, den Tanz des Lustspiels: suche Hr. Hofrath Müllner nur einige Stellen über diesen im Aristophanes und seinem Scholiasten, und er wird sich bald überzeugen, daß er mehr war als bloßes Rhythmisches Geberdenspiel. Dieses Rhythmische Geberdenspiel aber und der erhabene, gewiß auch rhythmisch regierte Schritt des Kothurns in der

*) Alle Urpoesie ist lyrisch. Doch davon sprechen wir nicht. Hier haben wir es mit der nach der Epik von den Aeolern besonders entwickelten lyrischen Kunstpoesie zu thun.

Handlung heißt allerdings auch Orcheſis. Dieſe meine Anſicht glaubte ich hier um ſo näher auseinander ſetzen zu müſſen, da Hr. Müllner meine, kürzer ausgeſprochene Meinung über die Orcheſtik der griechiſchen Tragödie (bei Gelegenheit meiner Beurtheilung der neuen Pariſer Operntänzer in Berlin, abgedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt") mißverſtanden zu haben ſcheint.

Hiemit erkläre ich den ohne meine Schuld in Erbitterung und Anfeindung ausartenden Streit über Oper und Schauſpiel von meiner Seite geſchloſſen, meinem Gegner ſeine etwaige Schlußerklärung gern vergönnend.

Verzicht.

Der Schlußerklärung, welche mein ritterlicher Gegner, Herr W. Müller, mir vergönnen will, entſag' ich in beſter Rechtsform zum Vortheil derjenigen Leſer, welche jeden literariſchen Streit abſchmeckend finden, ſobald eine Partei anfängt, über „Anfeindung" zu klagen.

A. Müllner.

Nachtrag.

Von F. W. Gubitz.

1857.

Dieser Kampf, in Bezug auf das seit vierzig Jahren noch sehr vermehrte Uebergewicht der Oper den Dichterwerken gegenüber, hat noch heut seine Geltung, denn er wird sich verstärkt erneuern. Zu Müllner's Ansicht dient auch, was er unter „Schauspielkunst" im „Conversations-Lexicon" (fünfte Auflage, achter Band, S. 697) äußerte: „Die wahre Schauspielkunst hängt in ihrem innersten Wesen mit der dramatischen Dichtkunst zusammen. Nicht so die Oper, welche die Musik für ihre Herrin erkennt, und statt der Poesie mit metrischer Abgeschmacktheit verlieb nimmt. Sie raubt der Schauspielkunst ihre Priester und Priesterinnen. Was irgend singen kann, zieht die einträglicheren Stellen bei der Oper vor, und verlernt in ihrem, nicht dem Sinne des Worts, sondern dem Notenlaufe der Musik folgenden Carikaturspiele das wahre. Der Sinnenreiz, welchen die Oper darbietet, verderbt den Geschmack des Publikums an den Werken der Dichtkunst, welche hauptsächlich vom Geist aus auf das Empfindungsvermögen wirken müssen. Die Vor-

liebe des Volks für diesen Sinnenreiz schmeichelt den Bühnenverwaltungen mit reichen Einnahmen, und die Kosten, welche sie dafür aufwenden müssen, erschöpfen die pekuniären Kräfte, welche das Ganze des Theaterwesens aufrecht erhalten sollen, meist allein. Darin scheint die Haupturſache zu liegen, warum keine deutsche Hauptstadt sich ausschließlich damit beschäftigt, diejenigen Werke der dramatischen Dichtkunst, welche auf Classizität Anspruch machen, in das theatralische Leben zu rufen. Das Burgtheater in Wien ist davon nur ein Schatten, die Censur hemmt dort den freien Aufflug der Poesie, und die Meisterstücke, womit der gebildete Theil der Nation gegen das Ausland prunkt, erscheinen oft verstümmelt." — Was Müllner da sagte, ist zum Theil wahrer geworden, wahr blieb es durchgängig, hinsichtlich des Burgtheaters ebenfalls, wenn auch etwa die Censur anderer Art und Verwaltung geworden ist. Diese Hinweisung trifft übrigens nicht die Bühnenbretter der Hofburg Wien's allein, wir kennen — zum Beispiel — kein Theater, das Gedanke und Rede, die den bedeutsamsten Mißzuständen und Mißbegriffen kämpfend entgegentreten, als ihren Zufluchtsort begrüßen dürften.

Doch wir wollen uns Schranken stellen, unsern Gegenstand, der verstärkte Aufmerksamkeit herausfordern muß und wird, so weit festhalten, um der Zukunft in dem sich gewiß noch sehr anfachenden Streit durch einige Andeutungen zu dienen. Die Gefahr des Uebergewichts der Musik wurde bereits so

umfassend, daß wir sogar nicht nur das Theater zu betrachten haben; doch mag dies hier, geleitet von der Fehde zwischen Wilhelm Müller und A. Müllner, das zuerst Beachtete seyn.

Man schaue um sich und bemerke, wie selbst die Theater-Verwaltungen der kleinsten Bühnen kein Schauspielhaus öffnen können, ohne ein Opernperso-nal anzuzeigen und vorzuführen, sich aber mit diesem und bei der von Opern unzertrennlichen Pracht doch nicht halten, und nun überall „Subventionen" fordern, sie sogar, von der allgemeinen Musiksucht unterstützt, unrechtmäßigerweise als neuentstandenes Recht in Anspruch nehmen. Dies geschieht oft in Städten, die nicht mehr als zehn- bis zwanzigtau-send Einwohner, und bei der durch mancherlei üble Zustände gesteigerten Noth so viel Arme haben, daß zu deren Unterstützung Schulden gemacht oder ver-mehrt werden müssen. Auch mit „Subventionen" ist jedoch selten der Bankerott solcher Stadttheater zu vermeiden: die Forderungen der Oper verschlin-gen Alles, während das Schauspiel sich meist jämmer-lich hinschleppt, und im Neuen mit Erzeugnissen ver-kehrt, von Denen verfaßt, die sich bemühen, der Abge-stumpftheit nur das Prickelnde, Fratzenhafte und An-lüsternde zu liefern. Sie messen ihre Hirngewebe dem im Reiztaumel verdrehten Geschmack an, der nach Sinn, Verstand und Kenntniß nicht mehr fragt. Ein nur auf Opern und überhaupt auf Musik ver-sessenes Publikum verliert allmälig mit der Lust zum Denken auch die Fähigkeit, so langweilig erschei-

nende Dinge wie Sinn, Verstand und Kenntniß zu begehren, es will für den Augenblick angespannt und angesport oder betäubt seyn. Das gewahren wir nicht nur vor den Bühnen zweiten und untersten Ranges, auch bei den ersten; ein schmerzliches Erstaunen muß uns befallen, überrascht uns vor einer zeitigen dramatischen Mißgeburt ein Unmaaß von Erkenntnißlosigkeit, ein erschreckender Mangel an Einsicht in einem Publikum, dem bei der Gewohnheit, sich der Intelligenz zu rühmen, diese flüchtig geworden scheint. Dies kann nicht anders seyn, wo bereits Jahrzehende Oper und Ballet die Theaterbretter überwuchern, wo man dem klar Gedankenhaften, dem einfach rein Empfundenen, in Natur, Wahrheit und Wissen Begründeten, das nur durch Augengenuß mit Sinnlichkeit Sättigende vorzieht. Da ist nicht mehr von Volksgeist, nur von Volksgelüst zu reden, da gefällt man sich nur in dunklem Tongewirr, bei Balletsprüngen, Putz der Kleider und Decorationen, und je weniger man deutlich denkt und kernhaft fühlt, desto mehr begünstigt man eine Zerfahrenheit, die sich aus solchem Unwesen in alle Lebensverhältnisse einwohnt.

Hier ist der Standpunkt, wo uns der Streit über Oper und Schauspiel wichtiger wurde, als man dies noch vor vierzig Jahren überschauen konnte; denn seitdem hat der Einfluß der Musik in ihrer Anmaßlichkeit und Irrsohrt auf das Volk so zerstörend gewirkt, daß die Festigkeit des Charakters zu Sage und Märchen, allseitiger Schwindel be-

liebt und herrschend wird. „Die unbestimmteste und gedankenloseste Kunst, die Musik, ist die Kunst der Zeit; dahin flüchtet sich die Seele vor den Reflexionen, da löst sie sich in vage Empfindungen auf", äußerte Heinrich v. Gagern, und fügt die Frage an: „Ob Plato diese Musik geduldet hätte?" Nicht nur so, nein, es läßt sich auch weiter fragen: ob Plato nicht recht hat, wenn er behauptet, man könne keine Veränderung in der Musik vornehmen, ohne zugleich eine Veränderung in der Staatsverfassung zu bewirken. Der geistreiche Montesquieu versuchte die Wahrheit des Plato'schen Ausspruches zu beweisen, und man dürfte glauben, die mit dem grenzlosen Eindringen einer sich steigernd verkünstelnden Musik gleichsam Hand in Hand gehende Mode, alle Staatsverfassungen zu verändern und stets wieder zu wechseln, könnte für sich sprechend die Beweise Montesquieu's unüberwindlich machen.

Prüfen wir, was Musik ist und seyn soll! Sie ist gewissermaßen der erste Ausbruch der eigenthümlichen Gefühlsrichtung bei den Völkern; sie ist ein Trost- und Befreiungsmittel, wodurch ein volles leidbefruchtetes Herz sich erleichtert, ein überseliges Herz sich dem Jubel hingiebt in Tönen, weil ihm für tiefes Weh Worte allein zu karg und spröde, die Gedanken zu unntheilnehmend oder zwiespaltig, in der Fülle des Wonnegefühls aber von diesem überflügelt sind. Wie durch den Athemhauch der Natur die Aeolsharfe mit ihren Melodieen und Harmonieen uns innigst erschütternd, freud- und schmerzreich

berührt, dennoch selbst im Klange des Leids und der Wehmuth beruhigt, so will es die Musik, die einer eben so unerklärbaren als unerschöpflichen Romantik angehört. Sie will dem Unbewußten, der Ahnung in uns einen übereinstimmenden Ausdruck geben, sie ist Gemüths- und Glaubenssache, in einem unendlichen Gebiet die Begleiterin, die uns wohlthut, aber die Ursachen und Gründe dieses Wohlthuns verschleiert. In solcher Weise schmiegt sich die Musik liebend jeder inneren Stimmung an, erhebt die freudige, besänftigt die wehvolle und löst sie auf in Hoffnung oder Besiegung. Sie giebt dem Schwachen die Stütze, dem Starken vermehrte Kraft, stets mit dem Anklang eines höheren Seyns in der Aussicht auf eine unendliche Zukunft, eine Aussicht, die der Mensch nicht entbehren kann und sie immer wieder suchen wird, wenn er sie verlor. In solcher Weise hat Musik bei allen Verhältnissen des Lebens Eingang gefunden; sie ward den Völkern Nachthaberin und Freundin zugleich, und die Wechselstimmungen des Daseyns in Freuden- und Trauerfesten, in kirchlicher Andacht oder selbst bei Volks- und Staatshandlungen werden von ihr begleitet, erfrischt und gemüthvoll geschmückt. Die Musik umschwebt im mütterlichen Gesange die Wiege und ruft zur Taufe, sie bringt der Geliebten ein Ständchen und feiert den Hochzeitstag als die sinnigste, für das geheimste Glück am zartesten empfänglichste Vertraute. Die Musik folgt uns auf der Reise im Gesange der Wanderlust, sie zieht ermuthigend mit in das schnöde

Erbarmungslose, in Kampf und Schlacht, sie weiht das Grab mit Glockenton und Scheidegesang, und wenn die Unsern in lautlosem Leid uns hinuntersenken in die Gruft, ist Gesang die letzte Stimme der Liebe, die uns nachhallt am Erdenziele. So waltet die Musik in ihrem wahren Reiche, im Reiche des Gefühls, so war sie sonst willkommen und gesegnet in den Familienkreisen, und sich mit ihr zu befreunden, dazu genügten die Stunden der Erholung. Wo man sonst ein Lied hörte, da wurde es zum Allgemeingut im Volke, und jedes Musikstück für ein Instrument war bald eingeübt, während man jetzt oft Musik treibt im Schweiße seines Angesichts. Ja, die Musik ist aus ihrem Paradiese der Unschuld vertrieben und auch ihr hat die Schlange vom Baume fehlgehender Erkenntniß die hoffährtige Eitelkeit eingezischt. Die Musik soll nun mit dem Gefühl — denken, und diese Tonhörigkeit verwirrt und verirrt den Hörern Gefühl und Gedanken, so daß sie in unklarem Empfinden hin- und hergetrieben sind, bis sich ihnen echtes Gefühl und echte Gedanken zu bloßen Tönen verallgemeinern. Dann spricht der Tonschwärmer fast nur von Musik, er denkt und träumt Musik, das ganze Seyn und Treiben wird ein Umherschwanken in klingendem Dunst, ein kraftloses, genußsüchtiges Verbringen der Stunden, in welchem die Theilnahme für lichten Aufschwung, für das Höhere abstirbt. Seit nun durch solche Ueberspannung die Gefühle in Verschwommenheit geriethen, in deren Strudeln die Gedanken wirblig wer-

den, bemächtigte ſich die Muſik, mit allem Pomp ausgeſtattet, von dem Ballet unterſtützt, des Thrones der Bühnenkünſte. Während ſie dann durch überladene Inſtrumental-Begleitung und die Klangverkünſtelei den Geſang faſt unterordnete, die Melodie erdrückte, ſo daß Gretry's Bemerkung: „Man wird noch die Bildſäule in's Orcheſter und das Fußgeſtell auf die Bühne bringen!" jetzt weiſſagend zu nennen iſt: währendem hat ſich in der Volksmehrheit die Betäubung der Denkkraft eifrigſt befördert, und durch tauſend unbeſtimmte Eindrücke verloren die Gefühle den herzhaften Inhalt. Lärm und Flitter auf der Bühne ſind Armuth unter dem Schein des Reichthums, denn ſie beweiſen, daß der Geiſt nicht mehr die Menge beherrſcht, nicht mehr herrſchen ſoll, ſondern Frohndienſte zu thun hat bei der Sinnlichkeit, der man mit Klang und Tanz die Bahnen ebnet. Eine von maſſenhafter Inſtrumentalmuſik begleitete Geſangsweiſe bezeugt unbedingt Mangel am Schatz des Herzens und Gemüths; denn eine anmuthige Melodie iſt durch ſich ſelbſt von Vermögen, bedarf keiner Ueberfluth von Tönen, die nichts ſagen, weil ſie zu viel ſagen und Gedanken haben möchten, wo Empfindung das höchſte Geſetz iſt.

In vielen Familienkreiſen iſt nun die Muſik nicht mehr Erholung nach den Tagesmühen, ſie iſt an ſich Geſchäft, oft eine anſtrengende Arbeit, wenn die fingerverlängernde und fingerverrenkende Fertig-

keit und die halsgefährliche Tonkletterei der Kehle, wie man sie in Gang und Verlangen brachte, nur einigermaßen von häuslichen Musikschülern erreicht werden sollen. Es erfordert nun oft der Lehrstunden zehen und mehr, um ihnen einen tagesbeliebten Walzer einzupressen, wobei es noth thäte, die Kinder erst von einem indischen Handgaukler für die Fingerhetze zustutzen zu lassen. So greift, was ein Vergnügen der Feierstunden seyn sollte, zeitraubend in die Zwecke der Werkeltage, in die geist- und handbeschäftigenden Nothwendigkeiten; der schon weit verbreitete und weiter ansteckende übermäßige Trieb zu einer Musik, die Herz und Gemüth leer läßt, verscheucht den Ernst und Fleiß, mit denen Alles, was fruchtend und nährend die Bedürfnisse der Familie herbeischaffen und sichern soll, erworben und gestützt seyn muß. Wenn man nun die an sich bedeutenden Folgen der erschwerten, und doch schon bis in das Haus des Landmanns hineingedrungene Musiklernerei eben nur mit in Anschlag bringt, so steigert sich im Allgemeinen der üble Einfluß einer solchen Musik, die den Anspruch macht, nur verstanden zu werden von Tiefdenkbeflissenen, während diese die Wahrheit: jedes Tonstück, das nicht die Empfindung weckt, sich nicht rasch und ungetheilt mit ihr vereinbart, ist kein echtes Werk der Tonkunst, als schnöde Erniedrigung ihrer Notengötzen verächtlich von sich weisen. Und doch — jene rasch erweckte Empfindung, wie dauerte sie in manchem lieben Liede in uns aus. Aber die

echten Volkslieder, wie sehr Einzelne sie zu halten suchten, sind mehr und mehr verschollen, und bei dem neuen gefühlzerstückelnden, seeleverleugnenden Künsteleiwesen plagen sich die dazu Aufgestachelten mit Kopf und Hand, so daß man selten Erquickliches in das einfach gesellige Zusammensein, wo es etwa noch eine Zuflucht fand, mit herüber nimmt. So wird in den ernsten Lebensverhältnissen allerlei Mißstimmung wach, und so geht es der sich unbewußten Hörermenge mit dem Erfolg, wenn sie nach den berauschenden Tönen, wodurch sie gleichsam musiktrunken wurde, sich so nüchtern fühlt, daß sie immer verstärktem Ueberreiz in Klang und blendendem Beiwerk nachjagt. Die Musik ist nicht für den Einen und den Andern, nicht für grübelnde Theoretiker und Noten-Philosophen, sondern für das Volk und die wahren Bedürfnisse seines Gemüths; in dieser natürlichen Richtung soll sie auf Heiligung hinwirken, sey es zur Erweckung der Andacht, ahnender Schauer oder erhebenden Frohsinns. Wenn aber die Musik erst zumeist aus dem Kopf kommt und da natürlich nur unklar haften kann, so begünstigt sie es, daß dem Volke Kopf und Gemüth sich zusammt verwirren, und wir sind so weit, daß man nicht nur das Denkvermögen, die Weltgeschichte und alle Weltweisheit in Tönen erschöpfen will, selbst das Sachliche soll damit versinnlicht werden. Bei der sich nur in den Ohren umtreibenden Musik ist dann der Besonnene froh, wenn es da wieder still wird, ehe er

selbst als bestätigendes Beispiel gelten kann zu dem Goethe'schen Urtheil: „Die neuere Musikrichtung verdirbt uns alle Sänger und die Ausgleichung liegt darin, daß uns das Gehör gleich mit verdorben wird."

Indem nun die neuere Musik das Gefühl in den Hintergrund zurückdrängte und das beanspruchte Denken doch nur in den mannigfachsten Unbestimmtheiten verführen kann, diese Musik aber bis in die unteren Volksschichten sich ausbreitete, ist allerdings der Einfluß auf den Volks-Charakter unausbleiblich. Wird eine solche Unbestimmtheit zur Liebhaberei, so fördert sie ohne Widerstand eine der Menge nicht erklärbare Unbehaglichkeit und Wandelbarkeit, die sich im Familienwesen einnisten und zum Staatswesen sich versteigen; denn im Leben und Treiben der Menschen ist Stillstand nicht denkbar, am allerwenigsten bei der sichtlich mehr als je wirthschaftenden Veränderungssucht. Nicht ohne Grund nannte eine Pariser Zeitschrift die Bewegung der Noten-Philosophen in heutiger Musik eine „neu demokratische, indem sie Verständigkeit bezweckt und Unverständigkeit erzeugt", und da nun die Volksmenge sich jetzt weder im Gefühl noch im Gedanken gehörig zurechtfindet, was wir seit lange auch schon an der Musik gewahrten, so ist die Wechselwirkung deutlich genug. Sie steigert sich noch bei der bedenklichen Erfahrung, wie sehr selbst die Körperkräfte leiden durch das nervenschwächende Eingreifen der zu täglichem Sinnesreiz

verwendeten Musik, mit der man sich nicht mehr besänftigen, sondern aus der vom Uebermaaß entstandenen Abspannung aufstacheln will. In solchem wandelhaften Umtreiben wogender Stimmungen hat die Weltschmerzelei, wenn auch dieser Tonrausch nicht ohne nüchterne Augenblicke seyn kann, ihre ansteckende Gewalt. Beschauen wir demnach die verhängnißvollen Zustände, so sind sie der Art, daß Plato wohl recht haben könnte mit der Behauptung: „Es läßt sich keine Veränderung in der Volksmusik vernehmen, ohne zugleich eine Veränderung in der Staatsverfassung zu bewirken.“ —

Ich weiß, Vieles von Dem, was ich äußerte, wird nicht Wenigen theils kunstketzerisch, theils verrufen romantisch, wunderlich, oder philisterhaft scheinen, ich habe aber die Charte der Musiktrunkenen dieser Zeit nicht beschweren, halte vielmehr überall den Spruch: „Jedem das Seine!“ in Ehren, scheue mich also nicht, dem einsichtsvollen Plato beizupflichten und zu glauben, daß der überwiegend schwanke Inhalt der neueren Musik mit seinem Einfluß dazu beitrug, die inneren und äußeren Thätigkeiten der Menschen in einen fortwährend schwanken Zustand zu bringen, der unendliches Unheil in seinem Gefolge hat. Ich berufe mich — um eine Hinweisung beizufügen — auf Italien, wo das Musikfieber, im Verein mit der hierarchischen Klugheit, das Volk völlig herunterbrachte, und wollte man dies ganz der lep-

teren schuld geben, so möge man nicht vergessen, daß der überbotene Musikreiz die Frömmelei gewöhnlich in seinem Gefolge hat, wie dies auch in unsern Tagen im Allgemeinen und stets vordringend bemerkbar ist.

Verheißt aber der Ausruf Zelter's: „Man wird dereinst dahin kommen, die einfachen Gefühlstöne der Musik unserer Vorzeit als Rettungsruf zu betrachten!" fürerst keine Hülfe, weil es schwer ist, aus dem Ueberfluß von Verwirrung sich in rechtes Maaß, aus völlig Verschrobenem in schlichte Einsicht zu finden, so könnten die Theater allerdings wenigstens nach Hülfe streben, könnten auch dem Schauspiel die ihm gebührende Macht, mit schlimmen Verhältnissen von der Bühne her zu kämpfen, aufrecht und in Ehren halten. Dazu fehlt aber der männliche, dem freien Geist und vollen Gemüth gerecht werdende Muth, denn die Theaterdirecteren sind ja auch leibhafte Zöglinge der an der Musiksucht erkrankten Zeit, und es fehlt ihnen gerade da, wo es der Menge fehlt, indem es nicht darauf ankommt, ob bei gleichem Zustande etwas mehr und mindere Glätte oder Rohheit sich kundgiebt. Um nun aber nochmals nur an den Streit über Oper und Schauspiel zu mahnen, erinnern wir daran, wie sehr schon Schröder das Verderbliche einer Opernübermacht anerkannte, erinnern ferner an Iffland's Bemerkung: „Wir müssen uns hüten, der Oper zu viel einzuräumen, sie vertreibt sonst das Schauspiel, so

daß sich zuletzt gegen die Oper nichts mehr halten kann als die Farce!" — Man blicke scharf auf die Gegenwart, und man wird nicht zweifeln, daß Iffland sehr wohl wußte, was er sagte.

Die verschiedenen in der Müller-Müllnerschen Fehde enthaltenen, nicht mehr treffenden oder überhaupt irrigen Angaben und Meinungen über das gesammte Schauspiel und nächstdem über das Berliner Theater lasse ich ohne vereinzelte Berichtigung. Wer die Theatergeschichte kennt, wird sich sagen, daß im Jahre 1817 die Bühnenverwaltung in Berlin den Grafen Brühl an der Spitze hatte, einen Mann, dessen Geist, Ernst und Würdigkeit im Jahre 1837 keine Nachfolge hat, weil dergleichen erworben werden muß, und nicht zu vererben ist. Ich vermeide es, Allbekanntes herbeizuziehen und spreche nur im Allgemeinen noch über das deutsche Schauspiel des neunzehnten Jahrhunderts.

Zu Anfang desselben beliebte es den, „romantische Schule" genannten Verbundenen, das deutsche Schauspiel, wie sie es verstanden, fast ganz zu verwerfen, uns dagegen in das theils treffliche Fremde, außerdem jedoch zugleich in ein für unsre Wirklichkeit völlig Unheimisches einwohnen zu wollen. Das geschah zu einer Zeit, wo durch Lessing, Goethe und Schiller (den jene Schule auch unterschätzte) unsre Eigenthümlichkeit in Bühnenwerken erhöht war, was durch übermüthige Verdammniß an weiterem

Umfange gehindert und zur Ausartung angeleitet wurde. Durch ihre eigenen Erzeugnisse bewies jene Schule sich nicht spruchfähig zu richtigem Urtheil, bewies keinesweges das Recht und den Beruf zur Umgestaltung der Schauspiele: sie konnte selbst hinsichtlich Iffland's und Kotzebue's weder ersetzen noch bessern, was sie unterdrückte, brachte dagegen die Schätzung des Fremden und die übrigens geziemende Verehrung Shakspeare's in das Uebertriebene. Man hat Goethe, der in seinem Alter mit Bezug auf Deutschland sich minder vortheilhaft über Shakspeare äußerte als in seiner Jugend, oft getadelt; Goethe war aber Meister im Durchschauen und bei aller Achtung für den großen britischen Dichter sah er in der Uebertreibung den Behelf zum Niederhalten zeitheimischer Kräfte voraus. Ein Mann, der dies Ergebniß steigerte durch seine stets gepflegte ehrenwerthe Liebe zu Shakspeare, der verdienstvolle Ludwig Tieck, hätte sich doch zuweilen seiner eigenen Wahrnehmung erinnern können: „Die Vertiefung in einen Autor ist eine Art Krankheit, und durch starres Hineinschauen wird das geistige Auge ebenso geblendet, wie durch irres Herumfahren von einem Gegenstande zum andern.“ Die vielen Erklärer der Shakspeareschen Werke mit ihren entgegengesetzten Meinungen bezeugen dies so vollständig, daß jeder Unbefangene am besten thut, sich eine selbstständige Ansicht zu sichern. Die begünstigte Richtung, mit dem Fremd-

alten das Neue möglichſt einzuengen, anſtatt Beides in richtiger Weiſe neben einander fruchten zu laſſen, ward jedoch manchen Bühnenlenkern ſehr zuſagend. Der Begriff, daß eine Bühne allzeit Leben und Kunſt der Gegenwart zu verbinden, in ihr Unweſen läuternd einzugreifen und Verkehrtheiten in die rechten gedanklichen und gemüthlichen Geleiſe zu leiten habe, iſt verkommen, und wirkt faſt erſchreckend, wenn er mahnend auftaucht. Man bemüht ſich, die weltbedeutenden Bretter für die Welt bedeutungslos zu machen, ihre neueren Gaben mit der flachſten gangbaren Unterhaltung in's Gleichgewicht zu bringen; man fragt nicht mehr nach Wahrheit, Natur und Zweck, nur nach dem Wunderlichen und Verzerrten, was dem Ueberreiz dient, obgleich ſich die Theater jetzt in die kleinſten Oerter hineinzwingen. „Solch ein Streben entfernt uns von dem Wirklichen und Lebendigen", ſetzt Gervinus hinzu nach Betrachtung jenes offenkundigen Zerwürfniſſes mit gedankenvoller und gedankenweckender Richtung. Den Schein zu retten, ſchiebt man gelegentlich auf ſolchen Bühnen, die den an ſie mit Recht zu ſtellenden höchſten Anforderungen nicht durchweg entkommen können, das „Klaſſiſche" vor, oft ohne Frage darüber, ob es für uns klaſſiſch, das heißt muſtergültig ſeyn kann. Man hilft ſich in ſolchen Fällen mit künſtlichem Entzücken, wobei die angenehme Eigenſchaft todter Dichter, keinen Ehrenſold in Anſpruch zu nehmen, angelegentlich mitzählt. Man

braucht zu Ueberſchwengliches, um die Koſten für das Verderbliche, den ſich ſteigernden Prunk und die Anforderungen der dieſem Prunke Dienſtbaren zu decken, man braucht zu Ueberſchwengliches, um das Gedankenhafte der Gegenwart zu tödten, als daß man zu deſſen Belebung viel übrig haben könnte. Man will auch dafür nichts übrig haben, und doch iſt es der Gedanke im geiſtigen Gebiet, womit die Deutſchen ihre herrlichſten Siege gewonnen haben! Die Zuſtände der heutigen Theater werden ſich aber, erfolgt keine grundſätzliche Umſchaffung, gänzlich in Prunk und Niedrigkeit ſtürzen und darin auflöſen. Man würde das ſehr genau wiſſen, vergäße man nicht, daß die Blüthezeit der Bühne jene war, als ſie ſich unſerer angeſtammten Denk- und Sinnesart fördernd und läuternd anſchloß, nicht hauptſächlich die Anſprüche des angeſiedelten Eitlen und Lüſternen zu befriedigen ſtrebte. Iſt's doch, als ob die Deutſchen auch bei dem ehrenwertheſten Fremden durch Uebertreibung ihrem Eigenthümlichen eine Niederlage beibringen müßten! Die Bühnenlenker ſind aber nicht zu wägen nach Dem, wobei ſie durch feſtſtehendes Urtheil oder begünſtigendes Vorurtheil geſchützt ſind, ſondern nach Dem, was ſie aus der Schaffenskraft der Gegenwart hervorrufen und hervorheben: denn darin liegt die Bewährung oder Selbſtanklage der Zeit und die deutlichſten Zeugniſſe dazu geben die Bühnen.

Wünſchen wir nun vor Allem die Hauptſache, nämlich, daß wir Dichter haben — und haben kön-

nen! — die nicht nur um des Erwerbs willen den in Genüssen Verlebten Erweckungen anschmeichein mit wider- und unsinniger Verschrobenheit, die vielmehr nach dem Ausspruch Goethe's handeln: „Ein dramatischer Dichter, der seine Bestimmung kennt, soll unablässig an seiner höheren Entwickelung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sey.“ Das findet indeß mehr als jemals Hindernisse, und weil man sich vor klaren und kernvollen Gedanken, die vom Theater in's Leben wollen, scheut, haben sich Oper und Ballet des Vortritts und der Herrschaft bemächtigt, was an sich schon seit lange als gesunkene Geistigkeit der Bühne betrachtet worden ist. Welchen Einfluß aber die zeitigen Bühnenzustände haben, möge man sich entwickeln, wenn wir davon durchdrungen seyn dürfen, daß die ersten Bühnenwerke Schiller's, wären sie neu und in gleichem Kampf mit den jetzigen Zuständen und Stimmungen, wie unser Dichter es mit seiner Zeit war, jetzt nicht auf die Bühne kommen, wir also auch seine Meisterwerke nicht besitzen würden, hätte man jenen den Eingang zur Bühne verschlossen und er nothgedrungen für seinen Geist andere Wege suchen müssen.

Damit will ich schließen und trotz gebrechlicher Hoffnung wollen wir nicht verzagen; wir wollen die Verkündigung Lenau's: „Nach funfzig Jahren hat Deutschland kein Theater mehr!“ für nichts Anderes als den Ausbruch bitteren Unwillens halten; denn in

der Erfüllung würde der Ausſpruch heißen: Deutſchland hat kein Volk, ſondern nur in Schwäche und Zerſtreuungen auseinanderfallende Bewohner. Das wäre eine entſetzliche Zukunft, vor der Gott und neubelebte mannhafte Einwirkung des ungebeugten und unbeugſamen Geiſtes unſer Vaterland bewahren mögen!

Achim von Arnim,

die

Karschin und Helmina von Chezy.

1819.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

Bekannt gemacht von L. Achim v. Arnim.

Es läßt sich leicht voraus sagen, daß das Leben der bekannten Dichterin, zu welchem hier ein Beitrag geliefert wird, ihre Gedichte künftig erhalten muß, nachdem sie selbst ihr Leben mit ihren Gedichten zu erhalten gezwungen war. Es ist, ungeachtet der Unvollständigkeit und Rückhaltung, wie es von ihrer Tochter (Gedichte von A. L. Karschin. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslaufe herausgegeben von ihrer Tochter F. v. Kl. Berlin 1792.) aufgeschrieben worden, eine der reizendsten Dichter-Biographien unserer Nation. Viele, die eine getreuere Kenntniß ihrer leicht und frei entworfenen Gedichte und der ungeschickten Verbesserungen ihrer gelehrten Freunde haben, bedauern ihre Berührung mit der Kunstbemühung ihrer Zeit; Viele wünschten jetzt die ersten Entwürfe ihrer, meist improvisirten Gedichte zu besitzen; auch mögen sie wohl recht haben. In einem Volke, wie das unsere, wo diese Fertigkeit nicht, wie in Italien, künstlich anerzogen und ausgebildet wird, setzt es allerdings eine Eigen-

thümlichkeit voraus, des Beſten gerade nur auf dieſem Wege, in dieſer Art überraſchender Begeiſterung — als plötzlicher Einfall fertig ausgeſprochen — ſich bewußt zu werden. Wie bei den italieniſchen Improviſatoren ſelten etwas von dem taugt, was ſie improviſiren, ſo möchten gerade ihr vielleicht die improviſirten Gedichte viel beſſer als alle gelungen ſeyn, die ſie ohne äußeren Drang an ihrem Schreibtiſche erfunden hat. Wir bedauern, daß ſie nicht ſelbſt ihr Hirtenleben, ihr Herumwandern auf Hochzeiten, um Gelegenheitsgedichte für Geld zu fertigen, ihren glänzenden Einzug in Berlin, das Anſtaunen über ihre Fertigkeit, Verſe ohne Vorbereitung zu machen, beſchrieben hat. Berlin war damals von ſo ganz verſchiedenen Elementen bewegt, daß eigentlich eine lebendige Darſtellung davon noch ganz fehlt. Aus der ärgſten Kleinſtädterei war es der Mittelpunkt großer Weltbegebenheiten geworden; das große Talent auf dem Throne verſammelte mancherlei wunderliche Talente um ſich her; Menſchen aus allen Ständen hatten ſich empor geſchwungen; die größten Widerſprüche, Pietiſterei und Freidenkerei, entwickelten ſich neben einander; es gab einen Haufen von Eigenthümlichkeiten und noch mehr von Sonderbarkeiten, wie ſie Chodowiecki der übrigen Welt in ihrer äußeren Erſcheinung mittheilte. Auch der, von der Dichterin unter den Namen Phaon und Alceſt angeredete Freund, an den dieſe Briefe gerichtet ſind, gehörte zu dieſen eigenthümlichen Bildungen der Zeit, die er in aller Hinſicht genoſſen hatte, aus

der er sich, um noch mehr zu genießen, in sein Haus zurückzog, wo er in den eigenthümlichsten, aber prachtvollsten Launen herrschte. Seine poetische Gesinnung sprach ihm Horaz vollständig aus; er war mit schöneren Frauen, als mit der Karschin, bekannt; es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie sich der unglücklichen Sappho gleich stellte, obwohl er sie in aller Art beschützte und unterstützte. Ueber die Art ihres Verhältnisses weiß ich wenig zu sagen; nur ein Ereigniß finde ich so merkwürdig, daß es in Frankreich sicher und längst der Stoff einer komischen Oper geworden wäre. Der Freund gab häufig Trinkgelage, wo es recht eigentlich darauf angesehen war, einander auf die Probe zu stellen. Wer sich nicht halten konnte, wurde auf eine Bahre gelegt, die schwarz angestrichen war, und in ein Nebenzimmer gesetzt. Unsere Dichterin improvisirte bei einem solchen Trinkgelage, und wurde von dem Freunde feierlich mit Lorbeern gekränzt; dies begeisterte sie noch mehr; sie trank gern und viel, und sank so mitten in einer heftigen Begeisterung unter den Tisch. — Welche Verwunderung für sie am andern Morgen, als ihr das Bewußtseyn zurück kehrte, sich, mit Lorbeern bekränzt, auf jener Bahre zu finden, die den Betrunkenen zum Verschlafen ihres Rausches bestimmt war. — Ein Operndichter könnte den Freund ihr auf einer andern Bahre nachtragen lassen und es gäbe ein prächtiges Duett zwischen den beiden Erwachenden, die sich in einer andern Welt glauben. Wir wollen aber bei der Wahrheit bleiben; sie fand sich ganz allein und

kein Mensch hatte sich in der allgemeinen Lustigkeit weiter um sie bekümmert. — So viel zur Einleitung dieser Briefe, die, bis auf unbedeutende Schreibfehler, unverändert abgedruckt werden. Tag und Jahr fehlte bei allen, und sie sind alle sehr nachlässig geschrieben.

I.

Das Schicksal.

Daß über uns beschlossen sey
Die Reihe der Begebenheiten,
Das brauchet nicht Beweis von längst verfloss'nen Zeiten.
Mein eignes Schicksal ist mir groß genug und neu,
Und von beträchtlichem Gewichte.
Doch höre, Freund, von mir zu mehrer'm Unterrichte,
Was sich nur jüngst begeben hat;
Der ehrlichste Alceſt in Friedrichs erster Stadt
Erzählte mir mit Lächeln die Geschichte:
Daß Phaon, der sich sonst ganz nach Geschmacke trägt,
Des Hofes Trauer angelegt,
Und mit dem Abendfarben-Rocke
Dahergegangen sey. Vielleicht gedankenvoll:
Welch einen Prinzen nun der Krone Glanz verlocke,
Wer nun den Thron besitzen soll,
Von dessen oft bestritt'ner Höhe
Der Tod den sächsischen August
Gerufen, daß er mit ihm gehe
Dahin, wohin auch du ihm künftig folgen mußt.
Die Zwietracht-Göttin sah ihn gehen
Und sahe schon mit wilder aufgeflammter Lust
Die wieder kämpfenden Armeen,
Und dieses hat vielleicht, mit Schrecken in der Brust,
Mein Freund gedacht und nicht gemerkt auf seine Tritte.

Er ging, wo du im Lenz oftmals gewandelt haſt,
Und fiel, ſo groß er war, indem er vor ſich glitte,
In den abſcheulichen Moraſt,
Den tauſend Boten tiefer machten,
Die Muſtaphs Boten nachgeeilt.
Der gute Phaon lag und viele Mäuler lachten,
Obgleich er aufzuſtehn unfehlbar nicht verweilt;
Er ward noch röther auf der Wange,
Als er gewöhnlich iſt, und ſah ſich nun im Gange
Beſtürzt, beſchämt und ſchüchtern an.
Da trat mit ganz beſcheid'nen Mienen
Zu ihm ein armer, alter Mann —
Von denen, die das Wohlthun ganz verdienen —
Mit ſeinem Meſſer, das er zum erbetnen Brod
Bedarf, daß er's in kleine Suppenſtücke brocke,
Hat der Dienſtfertige den Straßenkoth
Geſchabt von dem gefall'nen Rocke.
Er nahm ſein bettleriſch armſeliges Gewand
Und trocknete mit ſchneller Hand
Den naſſen Fleck am Trauerkleide,
Vergaß auf einen Augenblick
Der Armuth und fuhr ſchnell zurück.
Erſtaunt rief er: Ach Herr, ein ganz Achtgroſchenſtück
Werft ihr in meinen Hut! Wie Mancher, der von Seide
Und Gold und Silber ſtrotzt, bleibt meiner Bitte taub,
Giebt mir den Dreier nicht, den ich von ihm begehre,
Und nennt mein Betteln einen Raub! —
Er ſprach's und eine Freudenzähre
Floß von des Armen Angeſicht.
Freund, Gott vergißt des Frommen Mangelleiden nicht,
Elende ſchrei'n zu ihm, er ſorget für ſie Alle,
Und zum Beweiſe, daß er's thu',
Hat es ſein Rath gewollt, ließ ſeine Hand es zu:

Daß in den Koth ein Reicher falle;
Ich glaub' es und das glaubſt auch du!

Anmerkung. Vielleicht war dieſes Gedicht nähere Veranlaſſung zur Bekanntſchaft. A. v. A.

II.

Die Dichterin betrachtet den ſilbergeſtickten Rock des Freundes als einen Wettſtreit der Kunſt mit dem Winter; ſeinen Federhut mit Treſſen vergleicht ſie einer Landſchaft; ſeine gepuderten Locken mit einer Lilie. A. v. A.

Mit Schneegewölken grau bekleidet,
Großſchrittig kommt der Wintertag;
Das öde Thal bleibt unbeweidet,
Wo ſonſt der Schäfer lauſchend lag.

Der Klee, die Blumen ſind geſtorben,
Und jeder Baum ſteht lockenlos,
Die Birkenblätter ſind verdorben
Und modern auf der Erde Schooß.

Mein Freund, der muntre Phaon, trotzet
Dem Winter, der zu herrſchen weiß;
Auf ſeinem dunklen Rocke ſtrotzet
Mit Kunſt gemachtes Silber-Eis.

Wie Zöpfe, in der Nacht gefroren,
Des Morgens blinken an dem Dach,
So blinkt das, was die Kunſt geboren,
Und meine Augen werden ſchwach.

Geblendet wird mir mein Geſichte:
Dein Hut ſtellt eine Landſchaft vor,
Wo nicht der Taxus, nicht die Fichte
Den Schmuck des krauſen Haars verlor.

Es blinkt daher an ſeinen Schläfen,
Wie Flocken, die der Froſt geſtählt,
Die alle Schönheit überträfen,
Die Gott zur Lilie gewählt.

Du ſchöner Winter, ſey gegrüßet
Auf Phaons Stirn, auf ſeiner Bruſt;
Ihr prachterfüllten Fichten müſſet
Erſchüttern oft bei ſeiner Luſt.

Ihr Felle der erwürgten Thiere,
Erwärmt ihn ſtärker: daß er nicht
Die Luſt zum heißen Kuß verliere,
Und nie das Roth im Angeſicht.

Meine Tochter drängt mich, theurer Freund! Sie meint, Ihnen wird mein Geſchwätz mißfallen; ich will mich beſſern. Ich gedenke, noch einige Tage hier zu bleiben und noch zwei oder drei Beſuche zu geben, und zwar mit dem Kleide, das mir ein ſolch mädchenmäßig Anſehen verſchafft. Leben Sie froher unter Ihrer Geſellſchaft, als der Römer Lucullus unter den Freunden ſeines Gaſtmahls. Leben Sie wohl, mein beſter Freund!

Anmerkung. Vielleicht war dies der glücklichſte Augenblick des gegenſeitigen Verhältniſſes. A. v. A.

III.

Die Veranlaſſung zu dieſem Briefchen, voll vertraulichen Uebermuths, iſt die Verheirathung des Prinzen Heinrich und eine dazu veranſtaltete Redoute. A. v. A.

Freund, morgen in der nächſten Stunde
Vor Mitternacht.

Komm, ſiehe Mikchen an, die ſich aus gutem Grunde
Zum Jüngling macht;
Sie geht im roſenfarb'nen Rocke
Zum Abendtanz.
Auf ſchmalem Rücken hängt die dunkelbraune Locke,
Und für den Kranz
Setzt ſie auf jungferlichen Scheitel
Den Federhut,
Und denket ſich, ſonſt niemals eitel,
Jetzt Männer-Muth
Und drückt mit kleiner Hand ihn tiefer
In's Angeſicht;
Er ſtehet ſchief, ſie ſetzt ihn ſchiefer.
Ihr Auge ſpricht
Hervor aus ſchwarzer Larve Ritzen
Mit Göttlichkeit,
Als wenn des Himmels Wolken blitzen
Zur Erndte-Zeit.
Die ſchönſte von den Zauberinnen
Verdeckt mit Flor,
Das ſchönſte von den Mädchen Kinnen,
Es lispelt vor
Den Männern und den jungen Leuten,
Als wenn der Weſt
Mit allen ſeinen Lieblingsfreuden
In Roſen bläſt.
Sie tritt ſo ſanft, ſo zierlich nieder
Mit rothem Fuß,
Daß manche Dame hin und wieder
Sie neiden muß.
Man ziſchelt ſich in hundert Ohren:
Wer iſt das Kind?

Es ward dort oben wohl geboren,
Wo Götter ſind.
Neugierig kam es nur herunter,
Folgt Heinrichs Tritt,
Hüpft nach dem Takte hoch und munter;
Der Sieger ſchritt
Im Felde mit des Feindes Haufen,
Jetzt wird ſein Mund
Die Nachtzeit wiſſen auszukaufen.
Der Friedensbund
Flößt ihm für die Prinzeſſin Flammen
Und Wolluſt ein;
Schon frägt die Muſe nach: wo Ammen
Zu wählen ſey'n?
Schon zürn' ich: daß ich jetzt muß wachen
Ganz ohne Mann:
Schnell müſſ' er mich zur Amme machen,
Und dann gäb' ich mich ſingend an.

IV.

Man findet hier die poetiſche Beſchreibung einer Oper und am Schluſſe Bezüglichkeiten der Verhältniſſe in Proſa.

Du feiner Kenner jedes Dinges,
Das unter'n Titel-Prunk gehört;
Des Opern-Saales Pracht iſt wahrlich nichts Geringes
Und Polihymnia hat ſelbſt den Chor gelehrt,
Der ſo bezaubernd weiß zu ſingen,
Daß auch der ſchwächſte Ton muß in die Seele dringen,
Und jedes Herz erſchüttern kann.
Sieh, jede Loge ſtaunt den Purperino an,
Wenn er Meropen will zu ſeiner Liebe zwingen.
Er weiß mit aller Majeſtät
Den großen Vortrag anzubringen.

Der wie ein Schwert durch ihren Busen geht.
Und Todesschauer auf sie gießet.
Ihr zittert, Männer, ja, ihr bebt,
Wenn sie gezwungen sich entschließet,
Und schon den Mordstahl, schon die rechte Hand erhebt,
Um den Egistus durch die junge Brust zu stoßen.
Die von den angebornen großen
Empfindungen der Prinzen schwoll,
Und starker Helden-Triebe voll
Zu großen Thaten ihn getrieben.
Das Mädchen und die Dame muß
Den angenehmen Jüngling lieben,
Und selbst die Königin wirft heimlich einen Kuß
Auf seine Großmuth, seine Tugend,
Denn sie erinnert sich bei ihm an Friedrichs Jugend
Und überwundenen Verdruß.

Sehen Sie, mein Bester, hier einen Theil des Schauspiels in der Oper und glauben Sie mir: daß nur mein Geist gegenwärtig gewesen ist, nicht aber diese Maschine, die jetzt Ihnen schreibt, und die in der gedruckten Berlocke die Gestalt der Hexe von Endor hat oder einer siebenzigjährigen Zigeunerin, die den Bauer-Dirnen aus der Hand weissagt. Ich las den Inhalt der Oper in dem Zimmer des schwarzäugigten Mädchens, dessen Bräutigam jüngst schrieb: daß er nun bald Tagelang von seiner Liebe ihr vorsagen würde. — O, warum ist man nicht auch noch Mädchen und läßt sich was von Liebe vorschwatzen, und empfängt jetzt aus den Händen seines Anbeters einen neuen Pelz um die Schultern und einen unmottenfräßigen Muff um diese Hand, mit

der ich Ihnen beste Wünsche zum Feste und die Versicherung der Ergebenheit schreibe, mit welcher ich bin Ihre ganz verpflichtete Sappho.

V.

Sendschreiben, als sie ein kleines Bauermädchen auf einem Kornwagen bei ihrem Phaon hatte vorfahren sehen.

Wer war die schöne, jugendliche,
Glanzvolle Kleinigkeit, die fast
Der Liebesgöttin völlig gliche?
Freund, sage, fuhr bei Dir die Venus heut zu Gast?
Und hat ihr Phöbus seine Pferde
Vom Sonnenwagen abgespannt,
Als sie sich lächelnd nach der Erde
Und nach dem Hause, wo Du schmauset, zugewandt?

Eine kleine glänzende Schönheit stieg diesen Mittag vor Ihrer Thür ab; ich vermuthe ganz sicher: daß es Cythere war, oder, ist es Ceres gewesen? Ha, ha! In Wahrheit, die Erndte-Göttin war es, die auf dem prächtigen Wagen saß mit hohen Leitern, mit Weizen-Säcken beladen, von Ihrem Landgute her. Man lud Versorgung ab für Ihre Hausgenossen, für Ihr glückliches Gesinde, und die Monate des künftigen Jahres drängen sich wetteifernd um den Vorzug, Ihnen Vergnügen und Gewinn zu bringen. Ich und meine Muse, wir drängen uns um Ihre Vorraths-Kammer und um Ihren Weinkeller, von dem weißfarbigten, quellähnlichen, rauschenden Rebensafte bittet die Muse, das zu kühne Mädchen. Schelten Sie nur; ich bin mit Bescheidenheit und grenzenloser Achtung Ihre verpflichtete Sappho.

VI.

Nun hat Dein Freund, Dein Arzt Dich übergeben.
Nicht an des Todes Knochenarm,
Vor welchen noch die Greise beben,
Wie schöne Kinder, jung und warm.
Nein, an der Hand des Freundes, der zur Beute
Dem Grabe lange Dich nicht gönnt,
Weil er zu sehr die schönste Seite
Von Deinem guten Herzen kennt.

An die Hand meines lieben Doktors, an den Arm Ihres redlichsten Freundes übergab Sie der Arzt, mein Gesundgewordener, mein wieder neu Lebender! — dort unter den schattigen Linden, wo die schwärmende Mücke dem Zeisig und dem schlagenden Finken zum Abendbrod dient, dort verließ Sie Lesser und Sie schöpften mit geizigem Athemzug die liebliche Mailuft. Morgen gedenk' ich an dem Tische des ehrlichen Mannes mich mit ihm zugleich über Ihre Gesundheit zu vergnügen.

Daß Du noch lebst, daß unter diesen Linden
Der Blüthen Balsamduft in Dich
Sanft dringen wird, das wollen wir empfinden;
Und wenn mein Freund mit Lächeln sich
Nach meinem Glase mit der vollen Flasche drehet,
So will ich sagen: Freund, schenk' ein,
Denn unser Phaon trinkt jetzt unverboten Wein.
Ihn hätte bald der Tod gemähet,
So wie des Dorfes Sensenheld
Den schönsten Stengel Rohr
Zerschneidet, daß er fällt.

Anm. Die Lebensgefahr machte vielleicht ganz vertraut. A. d. A.

VII.

Ueber einen roth und weiß blühenden Levkojen-Stock, mit nicht ganz zu enträthselnden Anspielungen. A. v. A.

O Freund, vor dem Levkojen-Stocke,
Der an Mikettens Fenster blüht,
Erstaunt der Frühling, der jetzt seine gold'ne Locke
Mit Rosen kränzt und von uns flieht.

Auch fragen sich einander jene
Lustwandler auf dem Lindenpfad:
Ist dies ein Rosenstrauch, der Blüthen, gleich der Schöne
Von frischen Mädchens-Wangen, hat?

Das höchste Roth, die hellste Weiße
Prangt an einander, und vergnügt
Das Auge mehr, als wenn ein Bild vom Künstlerfleiße
Auf Leinwand eine Schöpfung lügt.

Des Blumenbaumes Blätter scheinen
Veraltert, wie das Angesicht
Der sechzigjährigen Matrone, die das Weinen
Und Beten nennet ihre Pflicht;

Indessen, daß der Tochter Töchter,
Mit ihren Wangen weiß und roth,
Den Jüngling reizen und den Mann, dem nicht der Wächter
Des heiligen Gewissens droht.

Der stolze Baum mit buntem Wipfel,
Wer gab ihn an das Schlafgemach
Des Mädchens, welches einst der Jahre höchsten Gipfel
Erreicht, noch nicht an Reizung schwach?

Du biſt's, du riſſeſt ihn vom Fenſter
Des Wittwers ab, des warmes Blut
Von Kuß und Scherzen träumt, und blühende Geſpenſter
Umarmet mit verliebter Wuth.

Ihm goß der ſüße Duft der Blume
Mehr Wolluſt, mehr Empfindung ein,
Und ſeine Seele ſoll, der ſel'gen Frau zum Ruhme,
Zwölf Monden für die Keuſchheit ſeyn.

Ein Tempel, welcher für Cytheren
Verſchloſſen bleibet, gleich der Thür,
Wo meine Freundin ſchläft, die noch kein Mann darf ſtören,
Im honigſüßen Traum von dir.

VIII.

Der klagende Staar.

Dürft' ich, mein Herr, euch etwas klagend anvertrauen:
Die Herrin, eure Frau, ſcheint ziemlich wankelmüthig.
Vor Kurzem war ſie noch ſo gnädig und ſo gütig,
Und ließ mir ein gemächlich hübſches Häuschen bauen;
Gab mir mit Emſigkeit und Ueberfluß zu eſſen,
Und nun hat ſie mich ſchon drei Tage lang vergeſſen.
Doch nein, die gar zu guten Tage ſind oft ſchadend,
Drum will ich, mich in meinem Waſſer-Näpfchen badend,
Zufrieden ſeyn, wenn auch nur dann und wann ein Krümchen fällt,
Und ihr, mein beſter Herr, ſeht ſtets auf jenen großen Herrn der Welt!

Erklärung.

Von Helmina v. Chezy.

Ich habe mit nicht geringer Verwunderung über den Zeitaufwand, den einer unser geachtetsten Romantiker daran verwendet, den Aufsatz über meine selige Großmutter, A. L. Karschin, gelesen. Er spricht darin von Dingen, die vorgefallen seyn sollen, etwa vor sechzig Jahren, und hält sich dabei an mündliche Ueberlieferung, der ein besonnener Mann mißtrauen sollte. Es giebt keine negativen Beweise; aber das ganze Leben der Verewigten, und die Achtung ihrer Zeitgenossen zeugt gegen die Wahrheit der von ihm hinterbrachten Anekdote, die ich für ganz erfunden erkläre; denn ich habe tausend und tausend Beweise von der strengen Sittlichkeit des Betragens einer Frau, der vom Throne bis zur Hütte zeitlebens die höchste Achtung entgegenkam, deren Name noch heut nur mit Ehrerbietung ausgesprochen wird. Eben so habe ich Gründe, mit denen ich das Publikum nicht ermüden will, die Folgerungen, die Hr. v. Arnim aus den scherzhaften Gedichten meiner Großmutter an den Baron Labes zieht, für ganz falsch zu erklären; ich muß (nach dem Inhalt der Mittheilungen des Hrn. v. Arnim zu urtheilen) befürchten, daß ihm das Publikum dafür noch weniger Dank weiß, als die Nachkommen einer geachteten deutschen Dichterin, der ihre poetischen Zeitgenossen: Gleim, Wieland, Ramler —

nicht sie — den Namen „Sappho" gaben, und die den Baron Labes nur zum Spaß „Phaon" heißen konnte, da sie seine Verhältnisse kannte, und zu jener Zeit fünfundvierzig Jahr alt war. Es ist ein schwer zu lösendes Räthsel, wie reichbegabte Geister, statt des so seligen Waltens und Schaffens, sich mit Nachgraben abgeben und mit Regenwürmern begnügen: „Laßt die Todten ihre Todten begraben!" und soll aus dem Grabe eines berühmten Todten etwas an das Licht, so sey es doch nur Erfreuliches und Gutes, und davon liefert das Leben der verewigten Karschin — ich sage es mit Freudigkeit! — Vieles, das nur Gott und dankbare Herzen wissen. Freilich erbielten ihre Gedichte nicht nur sie, sondern vaterlose Waisen, Enkel, und sie war mildthätig und unermüdet im Wohlthun; aber wenn ihr Reichthum fehlte, so hatte sie Schätze gesammelt, die der Rost nicht verzehrt, noch die Motten, und ewiger Segen blüht um ihr stilles Grab! Alle, die sie kannten, ehren sie; ein Tages-Artikel kann die Achtung für das Angedenken einer edlen Frau nicht tilgen, eben so wenig könnte eine Widerlegung die angefochtene Ehre der Karschin herstellen, wenn nicht ihr reines, gottesfürchtiges und würdiges Betragen für sie spräche; ich aber konnte dies öffentliche Wort gegen eine öffentliche Verunglimpfung, als Enkelin der Todten, meinem Herzen nicht versagen.

Dresden, den 17. Julius 1819.

Ungedruckte Briefe der Karschin.

Mitgetheilt von Ludwig Achim v. Arnim.

Wiepersdorf, bei Dahme, den 12. August 1819.

Die Erklärung einer geehrten Frau, welche sich gewiß mit Fug und Recht für eine Enkelin der Dichterin Karschin hält, obgleich sie es auch nur durch Zeugniß Anderer, wie ich die Geschichte der Krönung unserer Dichterin und die ganze Weltgeschichte beweisen kann, veranlaßte mich, jenen, schon vor Jahren geschriebenen Aufsatz noch einmal aufmerksam zu lesen: ob sich etwas Falsches in die Erzählung oder etwas ganz Schlechtes unter die mitgetheilten ungedruckten Gedichte eingeschlichen habe? Aber die Gedichte gefallen mir wieder recht gut, und daß die Enkelin die artigen scherzenden Gedichte der Großmutter verachten will, gefällt mir gar nicht. — Meine kleinen Noten, welche sich nur als Vermuthungen über den poetisch-freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiden Personen ausgeben, der mehr in den Worten als in den Herzen lag, haben in ihrer Art so viel Verdienst, wie die gelehrten Noten der Herausgeber des Berliner „Fronto", obgleich ihr Gegner in Mailand ihnen nichts von der vermutheten Anordnung einräumen will. Die lustige Geschichte in der Einleitung ist genau so erzählt, wie ich sie mehrmals von den Genossen des Hauses vernommen habe, wo sie sich ereignete; die mir sogar den Ort zeigten, wo das Fest der Dichterin gefeiert wurde. Ein Kapitel, wo Dichter feierlich

gekrönt werden konnten, gab es damals in Berlin nicht, und die Gunst des Thrones, welche die Enkelin rühmt, beschränkte sich auf ein Geschenk von drei Thaler, welche die Dichterin (Gedichte. Berlin 1792, S. 324) in einer artigen Quittung besungen:

„Seine Majestät befahlen:
Mir, anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen; —
Der Monarch-Befehl ward traun
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
Zu Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen.
Sonst bestellt' ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten,
Und sich ärgern über'n Schmaus
Bei des abgegrämten alten
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt."

Zum Erdichten einer solchen poetischen Krönungs-Historie waren jene Hausgenossen weder im Scherz, noch im Haß geeignet; man müßte es als eine Wundergabe betrachten, die sich, wie Funken zwischen Stein und Eisen, in der Berührung zwischen Prosa und Poesie entwickelt hätte. Ueberhaupt war damals die Welt zwar anekdotensüchtig, aber, wie die Geschichtschreiber jener Zeit, mit vielen Belegen versehen; die Unterhaltung glich in dieser Hinsicht einer Burmannschen Ausgabe, in der sich unter zwei Wor-

ten Text immer zehn Meinungen über eine Interpunktion mit großem Getöse hören lassen. Uebrigens, was ist denn Schreckliches daran: daß der begeisterten Frau einmal zu stark zugetrunken worden? — wenn der Geist beschäftigt ist, thut man gar Manches in Gedanken. Vielen andern Frauen ist es so ergangen. Von der Ninon wird erwähnt: daß sie sich in Suppe berauscht habe. Sully, der ernste Staatsmann erzählt: daß er die sämmtlichen Hofdamen bei einem Feste, das er ihnen gab, mit einem sehr hellen, aber äußerst starken Wein, den sie für schwach und wässrig hielten, angeführt habe. Die Enkelinnen dieser Hofdamen konnten mit demselben Rechte, wie Frau von Chezy, die Geschichte, als ganz erfunden, öffentlich verrufen: denn ihre Großmütter wären lauter gottesfürchtige Personen von sehr würdigem Betragen gewesen. Wenn aber nun die todten Hofdamen mit verschobenen Kopfzeugen ihnen im Traum erschienen, mit den Achseln zuckten und sprächen: Was wollt ihr altklugen Kinder unsern vergnügten Tag uns abstreiten! Scheuert euch blank, so viel ihr wollt; laßt uns unsern antiken Rost, er ist ein Zeichen von unserm unverderblichen inneren Gehalte; wir waren weder scheinheilig noch frech, die Zeit erlaubte uns manchen freien Scherz, vielleicht seyd ihr und eure Zeit dazu nicht mehr aufgelegt; unsere altväterlichen Scherze sind uns aber noch jetzt im Himmel recht lieb. Denkt, daß in unserer Zeit das berühmte Lied gedichtet wurde: „Und als der Großvater die Großmutter nahm, da

war der Großvater ein Bräutigam!" — Darauf würden die Enkelinnen der Hofdamen wenig zu antworten wissen. Wer mag den Todten etwas zu Leide thun! — wir wissen nicht, wie bald wir mehr mit ihnen, als mit den Lebenden zu thun haben; aber ich meine: die selige Karschin würde gegen die Bekanntmachung der kleinen Trink-Anekdote nichts zu erinnern finden; sang sie doch selbst ganz offenherzig (Gedichte S. 330):

„Leben wollt' ich die Begier:
Wein zu trinken halbe Nächte.
Wenn mein Milon nur mit mir
Manchen Abend zechte:
Aber nun trinkt er den Wein
Mit den Männern ganz allein.
Ha, ihr Männer! ha, ihr Zecher!
Amor jagt euch von dem Becher
Durch die Pfeile, die im Köcher
Aufgesammelt sind zur Pein
Aller Herzenbrecher!"

Aber auch den Lebenden soll kein Leid geschehen, und hätte ich ahnen können, daß die Krönungs-Anekdote der Frau von Chezy so ärgerlich erscheinen würde, daß sie nicht einmal daran glauben mag, so hätte sie meinetwegen ungedruckt in's ewige Reich übergehen können; es sind in der Welt schon viel bessere Späße vergessen worden. Nun die Sache geschehen, mußte ich den Verdacht von mir abwenden: als ob ich wohl gar der guten alten Karschin etwas anlügen wollte. Mein Zeitaufwand bei dem Aufsatz war gering; das kleinste praktische Ge-

schäft macht jetzt im preußischen Staate mehr Umstände und kostet mehr Zeit, als zehn solche Aufsätze. Kein böser Wille, sondern die Liebhaberei an Volksliedern machte mich aufmerksam auf die Karschin. Es war mir unbegreiflich: daß ich kein einziges erträgliches singbares Lied von ihr entdecken konnte, ungeachtet sie viel mit dem Volk als Dichterin umgegangen war. Ich forschte deswegen ihrem Leben näher nach, und fand leider: daß ihre frühere empfindungsreiche Zeit in der Rohheit ihrer Umgebung und in vielen Leiden aufgegangen, die frätere aber von der Verstandes-Gärtnerei der gelehrten Dichter zu eng beschnitten sey. Auch war es für sie ein Unglück, daß sie zu leicht reimte; das Unbedeutende erhielt dadurch eine gewisse Anerkennung in einer Zeit, der sogar noch das Reimen sehr schwer wurde. Merkwürdig war es mir ferner: daß ich bei jenen ungedruckten poetischen Briefen, welche den Streit anregten, auch ein gedrucktes Blatt fand, welches ich für eines ihrer schönsten Gedichte halte, und das in der Sammlung ihrer Gedichte vom Jahr 1792 nicht aufgenommen worden. Ich theile es hier mit, um die Frage zu veranlassen: ob noch viele der Art zerstreut vorhanden sind? Es ist an die Prinzeß Amalia bei dem Einzug Friedrich's (den 30. März 1763) gerichtet:

„Mit hundert tausend Stimmen ruft
Berlin: „Mein Schutzgeist kommt!“ Paläste schallen wieder;
Das Jauchzen tönt empor und aus zerrißner Luft
Fällt der betäubte Vogel nieder.

Da kommt der Triumphirer her!
Vier Adler tragen ihn durch wimmelndes Gedränge
Und mit der Frühlingssonne Blick bemerket Er
Froh das Gefühl der ganzen Menge.
Ein heilig Schweigen herrschet um
Das hochgewölbte Grün, *) gebauet von Dryaden;
Gedrängte Regungen, ihr macht die Zunge stumm.
Wenn Thränen jede Wange baden.
Die Spree rauscht Lieder in das Ohr
Des Schwans, der auf ihr schwimmt, und seines Halses Weiße
Noch stolzer sehen läßt, noch höher trägt empor:
Daß er den Held willkommen heiße.
Nun bebt die Brücke, **) schön beschwert,
Und Friedrich Wilhelm fühlt des größ'ren Enkels Thaten;
Jetzt lächelt er herab, jetzt stampft sein erz'nes Pferd
Auf Sklaven, die um Leben baten.
Nun kommt der Held dem Throne nah,
Der Marmorpfeiler scheint sich bebend zu bewegen,
Und ewig grüne Lorbeern wirft Amalia
Dem Adjutt ihrer Brust entgegen.
Ganz Frühlingsgöttin zeichnet Sie
Den Weg mit Blumen, sieht Ihm zu und hebt in Schlägen
Des Herzens, das Ihn liebt: „Mein Bruder, winde nie
Den Oelzweig von dem Helden-Degen!"

Mit dem Oelzweig, den ich als Feder geschnitten habe in der einen Hand, fordere ich Frau von Chezy auf: statt aller Vertheidigungen uns lieber eine gute Ausgabe der Gedichte ihrer Großmutter zu liefern. — Gern theilte ich noch ein paar ungedruckte, sehr gewandte Epistoln der Dichterin mit; aber die an-

*) Triumphbogen. **) Die lange Brücke.

dere Hand greift ungeduldig nach dem Hut; der Himmel ist wieder hell und die Erndte drängt uns Landleute oder Romantiker, wie uns die Stadtleute jetzt zu nennen belieben.

Nachschrift. Der Himmel ergießt wieder seine allzu späte Milde über uns; so gewinne ich Zeit, wenigstens eine der Epistеln, eine Bitte um einen Freiplatz an den damaligen Direktor der Königlichen Schauspiele und Vergnügungen abzuschreiben.

Hochwohlgeborner Herr, den ich bei meinen Hessen
Oft nennen hörte, den ich lange schon verehr'!
O nenn' es doch nicht zu vermessen:
Daß ich durch diesen Brief dich in Geschäften stör'!
Erlauchter, von der Weisheit selber
Bestimmter Direkteur
Der königlichen Spielgewölber,
Wo Geist und Herz und Augen und Gehör
Den angenehmsten Schmaus genießen!
Ich wag's und du wirst mir verzeih'n,
Ich wag's: dich bittend zu begrüßen
Um einen Freiplatz in dem Hause groß und fein,
Auf des Monarchen Wink erbauet
Für die Franzosen, welche sich
Den Schauspiel-Musen anvertrauet
Und drinnen spielen meisterlich.
Das Haus hat Raum genug für mich,
Und überdies bin ich so billig:
Nicht stets zu kommen und mich nicht
Zu drängen mit Gewalt: ich weiche gern und willig,
Sobald man vom Gedränge spricht.
Doch Eins, mein edler Herr: Ich hab' ein kurz Gesicht,

Und wünſche mir deshalb ein Plätzchen angewieſen
Auf dem Parquet von deiner Huld;
Du wirſt auch immerdar geprieſen —
Ich bleib' auch tief in deiner Schuld —
Und werde gern die Spieler rühmen;
Obgleich mein Ohr nicht viel verſteht, *)
So ſagt mein Aug' mir doch aus Pantomimen:
Wohin des Spieles Faden geht;
Ich rathe, was ich nicht im Schalle kann verſtehen.
Und lerne durch das Rathen wohl
Noch gar die Sprache, die ſo ſtolz zum Hof kann gehen,
Als wär's die Tochter vom Apoll,
Und von der Suada ſelbſt geboren. —
Ich hoffe, daß Du mich erhörſt,
Weil du ein Deutſcher biſt; mein Wunſch iſt nicht verloren:
Ich weiß, daß du die Muſen ehrſt.
Und mich hat doch die Welt verwöhnet,
Zu glauben: daß ich mit den Muſen ſey verwandt;
Ich hab' es von mir abgelehnet
Und werde doch dafür erkannt.
Wie du vielleicht gehört wirſt haben
In vielen Ländern, weit von hier,
Wo du bewundert wirſt mit deiner Staatskunſt Gaben,
Bei der Geſandtſchaft, welche dir
Der größte König aufgetragen.
Vergieb, daß ich ſo herzhaft bin,
Voll Zuverſicht mir ſchon zu ſagen:
Ich ſey von dir gemacht zur ew'gen Schuldnerin.

Den 17. Mai 1776. A. L. Karſchin.

*) Wie unſchuldig, offenherzig und nachgiebig iſt hier die höchſt verwickelte Theorie der Freiplätze dargelegt. A. v. A.

Herr Joachim Lange
und seine Grammatik.

Nebst Gedanken über Erziehung in Schule und Haus.

Streit-Aufsätze

von

Dr. H. Hermann u. Dr. T. Heinsius.

1821.

Herr Joachim Lange und seine Grammatik.

Eine patriotische Phantasie.

Von Dr. H. Hermann.

Vergessen, aber merkwürdig ist doch jene Grammatik, merkwürdiger als Mancher denkt. — Vielleicht nennt das Dieser oder Jener eine Ansicht, welche er durch seine hohen Einsichten zu bekämpfen, zu bemitleiden oder — zu belächeln hat. Mag's drum seyn; wir werden in Demuth über uns ergehen lassen, was wir von unserer armen Haut nicht abzuwehren im Stande sind. Also weiter im Text.

Der Oheim Toby, Shandyschen Andenkens, konnte das winzigste Geschütz nicht sehen, ohne daß ihm sogleich die ganze Belagerung von Namur dabei einfiel. Wir sind nicht vermögend, an weiland Herrn Lange's Grammatik zu denken, ohne uns dabei der glorreichen Regierung Friedrich II oder der eigentlichen goldenen Zeit Deutschlands zu erinnern. — Deutschlands goldener Zeit? Schon wieder eine Ansicht! Gnade, Herr Inhaber der Weisheit! wir haben

das heilloſe Unglück, nicht mehr ganz jung zu ſeyn, und da wißt Ihr ſchon, daß wir nothgedrungen unter die laudatores temporis acti gehören. — Als übrigens das genannte Buch (von dem wir beiläufig erwähnen, daß es nicht weniger als dreißig neue Auflagen, und zuletzt noch gar die ausgezeichnetſte typographiſche Ehre erlebt hat, gleich der berühmten Canſtein'ſchen Bibel mit ſieben bleibenden Schriften gedruckt zu werden), als dieſe Langeſche Grammatik in unſern halb und ganz gelehrten Schulen noch überall zu finden war, da hatten unſere lieben Landsleute wenig oder nicht in Rouſſeau's „Emil" geleſen; da war unter ihnen noch von keinen Philanthropinen, von keinem Baſedow, keinem Campe, keinem Salzmann, keinem Peſtalozzi die Rede geweſen; mit einem Worte, da künſtelte und drechſelte man noch nicht weder an der häuslichen, noch an der öffentlichen Erziehung. Alles ging in Sachen der Jugendbildung ſeinen ſchlichten, einfachen, regelmäßigen, taktfeſten Gang; Zucht, Disciplin und Ordnung, womit man jetzt ſo ungeheuer viel Noth hat, fanden ſich damals wie von ſelbſt. — Kein Wunder; die Leute jener Zeit laſen ſtatt des weitſchichtigen, jetzt längſt vergeſſenen Campeſchen Reviſions-Werkes den einfachen und eben deshalb unvergeßlichen Jeſus Sirach, ſonderlich Capitel 30, das freilich ein wenig grell gegen die durch Baſedow und Campe in ganz Deutſchland verbreiteten Grundſätze abſticht. Unſere Augen und Ohren vertragen ſolch eine Sprache nicht mehr; und geſetzt auch, wir hielten's aus bis zum

elften Verſe, bei dem zwölften: „Beuge ihm den Hals, weil er noch jung iſt; bläue ihm den Rücken, weil er noch klein iſt, auf daß er nicht halsſtarrig und dir ungehorſam werde" — ſchlagen wir gewiß voller Verdruß das Buch zu, und rufen laut: „Iſt es denn auch nur möglich, daß ſo etwas je hat geſagt und gedruckt werden können?" — Nebenbei ließ ſich außer dieſem kräftigen Spruche aus dem heiligen Buche auch wohl noch ein für uns nicht anſtößiges Menſchenwort hören. So ſchrieb einſt der berühmte Philolog Johann Mathias Geßner: „Parvi debent pulsari, quia cum illis rationari non potest."

Jeder Anhänger Sirach's ſieht hier einen wahren Zwanzigpfünder der geſunden Menſchenvernunft vor ſich; allein Herr Johann Bernhard Baſedow, philantropiſchen Andenkens, verſtand doch die Sache beſſer. Er, der gern den Mund vollzunehmen pflegte, dekretirte förmlich und im Namen der ganzen werthen Menſchheit: daß ein Büdchen im Klapprock eben ſo wohl ſämmtliche Menſchenrechte für ſich in Anſpruch zu nehmen habe, als er, der große Stifter des Philanthropinismus ſelbſt, und daß ſonach jede körperliche Züchtigung, als wahre Menſchen-Entwürdigung, aus ſeiner vortrefflichen Anſtalt verbannt bleiben müſſe. — Schade, daß dergleichen höchſt ernſthafte Leute, die ſchon von Amtswegen immer wie die perſonifizirte Moral ausſehen zu müſſen glauben, nie ſcherzhafte und launige Schriften leſen (welches, in Parentheſe geſagt, doch ein treffliches Mittel gegen ihre Apathie wäre, welche die Erforſchung der

Wahrheit jederzeit mehr gehindert als gefördert hat); sonst würde Herr Baſedow gewußt haben: daß vor ihm Herr Lorenz Sterne ſchon einen mächtigen Schritt weiter als er gegangen, und des humanen Glaubens geweſen ſey: daß man, wenn es auf die unverlierbaren Menſchenrechte ankomme, ſogar den Homunculus im Mutterleibe mit dem Lord Kanzler von England in eine und die nämliche Kathegorie zu ſtellen habe!

Es herrſchte indeſſen zur Zeit der ehrſamen Langeſchen Grammatik und bei dem allgemein angenommenen Grundſatz: „Wer nicht hören will, muß fühlen!“ in den Schulen fürwahr eine ganz andere und beſſere Disciplin als heutigen Tages, wo wir in jedem wieder auflebenden Philanthropen einen zweiten Rouſſeau bewundern und den ſchulgerechten Sirach verächtlich über die Achſeln anſehen. — Ach, es war doch, bei allen ihren Mängeln, ein herrliches, ein ganz unvergleichliches Buch, dieſe nun vergeſſene Grammatik! Nicht nur ſtarben damals und bei der Zucht, die ſie mit bei Ehren erhielt, in Deutſchland alljährlich ein paar Dutzend Schulleute an der Schwindſucht weniger; ſondern ſie legte auch, da alle wiſſenſchaftliche Bildung mit der lateiniſchen Sprache ihren Anfang nahm, bei ihrer groſſen Einfachheit den tüchtigſten Grund zu jener ſtillen und doch enthuſiaſtiſchen Anhänglichkeit an das Natürliche und Ungekünſtelte, ohne welche die Alten nicht unſere ewigen Muſter geworden ſeyn würden und ohne welche bis zu den ſpäteſten Zeiten hin in Künſten und Wiſſen-

schaften nichts Bleibendes, nichts wirklich Meisterhaftes geleistet werden kann.

Einen Vorzug haben die Tage, in welchen wir leben, der ihnen nicht abzustreiten ist, und der besteht darin: daß man allgemein zu merken anfängt, wie sehr man sich in manchen seyn sollenden Verbesserungen, die sich vornehmlich aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts her schreiben, und in ihren Folgen verrechnet hat. Möchte diese fürwahr nicht unwichtige Entdeckung zu dem Guten führen, das sie zu versprechen scheint; möchte man endlich einmal ernstlich darauf denken, die Methoden wieder zu vereinfachen und die Unzahl von Lehrgegenständen zu vermindern; möchte man, wie es sonst Sitte war, ausser den beiden gelehrten Sprachen auf Schulen nur noch wenige Gegenstände betreiben. Wozu dienen denn auch noch eigene Universitäten, wenn aller Plunder von Wissenschaft schon auf jenen gelehrt, oder vielmehr gerädebrecht werden soll? Jetzt hört man von Gleichungen des dritten Grades, von höheren Gleichungen sogar, ja — credite posteri! — selbst von der Differenzial-Rechnung auf unsern Gymnasien lallen. Kästner und Karsten klagten einst darüber: daß dergleichen tiefsinnige Herrlichkeiten den meisten jungen Leuten noch auf der Universität zu früh kämen, und wir wären unter den heillosesten Druck der Zeitumstände bei dem offenbar immer mehr abnehmenden Maaße geistiger und körperlicher Kräfte gegenwärtig schon in Prima, wo nicht gar in Secunda und Tertia zu so etwas reif? Nun wahr-

lich, dazu gehört ein forcirter Glaube; wer ihn hat, wird ein gelehrter Geck zugleich mit seinen Schülern! Weiter kann dabei nichts heraus kommen. — Leset, statt eures mystisch-tiefsinnigen Plato's (den ihr doch so wenig ganz begreift, als eure Rechnung des Unendlichen), den einfachen Homer; oder müßt ihr ja einen alten griechischen Philosophen lesen, so nehmt mindestens nur den Xenophon, den einzig wahren Schüler des Sokrates, zur Hand. Vielleicht kommen dann wieder Männer wie Lessing, Wieland, Eberhard, Engel und Garve zum Vorschein, welche die Welt mit poetischen und philosophischen Ungeheuern verschonen, und in Künsten und Wissenschaften jenen von den Alten vorgezeichneten einzig richtigen Weg der Natur zu treffen wissen.

Uebrigens sind, laut den alten Nachrichten, die weiland so beliebte größere und kleinere märkische Grammatik, und die Langesche, von der eben die Rede ist, sämmtlich wie drei gelehrte Geschwister, oder, größten Theils wenigstens, als Kinder eines und eben desselben Vaters anzusehen. — Auch ward die Langesche Grammatik zu ihrer Zeit in mehrere Sprachen übersetzt, so z. B. in's Dänische. Ein Beweis, wie sehr sich bei der Kunst, Heringe einzusalzen, doch der Sinn für das Natürliche auf jener Halbinsel erhalten hatte. Nimmt man hierzu noch den Wink, den der deutsche Uebersetzer des Euklids über dieses Land gegeben hat, so bekommt man schon ein gutes Vorurtheil für Dänemarks Schulen, ehe man sie noch gesehen hat; und zur Wahrheit erhebt

es sich durch die vielen, tief begründeten Männer, welche daraus hervor gingen.

Herrn Joachim Lange selbst beachtend, so gehörte er freilich wohl zu keiner Klasse von Männern, welche Horaz die Merkurialischen genannt hat. Nein, den Geist eines Luther oder eines Melanchthon muß man nicht bei ihm suchen. Dennoch hat er mit dem kleinen Pfunde, welches ihm die Vorsehung verlieh, dem Vaterlande sehr ersprießliche Dienste geleistet, weshalb wir uns heutiges Tages seiner immer noch dankbar erinnern dürfen, ohne auf unsern deutsch-lateinischen hohen Schulen darüber roth zu werden. — Sein Geburtsort ist Gardelegen in der Altmark, wo er den 26. Oktober 1670 geboren wurde. Der Vater, Moritz Lange, war wohlbestallter Rathsherr daselbst. Durch eine unglückliche Feuersbrunst gerieth derselbe in so dürftige Umstände, daß der Sohn Joachim Lange sich genöthigt sah, in seinem funfzehnten Jahre nach Osterwiek, im Fürstenthum Halberstadt, zu seiner Mutter Bruder auszuwandern. — Sein Oheim schickte ihn von dort im Jahr 1687 zu dem damals berühmten Rektor Samuel Schmid nach Quedlinburg, den er zwei Jahre mit angestrengtem Fleiße hörte. Von da kam er nach Magdeburg in das Haus des Buchhändlers Lüderwald, der ihn zum Mentor seiner Kinder gebrauchte. Ein Gelehrter bedarf der Bücher; wer sieht also nicht, daß Lange hier recht eigentlich in sein Element gerathen war? Gleichwohl war der Aufenthalt in Magdeburg von

kurzer Dauer, weil sein älterer Bruder, der sich damals in Hamburg befand, ihn einige Zeit bei sich zu sehen wünschte. — Der Bruder untersuchte seine Fortschritte in den Wissenschaften, und da er alle Ursache hatte, mit ihnen zufrieden zu seyn, so schickte er ihn mit guten Empfehlungsschreiben zu dem bekannten und damals außerordentlich beliebten August Hermann Franke nach Leipzig. Hier machte er die Bekanntschaft mehrerer Gelehrten, und um desto besser fortkommen zu können, wurde er abermals Hauslehrer bei dem zu seiner Zeit allgemein gekannten und geachteten Christian Thomasius, der indessen wegen mancherlei Streitigkeiten bald nach Halle ging. — Als Franke nach Erfurt berufen wurde, folgte ihm unser Grammatikus dort hin; hörte bei dieser Gelegenheit den bekannten Breithaupt, der in der Gottesgelahrtheit zu den Sternen erster Größe gerechnet wurde, und verdiente sich auch hier wieder seinen nöthigen Unterhalt durch eine Hauslehrerstelle. Nicht lange nachher wurden Beide, Franke sowohl als Breithaupt, auf die Universität Halle berufen, welche aber damals noch so neu war, daß Lange, der ihnen folgte, als einer der ersten Studenten genannt wird, die sie besuchten; denn er traf noch vor ihrer Einweihung dort ein. — Hier lehrte und lernte er wechselseitig, wie bisher; und um für dieses zweifache Geschäft Zeit zu gewinnen, stand er in der Regel schon des Morgens um drei Uhr auf. Wer bewundert nicht diesen eisernen Fleiß bei so mäßigen Talenten?

Im Jahre 1693 endigte er seine akademische Laufbahn, begab sich nach Berlin und wurde hier der Hofmeister des jungen Herrn von Canitz, wahrscheinlich eines Sohnes des bekannten Dichters. Bei dieser Gelegenheit fing er an, das Rabbinische zu studiren, übte sich auch zuweilen im Predigen, benutzte Spener's biblisches Collegium, und half einigen Candidaten nach, die das Hora ruit auf der Universität vergessen hatten und bei dem Examen pro canditatura nicht zum Besten bestanden waren. — Mehrere Gelegenheiten, die sich ihm zeigten, nach der Art der Väter ein Predigtamt zu bekommen, benutzte er wenig oder nicht, und enschied sich immer für die Schule. Als ihm eine Gastpredigt zu dem erledigten Diakonat in Labes angetragen wurde, reiste er zwar dorthin, konnte aber hier so wenig, wie bei früheren Anträgen der Art, von seiner einmaligen Lieblings-Neigung abgelenkt werden, und brachte, indem er unverrichteter Sache diesen Ort wieder verließ, bei dem Herausfahren folgenden echt Langeschen Witz an: „Labes, me non habes."

Eine Merkwürdigkeit eigener Art, die sich mit unserem Lange gegen das Jahr 1696 begab, dürfen wir nicht unerwähnt lassen. Es war keine andere, als daß ihn ein Hofgerichts-Präsident zu Stargard zu sich beschied, um sich durch ihn in die Geheimnisse — der hebräischen Sprache einweihen zu lassen. So schmeichelhaft dieser Antrag für den damals ersten Grammatiker auch seyn mochte, so zog er doch eine Vocation zu dem Conrektorat in Cößlin jenem Rufe

ver, und wurde, da es dem dortigen Rektor so sehr an Autorität fehlte, daß er sich schämte, einem zweiten Gallius den Vorrang streitig zu machen, im Jahre 1696 als Rektor der dasigen Schule angestellt.

Kaum ein Jahr hatte er dieses Amt mit seinem gewöhnlichen, das heißt: dem ausdauerndsten Fleiße verwaltet, als man ihn schon zum Rektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums nach Berlin berief. Hier lehrte er mit großem Beifall bis in's Jahr 1709, schloß die innigste Freundschaft mit dem berühmten Spener und dem weniger bekannten, aber nicht minder verdienten Schade, und gab die Gedichte des Herrn von Canitz, während er sich im Hause desselben aufhielt, unter dem Titel „Nebenstunden" heraus. Auch blieb er bei dem noch nicht vergessenen Baron von Canstein immer hoch angeschrieben. — Canstein erbte nach Canitz's Tode des Letzteren Bibliothek. Es erbot sich Jemand, für die ganze Sammlung von Büchern tausend Thaler zu geben, und Canstein war schon bereitwillig, die gebotene Summe dafür anzunehmen; allein Lange versicherte: daß sie einen weit größeren Werth hätte, wie sich sogleich zeigen würde, wenn man sie öffentlich versteigern wollte. Canstein willigte nun nicht nur in die Versteigerung, sondern versprach selbst das, was über tausend Thaler heraus kommen würde, Langen zu schenken; ein Versprechen, das er auch nach der Auktion sogleich erfüllte.

Wer Luſt hat, unſern Grammatiker mit unter die vorzüglichſten Theologen ſeiner Zeit zu zählen (was er aber offenbar nicht verdient), der muß den eigentlichen Anfang ſeiner glänzenden theologiſchen Laufbahn in das Jahr 1699 ſetzen; denn in dieſem Jahre verlangte ihn die theologiſche Fakultät zu Halle zu ihrem Adjunkt. Er machte auch eine eigene Reiſe deshalb nach dieſer damals neuen Univerſität, ließ ſich förmlich als Adjunkt in Eid und Pflicht nehmen, und war ſchon Willens, gänzlich von Berlin abzugehen; allein der Magiſtrat des Friedrich-Werders berief ihn plötzlich zum zweiten Prediger auf der Friedrichsſtadt. Dieſes ſchmeichelhafte Zutrauen wollte Lange nicht von ſich weiſen, machte aber in ſeiner Antritts-Predigt die ausdrückliche Bedingung: daß ihn ſeine geliebten Zuhörer mit den Geſchäften des Beichtſtuhls ſo viel als möglich verſchonen möchten. In dieſem, mit der Schule noch immer vereinigten Kirchenamt, blieb Lange, wie ſchon erinnert, bis zum Jahre 1709. — Um eben dieſe Zeit ward Dr. Breithaupt zum Abt des Kloſters Bergen zu Magdeburg erwählt. Er nicht bloß, ſondern die ſämmtliche theologiſche Fakultät zu Halle wünſchte jetzt, den bereits vor zehn Jahren vereideten Adjunkt zum Profeſſor ordinarius zu haben, und man wandte ſich deshalb unmittelbar an den König. Nach königlicher Genehmigung zog Lange ſofort von Berlin nach Halle, trat ſein neues Amt an und verwaltete ſelbiges bis an ſeinen Tod. Er ſtarb zu Halle als Senior der theologiſchen Fakultät und

als Direktor des theologischen Seminariums am 7. Mai 1744.

Wenn man das recht eigentliche Naturgesetz „ultra posse nemo obligatur“ nicht aus der Acht läßt, so war Joachim Lange allerdings ein sehr verdienter Mann; ob auch mancher vornehme Duns von Philologen, der gegenwärtig auf seine Schultern tritt, das Näschen über ihn rümpfen möchte.

Etwas über den Aufsatz: „Herr Joachim Lange und seine Grammatik.“

Von Dr. Th. Heinsius.

Der Verfasser jenes Aufsatzes hält der Langeschen Grammatik und dem Zeitalter ihres Ansehens eine Lobrede und weicht gleich Anfangs, indem er sich selbst in die Reihe der laudatorum temporis acti, d. i. Lobredner vergangener Zeit, stellt, der Spitze sehr geflissentlich aus, die ihn, als solchen, aus Gegners Hand treffen könnte. Indessen ist nie, so viel sich der Leser erinnern wird, eine würdige Lobrede, der Vorzeit zu Ehren, getadelt worden, insofern sie nämlich das Gute dieser, ohne Verkennung und Herabsetzung dessen, was der Geist späterer oder bestehender Zeit Gutes erzeugt hat, wie billig, hervor hebt; und so hat denn der Verfasser

jenes Aufſatzes auch von dieſen Zeilen nicht eben zu fürchten, daß er durch dieſe, in ſolcher Beziehung, als ein Lobredner früherer Zeit getadelt oder verkannt werden könnte. Da jedoch ſein Aufſatz, neben verdienter Würdigung jenes älteren Sprachwerks, den Werth neuerer Werke der Zeit herab zu ſetzen bemüht iſt und in die Anerkennung früherer Schulzucht einige, nicht ganz billige Ausfälle gegen anerkannte, um Erziehung verdiente Männer mit einmiſcht, ſo möge der Verfaſſer dieſen Zeilen vergönnen, ihm Einiges auf ſeine Anſichten, deren gutmeinende Abſicht nicht verkannt werden ſoll, zu erwidern.

Was zuvörderſt die Lobrede, zu Ehren der Langeſchen Grammatik, betrifft, ſo iſt dieſelbe inſofern gerecht, als dieſes ältere Sprachwerk zu ſeiner Zeit den Zweck gründlicher Vorbereitung zur Kenntniß der lateiniſchen Sprache redlich erfüllt hat; ungerecht aber, wenn dadurch ſpäteren Bemühungen anerkannter Sprachforſcher, um leichtere Aneignung dieſer Kenntniß, ihr Verdienſt entzogen werden ſoll. Wenn neuere Sprachlehren die älteren verdrängen, ſo iſt dies ein Beweis, daß ihre Einrichtung dem Geiſt ihres Zeitalters mehr zuſagt, und ſo folglich auch, durch größeren Einfluß auf dieſen, ihren Zweck für ihre Zeit eben ſo gut erfüllen, wie die älteren zu ihrer Zeit es gethan haben. Man muß daher nach dem bekannten: Suum cuique! verfahren und fein bedenken: daß, wie z. B. eine Bröderſche Grammatik die Langeſche, ſo dieſe auch wieder an-

dere vorher verdrängt hat. Dies ist einmal das allgemeine Loos der Vergänglichkeit irdischer Dinge, welches nicht bloß Sprachwerke, sondern alle Werke der Welt, früher oder später, aber immer gewiß, einst betrifft. So dankbar also Jeder den Werth einer Langeschen Grammatik erkennen mag, der nach derselben den Grund seiner höheren oder geringeren Kenntniß in der lateinischen Sprache gelegt hat, so wenig bleibt doch zu wünschen, das Vorurtheil obwalten zu sehen: als ob, durch Beiseitlegung derselben und Aufnahme neuerer, gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache Gefahr liefe. Dies ist indessen eben so wenig der Fall, als es bei Beseitigung älterer Grammatiken durch die Langesche damals geschehen ist; und wie diese den Gewinn der Forschungen im Gebiete der Sprache ihren Zeitgenossen mittheilte und von diesen dankbar aufgenommen wurde, so vergönne man doch auch immer den neueren, die nicht minder reiche Ausbeute späterer Forschungen ihrem Zeitalter mitzutheilen und von diesem dafür mit gleichem Danke gewürdigt zu werden. — Auch die Langesche Grammatik hat nicht Alle zu großen Lateinern gebildet, die danach unterrichtet wurden, trotz der Mithülfe strengerer Zucht, und die Zeit möge sich rechtfertigen: ob sie durch Anwendung neuerer Sprachwerke, auch ohne Substitute der Vernunft, nichts als schlechte Lateiner erzielt hat. Der Verfasser denkt sicher von sich selbst zu bescheiden, als daß er, durch Benutzung jener, sich ohne Ausnahme über alle, nicht nach derselben gebildeten La-

teiner höher geſtellt glaubte. Sicher darf man annehmen: beides liege, neben der Art und Weiſe der Mittheilung, mehr in der Geſchicklichkeit und eigenen Kenntniß der Lehrer und in der Fähigkeit und Neigung der Lernenden, als in allen Sprachlehren der Welt. Für den zeitgemäßen Werth dieſer mögen immer die zahlreichen Auflagen ſprechen; nur muß man wieder nicht in dieſer größeren Menge einen Vorzug ſuchen und finden wollen, der doch wohl immer durch die Stärke derſelben und durch Benutzung anderer gleichzeitiger mehr oder minder brauchbarer Sprachwerke ſehr bedingt ſeyn dürfte.

Die, dieſem Gegenſtande angeknüpfte Lobrede früherer Schulzucht würde nun ebenfalls ganz gerecht ſeyn, wenn nicht auch dieſer wieder eine Verkennung und Herabſetzung der Bemühungen ſpäterer Erzieher ſehr unbillig ſich beigeſellte. Spottluſtig hierbei auf Männer, wie Rouſſeau, Baſedow und Andere, deren Verdienſt ihr Zeitalter erkannt hat und deren Andenken auch in neuerer Zeit noch mit Ehren beſteht, hinzudeuten, erfordert billiger Weiſe zuvor die Darthuung deſſen, worin dieſe Männer ſo eigentlich gefehlt haben, um ſolchen Spott zu verdienen. In den aufgeſtellten Grundſätzen liegt ſicher keine Veranlaſſung dazu; denn wer möchte wohl jene Meinung beſtreiten, daß auch das zarteſte Kind, ja! ſelbſt der homunculus oder das Embryon im Mutterleibe den vollſten Anſpruch auf alle Menſchenrechte habe, ohne nicht ſeine eigene Menſchlichkeit aufgeben oder die des zarteſten Sprößlings der

Menschheit wegleugnen zu wollen. Wenn nun sicher alles vom Menschen gezeugte und geborene Lebendige wirklich Mensch ist, so darf man behaupten, habe auch dies vollen Anspruch und begründetes Anrecht auf alles Menschliche mit dem angesehensten Lord und jedem andern Großen der Welt. Ist nun der Mensch, wie uns gelehrt wird, als vernünftiges Wesen aus der Hand seines Schöpfers hervor gegangen, so muß auch seine Erziehung und Bildung eine vernünftige seyn, wenn anders der Erzieher nicht auf das Anrecht eines Menschen, d. h. eines vernünftigen Wesens, selber Verzicht leisten will. Zu einer vernünftigen Erziehung rechnet aber gewiß Keiner die durch die Peitsche oder den Stock, welche doch wohl zunächst für Wesen ohne Vernunft, bis auf bessere Ansicht auch hierüber, bestimmt bleibt. Eine Lobrede, in dieser Beziehung, der früheren Erziehung halten, würde, nach richtiger Ansicht, eine wirkliche Satire auf diese seyn; denn ist sie, zu welcher Zeit sie wolle, in Ansehen gewesen, so ist dies ein klarer Beweis: daß in derselben — man möge entscheiden: von welcher Seite! — viel Unvernunft geherrscht habe, und verlangen, zu derselben zurückzukehren, würde nichts Anderes sagen, als verlangen, der Unvernunft sich wieder zuwenden zu wollen. Dies aber kann keines vernünftigen Menschen Wunsch seyn, am wenigsten der eines vernünftigen Erziehers, und zu bemitleiden ist Jeder, der in seiner eigenen Vernunft so wenig Hülfsmittel findet, um, zur Unterstützung derselben, bei einer vernünf-

tigen Leitung erſt zum Holz oder dem Riemen ſeine Zuflucht nehmen zu müſſen. Aus dem Stock wird die Vernunft nimmermehr in's Menſchengeſchlecht kommen, eben ſo wenig als durch die Peitſche. Wo ſie nicht da iſt, wird ſie nicht erweckt; wo ſie aber iſt, — und ſie fehlt Keinem, — da bedarf es ſicher der Gewalt nicht, um ſie zu erregen — dieſe würde im Gegentheil ſie nur zurückſcheuchen — ſondern der Geduld und der Liebe: die Geduld, um die zunehmende Kraft derſelben in der jungen Seele ruhig zu erwarten, der Liebe, um mit der Stärke der unſrigen die Vertraute zu unterſtützen, wo dieſe zu ſchwach iſt. Mit dieſen beiden Hülfsmitteln ausgerüſtet, hat der Erzieher nicht nöthig, wo es auf vernünftige Erziehung ankommt, zu einem andern Mittel als zur Vernunft ſeine Zuflucht zu nehmen, und, was er durch dieſe gewirkt hat, wird ihm ſicher mehr Anſehn und Freude gewähren, als was er durch hölzernen oder ledernen Beiſtand jemals zu erzielen vermag. Gewalt und Strenge erzeugen Scheu, Widerſpenſtigkeit und Verſtellung; Geduld und Liebe aber Vertrauen, willige Fügung, die auf Ueberzeugung ſich gründet, und Offenheit. Das weiſe: impera tibi! — dies iſt es, was vorzüglich dem Erzieher Pflicht iſt, und wenn es jedes vernünftigen Menſchen Sorge ſeyn muß, ſo viel an ihm iſt, dieſem wohl zu beherzigenden Gebote zu folgen, ſo iſt es doppelt die eines vernünftigen Erziehers.

Sich, in Hinſicht auf ſtrenge Erziehung, der Autorität eines Jeſus Sirach unterwerfen, iſt eine

ſehr mißliche Sache. Mit aller möglichen Hochachtung für die herrliche Weisheit, welche den goldenen Ausſprüchen deſſelben zum Grunde liegt, darf doch die begründete Ueberzeugung eines jeden Wohlunterrichteten recht gut beſtehen, daß Jener, nach dem Geiſte der ſtrengeren moſaiſchen Geſetze von Kindheit auferzogen, allerdings nach dieſem Geiſte auch ſeine Ausſprüche über den Gegenſtand der Erziehung abfaſſen mußte. Wie der ſtrenge Jehovah des Moſes aber uns Chriſten zu einem liebevollen Vater geworden und durch die Umwandlung der Furcht in Liebe auch das Geſetz Moſis gelöſet iſt, ſo ſollte billig auch jeder vernünftige, chriſtliche Erzieher Vaterſinn in ſich aufnehmen und den Geiſt der Strenge in den der Liebe ſich bei ſich auflöſen laſſen, und lieber als des, auf Moſis Vorſchriften gegründeten Ausſpruchs des ſonſt vortrefflichen Jeſus Sirach, deſſen des göttlichen Jeſus Chriſtus eingedenk ſeyn: „Wahrlich, wahrlich ich ſage euch: es ſey denn, ihr werdet wie die Kinder, ſonſt werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Alle Ehre verdient das, im Schluß jenes Aufſatzes beſchriebene Leben Lange's, und die Schilderung ſeines raſtloſen Strebens und Wirkens erfüllt ſicher Jeden mit Vergnügen und Beifall; nur ſchade, daß auch dieſe wieder durch einen ſo derben Ausfall in den Schlußworten entſtellt und jene angenehme Empfindung des Leſers dadurch geſtört wird! Es läuft ja Mancher in der Welt mit ſo großen Anſprüchen und ſo viel Selbſtliebe umher, ohne

eigentlich bethätigtes Verdienſt, daß man denen, die wirklich Etwas geleiſtet, wohl immer einiges Selbſtbewußtſeyn ihres Werths zu gut halten mag, das noch dazu ſie vielleicht zu weitern Beſtrebungen und größern Leiſtungen anfeuert und anreizt.

Einzig richtiger Geſichtspunkt, aus welchem die Phantaſie „Herr Joachim Lange und ſeine Grammatik" zu betrachten iſt.

Zur Verhütung aller weiteren Mißverſtändniſſe darüber.

Von Dr. H. Hermann.

Wenn ſich die Leute nicht verſtehen, je nun, ſo verſtehen ſie ſich nicht, und ſollten wenigſtens auf dieſen Fall nicht ſtreiten. Denn was kann es ihnen frommen, eine eben ſo poſſierliche Figur zu machen, als Blumauer's „Aeneas" ganz von Butter oben auf der Torte?

Damit es nicht mehreren Herren nach der Mode mit meinem unſchuldigen Lange ſo ergeht, wie es einem Anonymus *) damit ergangen iſt, daß ſie nämlich, bei dem gewaltigſten Anlauf dagegen, rechts oder links dennoch vorbei ſchießen, ſo will ich lieber

*) Heinſius hatte ſich nicht genannt.

gleich selbst sagen, was eigentlich damit beabsichtigt wurde. Daß ich auf diese Weise meinen Hering auch erst noch zum Pückling räuchern muß, ist nicht meine Schuld, und bitte ich deshalb wirklich scharf denkende Leser um Verzeihung.

Einen Rousseau durch meinen Aufsatz klein machen zu wollen, konnte mir nicht einfallen, da ich recht wohl weiß, daß dieser außerordentliche Mensch noch genannt werden wird, wenn ich selbst längst vergessen bin. Nur hat er seinen „Emil" wahrlich nicht in der Absicht geschrieben, daß wir Deutsche unsere Kinder darnach erziehen sollten. Es ist ja bekannt genug, daß er einst selbst laut darüber lachte, als Einer seiner Landsleute auf den sonderbaren Gedanken gerathen war, dies excentrische Buch in der Hand, ein einziges Söhnlein zu erziehen!

Nun, so wollte ich aber doch vielleicht dem Basedow eins versetzen, der sich, wie alle Todte, nicht mehr vertheidigen kann? Auch das nicht. Denn mir sind die eigentlichen Verdienste dieses Mannes höchst wahrscheinlich viel genauer und besser bekannt, als sie Manchem seyn mögen, der schielende Bemerkungen macht. *) Unter Anderem kenne ich ein Buch von ihm, das mir mehr gilt, als beinahe Alles, was seit den letzten dreißig Jahren auf deutschem philosophischen Grund und Boden gewachsen ist. — Allein die Stiftung seines, einst mit so vielem Pomp angekündigten Philanthropins, und die Folgen, welche

*) Der Verfasser war einige Jahre Lehrgehülfe Basedow's.

dieſe Stiftung für das ſämmtliche Erziehungsweſen in Deutſchland gehabt, rechne ich — und ich will hoffen, ziemlich geſcheidte Leute mit mir — nicht eben unter ſeine glänzendſten Verdienſte. Denn jenes Philanthropin war eine wirkliche Treibhauspflanze, welche den Keim ihres frühzeitigen Todes gleich bei der Erzeugung empfing; und dieſe Folgen ſind, was die Hauptgrundlage aller Bildungsanſtalten, Disciplin und Ordnung betrifft, für unſer Vaterland nichts weniger als erſprießlich geweſen. Oder hat dies nicht etwa die Erfahrung ſelbſt gelehrt?

Was hätte denn der verdiente Kanzler Niemeyer in Halle — der doch hoffentlich als Theoretiker und Praktiker im deutſchen Erziehungsweſen ein Wörtchen mitzuſprechen hat — bei ſeiner neulichen Rückkehr aus England nöthig gehabt, uns die große Stille, die geſpannte Aufmerkſamkeit, die preiswürdige Ordnung, die in den Lancaſterſchen Anſtalten herrſcht, mit ſolchem Nachdruck vorzurühmen, wenn bei uns daheim in Deutſchland, was dieſes Kapitelchen betrifft, Alles längſt ſo ſtände, wie es eigentlich ſtehen ſollte? Oder wer iſt ſo unbekannt mit der Geſchichte unſerer theuern Pädagogik, daß er nicht wiſſen ſollte, daß es zur Zeit des ehrlichen Joachim Lange tauſendmal eher ſo ſtand, als heute?

Eben ſo wenig ſoll ferner den Herren Campe und Salzmann durch meinen unſchuldigen Aufſatz auch nur ein pädagogiſches Haar gekrümmt werden. Nein, auch ſie ſollen ihre ſämmtlichen Verdienſte vor mir behalten, und ich hoffe und wünſche von

Herzen, daß ſie in etwas Beſſerem beſtehen mögen als darin, daß der Eine den Erfinder der Mumme und des Spinnrades über den Schöpfer der „Iliade“ und „Odyſſee“ erhoben, der Andere aber in ſeinem „Karl von Karlsberg“ alles menſchliche Elend auf einen Haufen zuſammen gerafft hat, damit doch ja das Karikatur-Gemälde ſo grell als möglich gegen den Himmel auf Erden abſtechen möchte, den der große Menſchenfreund aus Schnepfenthal zuletzt ziemlich wohlfeil, das heißt: für einen armſeligen Gulden verkaufte. (Man ſieht, die pädagogiſchen Aktien waren ſeit der Erſcheinung des „Karlsberg“ ſchon merklich geſunken!) — Allein das müſſen mir die bereits abgeſchiedenen Geiſter dieſer beiden Verfechter der neueren Pädagogik hier, auf Ehre meines ehrlichen deutſchen Namens, öffentlich zu erklären erlauben: daß in ihren Erziehungs-Anſtalten, die ich wahrlich mehr als oberflächlich kenne, längſt jene echte deutſche Disciplin und Ordnung nicht herrſchte, die ich in meiner früheſten Jugend auf der Halberſtädtſchen Domſchule bewundern lernte, und die ein Mann daſelbſt aufrecht erhielt, der nicht mein Lehrer war, und deſſen Name mit Unrecht gegen die Namen Campe und Salzmann gänzlich verſchollen iſt. — Nachdem ich dies geſagt habe, halte ich es für die Pflicht eines wackeren Deutſchen, dieſen Namen hier wieder in Erinnerung zu bringen und nebenbei zu verſichern: daß mir der ehemalige Rektor der Domſchule zu Halberſtadt, der zu ſeiner Zeit hoch angeſehene Conſiſtorial-Rath Struenſee, ſtets ein

unvergeßlicher Mann bleiben wird, weil ich ihm in Abſicht auf Disciplin das Ideal einer deutſchen gelehrten Schule verdanke, und das er, ſo weit es ſich nämlich in einer mangelhaften Welt gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts thun ließ, ſelbſt realiſirte.

Den guten Vater Peſtalozzi endlich anlangend, ſo hat er ſich freilich im praktiſchen Erziehungsfache an das wahre Forum, nämlich an das Forum der Mütter gewandt; nur iſt ſehr zu bedauern, daß er bei ganz gewöhnlichen deutſchen Müttern einen Grad von Tiefſinn voraus ſetzt, den man höchſtens einem Manne zumuthen kann, der ſeinen „Juvenal" verſtehen will, und den der unſterbliche Euler ſelbſt in einer weit ſtrengeren Wiſſenſchaft ſogar bei einer deutſchen Prinzeſſin nicht voraus ſetzen zu dürfen meinte. Fürwahr, dies hätte ein Mann nicht thun ſollen, von deſſen mathematiſcher Weisheit neuerdings ſo viel Aufhebens gemacht worden iſt, da er jenes Beiſpiel unſeres unübertrefflichen Meiſters bereits vor ſich hatte!

Uebrigens ſind, beiläufig geſagt, die Mütter allerdings weit beſſere praktiſche Erzieherinnen, als wir Männer mit allen unſern Theorien praktiſche Erzieher zu ſeyn pflegen. Sie haben aber (und das iſt ein unleugbares hiſtoriſches Faktum!), ſo lange die Welt ſteht, nicht bloß durch Liebe und Geduld, ſondern durch Liebe und — Schläge erzogen, und werden ſo zu erziehen fortfahren, was auch unſere männliche Weisheit für neue Theorien in der Erziehungskunſt aufzuſtellen belieben wird; denn ſie ſind

dabei der Herzen ihrer Zöglinge gewiß, und werden von wohlgerathenen dankbaren Söhnen sonderlich weit inniger und herzlicher geliebt, als jeder männliche Epiktet, der sein „Impera tibi!“ vornehm vor sich her posaunt, während hinter ihm mehr als ein loser Bube — lacht!

Ueberhaupt macht sich Mancher, nach seiner verweichlichten Natur, von dem, was man heutiges Tages christliche Liebe nennt, so ganz irrige und wunderliche Vorstellungen, daß ihm sehr anzurathen wäre, doch ja je eher je lieber mit aller Achtsamkeit die nachdrückliche Strafpredigt nicht durchzulesen, sondern wirklich durchzustudiren, welche der Stifter unserer Religion gegen das Ende des Evangeliums Matthäi den heillosesten Menschen seiner Zeit, den heuchlerischen Pharisäern, gehalten hat. Wenn ihn diese Strafpredigt in Hinsicht der wahren christlichen Liebe auf keine anderen und richtigeren Gedanken zu leiten vermag, so kann es nichts in der Welt. — Dies sey genug, um zu zeigen: daß mein Aufsatz jedem wahren pädagogischen Verdienst die strengste Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Habe ich nun aber nicht, als ein Zögling der ehemaligen Langeschen Grammatik, meiner eigenen werthen Latinität dadurch eine versteckte Lobrede halten wollen? Wer freilich, wie mancher schlaue Bemerker, stark im Consequenzmachen ist, kann leicht auf diese wunderliche Vermuthung gerathen. Man nehme also nachfolgende Erklärung buchstäblich, wie sie genommen werden muß.

Der Verfasser des hier besprochenen Aufsatzes meint zwar allerdings, sein Wörtchen Latein noch so ganz leidlich zu verstehen, hat aber auf die Ehre eines großen Lateiners in seinem ganzen Leben nie die geringsten Ansprüche gemacht. Warum aber nicht? Antwort: weil er sehr früh einsah, daß er bei aller Mühe und aller Anstrengung doch nie wie Cicero oder Livius oder Cäsar schreiben lernen würde. Er konnte sich aber nicht enthalten, über diesen Punkt gerade so zu denken: Aut Caesar, aut nihil! Auch muß es ja wohl dem allergelehrtesten Philologen einleuchten, daß, wenn die Griechen arabisch, syrisch oder persisch, die Römer dagegen griechisch oder sonst eine ihnen fremde Sprache geschrieben hätten, sie das gewiß nie geworden seyn würden, was sie doch bis auf den heutigen Tag sind, unsere ewigen Muster in der Kunst zu schreiben. Wie dürfen denn also wir uns einbilden, daß wir es in irgend einer fremden und noch dazu todten Sprache bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit bringen würden? Ohne ein Prophet zu seyn, will ich es vorher verkündigen: daß nicht noch dreißig Jahre in's Land gehen, so wird man sich sehr in Acht nehmen müssen, von der Kunst, zierliches Latein zu reden und zu schreiben, falls man sie besitzt, sich etwas anmerken zu lassen, wenn man sich nicht ein wenig damit lächerlich machen will. Ob dies zu bedauern ist, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß es so kommen wird und so kommen muß, wenn — anders nicht die sämmtlichen Herren Professoren auf unsern Uni-

versitäten das thun, was noch vor funfzig Jahren in Leipzig fast durchgängig Sitte war, nämlich alle ihre Collegia lateinisch zu lesen, welches sie aber wohl, aus sehr leicht zu errathenden Ursachen, fein bleiben lassen werden.

Wer endlich, bei Lesung meiner Phantasie, an einen zweiten Orbil, oder an eine zärtliche Verwandtschaft mit den Treibern gewisser Thiere, die unwillkürlich an den König Midas erinnern, oder gar an einen inbrünstigen Anbeter der Göttin, welche mein Aufsatz gerade mit stürzen helfen sollte, der heiligen Unvernunft, denken konnte, dem muß ich versichern: daß er am besten gethan haben würde, den Aufsatz ganz ungelesen zu lassen; denn für ihn ward er, bei'm Himmel! eben so wenig geschrieben, als ich es der Mühe werth halte, mich gegen eine so erbärmliche Ansicht hier erst weitläuftig zu vertheidigen. Mithin keine Sylbe weiter davon!

Meine einzige Absicht bei dieser humoristischen Kleinigkeit war vielmehr keine andere, als zur Untersuchung einer mir sehr wichtig scheinenden Frage anzureizen, der Frage nämlich:

„Ob bei dem vornehmen Geschrei, welches die neuere Pädagogik unter uns Deutschen, und bereits über ein halbes Jahrhundert, hören läßt, für unser Vaterland wirklich so viel Großes und Vortreffliches heraus gekommen ist, als man nach diesem Geschrei zu erwarten berechtigt war?"

Der Verfasser der Phantasie glaubt nicht: daß sich diese Frage bejahen läßt, so sehr auch einige

vornehme Tonangeber des Tages das Gegentheil behaupten mögen. Er hat das Unglück, oder vielleicht das Glück, kein Universalgenie zu seyn, getraut sich also auch nicht, über Alles ohne Unterschied abzuurtheilen: so viel darf er aber versichern, daß, wenn er Beruf fühlt, sich in einer Lieblings-Wissenschaft weiter zu unterrichten, oder durch eine schöne Kunst aufzuheitern, er tausendmal lieber nach Werken greift, deren Verfasser längst geboren und erzogen waren, ehe gedachtes Geschrei anging, als nach solchen, die bei und mit demselben zum Vorschein kamen. — Mancher wird sagen: daß dies bloß ein Beweis von schlechtem Geschmack sey. Der Verfasser fürchtet aber keinesweges, daß die Leute, die so schlechten Geschmack haben, daß sie einen Lessing lieber lesen als diesen oder jenen Neuern, der ihn, nach dem Urtheil mancher Flugblätter, übertroffen haben soll, in Deutschland schon gänzlich ausgestorben sind. — Selbst denen, deren Talenten in Künsten oder Wissenschaften man heutiges Tages noch etwas zutrauen könnte, fehlt doch meistens der treffende Blick in das innere Wesen derselben, der die Alten und frühere Meister unserer Nation so glücklich leitete; fehlt doch vor Allem der Sinn für das Natürliche, Einfache und ungesuchte Wahre und Schöne, welcher den unübertrefflichen Schöpfer der „Iliade" und „Odyssee", welcher den Liebling der Grazien, den herrlichen Xenophon, Jahrtausende bei Ehren erhalten hat und noch Jahrtausende bei Ehren erhalten wird. — Woran liegt das aber? doch offen-

bar an einer gewiſſen Verkünſtelung, und dieſe Verkünſtelung, kommt ſie nicht, gröſtentheils wenigſtens, auf das Conto ihrer erſten Erziehung? Freilich thut der Ehrgeiz auch das Seinige. Man will bemerkt ſeyn, verdrängen, glänzen; geht es auf dem natürlichen Wege nicht mehr füglich, nun ſo verſucht man es einmal auf dem unnatürlichen! Aber auch ſolche Mißgriffe muſte die neuere Pädagogik zu verhüten wiſſen, wenn ſie die Wunderthäterin wirklich war, wofür ſie ſich uns ſo lange verkauft hat.

Welches iſt denn nun das Endreſultat von dem Allen? Um den Leſer nicht zu ermüden, will ich es hier in einige wenige aphoriſtiſche Sätze zuſammenzudrängen ſuchen.

1) Es könnte gar wohl ſeyn, daß ſich die Natur, wie bei den Griechen und Römern auch einmal der Fall war, bei uns Deutſchen an wirklich ausgezeichneten Talenten bereits erſchöpft hat; dann ſteht uns freilich durch keine Erziehung weiter zu helfen, und dann müſſen wir dies gewiß nicht geringe Unglück in aller Demuth und Geduld — ertragen.

2) Bevor dies aber als ausgemacht angenommen werden kann, müſſen wir unſer Heil allerdings erſt noch durch die Bildungsanſtalten verſuchen.

3) Daraus folgt, daß der Staat ſowohl, als auch ſeine einzelnen Mitglieder alles Mögliche aufbieten müſſen, die Erziehung endlich einmal nicht auf dem Papier, ſondern in der wirklichen Welt zur eigentlichen National-Angelegenheit zu machen.

4) Denn so lange irgend ein größerer oder kleinerer Schulmeister, der die Sache bloß als Privatangelegenheit betreibt, auf sein Aushängeschild schreiben darf, was jener allgemein bekannte Seifensieder auch darauf schrieb:

„Alexander war der größte Held.
Hier verkauft man die — beste Seife von der Welt!"

so ist die Mode fertig, und bei einer für die Menschheit so überaus wichtigen Sache — behaupte nicht ich, sondern die unverderbene Menschen-Vernunft — muß durchaus keine vorüber gehende Mode statt finden!

5) Es müssen sich also vorzügliche Hausväter, die bereits mit Glück erzogen und dadurch der Segen ihrer Familien wurden, theils mit Philosophen, die bessere Künste verstehen als die, spekulativen Unsinn oder Bombast vom Stapel laufen zu lassen, theils mit Aerzten, die nichts weniger als Charlatane nach der neuesten Auflage sind, theils mit Religionslehrern, die das Herz und den Kopf wirklich da haben, wo der göttliche Stifter unseres Glaubens will, daß sie beide haben sollen, in einen Bund vereinigen, den allerheiligsten, den es vielleicht je gegeben hat, und so gemeinschaftlich ausdenken, schaffen und wirken, was dem Einzelnen völlig unmöglich ist, eben weil er allein da steht. So wird das klägliche Modewesen, das nun schon ein halbes Jahrhundert unter uns dauert, von selbst wegfallen.

6) Ist dieser heiligste pädagogische Areopagus wirklich glücklich zu Stande gekommen, dann rathe ihm abermals nicht ich, sondern die unverderbene

Menschen-Vernunft: daß er vor allen Dingen bei dem Erziehungswesen und den Bildungsanstalten, um Gottes und der Menschheit willen, auf die allerstrengste Zucht, auf die allerregelmäßigste Disciplin und auf die allerpünktlichste Ordnung hält.

7) Sicher ist von allem Gewissen, was die Erfahrung früherer und späterer Zeiten gelehrt hat, das Allergewisseste dies: daß eine Schule ohne strenge Disciplin die erbärmlichste Schule ist, und wenn sie auch die vortrefflichsten Lehrer hätte.

8) Das jugendliche Auge ist außerordentlich scharfsehend für die Mängel der Erwachsenen. Dieses Kapitel ihres neuen Evangeliums hat uns die neuere Pädagogik bis zum Ekel, nicht selten sogar im Beisein der lieben Kleinen vorgepredigt. Das Predigen war unnütz; gescheidte Leute wußten es längst, nur zogen sie zum Theil vor einem halben Jahrhundert ganz andere Schlüsse aus dieser Beobachtung, als man jetzt daraus zieht. „Wo keine Furcht ist, ist auch keine Liebe!" hieß es damals; aber wir wissen es jetzt anders und — besser. Difficile est, satiram non scribere!

9) Sagt was Ihr wollt, Ihr Herren Theoretiker, die praktischen Mütter widersprechen Euch mit mir; es giebt Fälle und Subjekte, in und bei welchen sich der jugendliche Leichtsinn durchaus nicht anders dämpfen läßt, als durch körperliche Strafmittel. Warum wollt Ihr also jedes Mittel dieser Art unvernünftig nennen, da es doch offen-

bar die Nothwendigkeit gebietet? Oder wird etwa dadurch eine Schule, daß sie, nach der uralten Methode der Mütter, auch zuweilen davon Gebrauch macht, sogleich zu einem Zuchthause? Ich denke doch nicht.

10) Nur wenn Liebe, mit vernünftiger Strenge verbunden, das Ruder bei unserer Erziehung führt, werden wir solche Menschenpflänzchen aufwachsen sehen, als der göttliche Stifter unseres Glaubens im Sinne hatte, da er uns umkehren und wie die Kinder werden hieß; denn verzogene und entartete Kinder kann er doch damit wohl nicht gemeint haben!

11) Ist endlich mit der Disciplin Alles im taktfesten und wirklich schulgerechten Geleise, so zögere jener ehrwürdige Areopagus nicht einen Augenblick, wenigstens das beste halbe Dutzend von Lehrgegenständen, welche die Neuerungssucht den Schulen aufgedrungen hat, wieder dahin zu verweisen, woher sie gekommen sind — in die gelehrte Polterkammer; denn so wie die Sachen jetzt stehen, wird der jugendliche Geist offenbar überfüllt. Und diese geistige Ueberfüllung — wer verlangt dies wohl erst weitläuftig bewiesen? — erzeugt so gut Verkünstelung und Schwäche, als die körperliche.

12) In älteren Zeiten wurden eine Menge wissenschaftlicher Kenntnisse der Jugend gelegentlich, das heißt: mit und bei dem Unterrichte in den beiden gelehrten Sprachen mitgetheilt, die sie jetzt sämmtlich darum nicht mehr verdauen kann, weil ihr

die geiſtigen Gerichte davon in — ganzen großen Schüſſeln vorgeſetzt werden. — Und nun, geneigter Leſer:

Si quid novisti rectius istis
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Einiges über den einzig richtigen Geſichtspunkt, aus welchem die Phantaſie: „Herr Joachim Lange und ſeine Grammatik“ zu betrachten iſt.

Von Dr. Th. Heinſius.

Daß die Abſicht und Meinung, welche man bei irgend einer Handlung oder bei irgend einem Urtheil, ob mündlich, ob ſchriftlich, gehegt habe, dieſe oder jene, alſo die einzig richtige, die Unterlegung einer andern alſo keine richtige geweſen ſey, das ſteht Jedem frei, zu behaupten, wie Jedem, zu glauben. Den Geſichtspunkt aber, aus welchem man ein ſolches Urtheil oder eine Handlung betrachtet und anſieht, als den einzig richtigen darſtellen zu wollen, dürfte immer doch ein wenig anmaßend und an etwas zu viel Eigenliebe anſtreifend, bedünken. So könnte die Anſicht bei jenem beſprochenen Aufſatz: der Verfaſſer erkennt den Werth der Beſtrebungen

der Vorzeit, wie sich gebührt, würdigt aber die seiner Zeitgenossen nicht, wie sie verdienen, wohl eben so richtig seyn, als die: eine Lobpreisung früherer Strenge und Verachtung späterer Milde in der Erziehung giebt auf der einen Seite der Gewalt und der Furcht — und diese bewirken mindestens eine sehr mißliche Erziehung — Vorzüge, und auf der andern der Vernunft und der Liebe Vorwürfe, welche beide Theile keinesweges verdienen. Rechnet man hinzu, daß die Zeit, unbekümmert um das Geschrei ihrer Tadler, am besten wisse, was sie erzeuge und wie sie das Bestehende zur Vollendung gestalte, so muß der allerdings ein wahrer Herkules seyn, der es unternimmt, mit seinem Zeitalter in die Schranken zu treten und für ein todtes, dessen Gutes das bestehende bereits in sich aufgenommen hat, gegen das lebende zu streiten und mit diesem zu hadern. Urtheiler, etwas bitterern Salzes, als dem Verfasser dieser Zeilen beiwohnt, möchten in solchem Verfechten der Vorzeit leicht etwas Eitelkeit entdecken und es etwa so deuten: Dies Verfechten sagt uns: „Seht, so war es damals, und ich bin noch Einer von damals!" so wie sie in dem Herabsetzen des Neuen ein wenig schlecht verdeckte Eigenliebe finden und wieder ungefähr so auslegen könnten: Dies Herabsetzen will verhehlen: „Ich bin stehen geblieben und habe, wie es den Alten zu gehen pflegt, mit den Jüngeren nicht mitkommen können!" — Der Verfasser könnte freilich hier wieder ausrufen: „Wenn sich die Leute nicht verstehen, ei nun! so verstehen sie

ſich nicht!“ allein es dürfte leicht ſich ereignen, daß einer dieſer bitteren Beurtheiler ihn jenem rüſtigen Streiter vergliche, der immer von ſich zu rühmen pflegte, daß er alle ſeine Gegner mit den beiden Redensarten, zuerſt: „Wie verſtehen Sie das?“ und wenn dies nicht fruchte, mit: „Ach, Sie verſtehen mich nicht!“ entweder aus dem Felde ſchlage oder ſtehen laſſe. Ob dann Jeder gerade in einer ſolchen poſſirlichen Figur, wie Blumauer's „Aeneas“ von Butter dageſtanden oder wohl gar, von den Strahlen dieſer beiden wirkſamen Redensarten, ſich hingeſchmolzen oder aufgelöſt gefühlt haben möge, hat Jener zu ſagen vergeſſen. Von ſeiner Seite kann indeſſen der Verfaſſer dieſer Zeilen die Verſicherung geben: daß, wenn er einmal in einer Angelegenheit die Gegenſtände der Zeit und der Menſchheit verhandelt, er keineswegs einen ſo wenig dichteriſchen als zarten Vergleich auf ſich nehmen muß, vielmehr noch ganz daſteht; und die Sonne, die ihn nicht zu ſchmelzen vermochte, muß alſo wohl gerade im Winter-Solſtitio ſich befinden. Eben ſo darf dieſer Verſicherung ſich die folgende anreihen: daß der Anonymus oder Nichtgenannte weder zu ſehr nach, noch zu ſehr außer der Mode — aber, ſo viel er vermag, bemüht iſt, in allem Guten mit ſeinem Zeitalter weiter zu ſchreiten. Er fühlt ſich jedoch nicht mehr jugendlich rüſtig genug, um — wie er, gewiß! ganz unſchuldiger Weiſe auf ſich nehmen muß, da er von Gewalt überhaupt, wie wohl leicht zu bemerken, eben kein Freund iſt — weder einen gewaltigen,

noch weniger den gewaltigsten Anlauf gegen jenen Aufsatz zu nehmen, ist vielmehr, frei jeder Leidenschaft, am wenigsten in einer gehässigen Persönlichkeit, so ganz ruhig auf seinen Gegenstand losgegangen, daß es ihm so wenig damals als in diesem Augenblick an Luft und Athem zum ruhigen Weiterschreiten gefehlt hat. Sehr gern will er hierbei eingestehen, daß der Gesichtspunkt, den er getroffen, keinesweges der einzig richtige, sondern daß noch viel andere seyn dürften, aus denen jener Aufsatz betrachtet werden könnte, die eben so richtig sind und richtiger als der seine. Ob er aber rechts oder links, oder überhaupt so ganz, ohne zu treffen, vorbei geschossen, das scheint ihm doch wirklich nicht so recht zuzutreffen; denn man pflegt im Sprüchwort zu sagen: „Wer vorbei schießt, den läßt man schießen!" — Um nicht, gleich unzart, dem Leser seinen Aufsatz als einen Hering ohne Salz — wenigstens hat man ihm kein beißendes beimischen wollen — ebenfalls zum Pückling zu räuchern, bittet der Verfasser des Gegenwärtigen lieber ganz einfach und schlicht um Verzeihung, daß er so viel über den phantasirenden Verfasser des „Herrn Joachim Lange und dessen Grammatik" und über sich selbst zu sagen sich veranlaßt gesehen hat. Indessen wird der Leser, wenn er überhaupt diesem Gegenstand und dessen Verhandlung einige Aufmerksamkeit zu widmen so geneigt gewesen ist, sicher dem Urtheil beistimmen: daß, wie das Räuchern überhaupt milder machen soll für den Geschmack, auch jener ungeräucherte Hering wirklich

durch die Beräucherung zu einem weit milderen Pückling geworden, d. h. in dem letzteren Aufsatz weit mildere Ansicht über die besprochenen Gegenstände an den Tag gelegt und derselbe mit weit mehr billiger Beurtheilung der betroffenen Personen verfaßt ist.

„Rousseau bleibt ein außerordentlicher Mensch, noch genannt, wenn" — wie der Verfasser der Phantasie von sich behauptet — „er selbst längst vergessen." — Dies ist, als sehr bescheiden, in der That nicht anders als rühmlich; wenn gleich einer jener bitteren Beurtheiler leicht wieder von diesem Vergessen selbst die Veranlassung zu einem „hinc illae lacrymae" und der Behauptung vernehmen möchte, daß dasselbe doch immer ein schon Bekanntseyn voraussetze, das die Bescheidenheit des Verfassers sicher nicht eingestehen wird.

Eben so sind „Basedow's eigentliche Verdienste demselben jetzt höchst wahrscheinlich viel genauer und besser bekannt, als Manchem, der schielende Bemerkungen macht." — Gegen die höchste Wahrscheinlichkeit dieser genaueren Bekanntschaft hegt der Verfasser des Gegenwärtigen durchaus keine Zweifel. Er selbst hat nicht aus den Einzelheiten und Eigenthümlichkeiten dieses Mannes und seines Wirkens, sondern aus dem Gewirkten und dessen Folgen, also mehr im Ganzen, die Verdienste desselben seiner Meinung nach doch so ziemlich genau und treffend erfaßt. Eben so recht ist es, jede schielende Bemerkung, die den Verdiensten Anderer gemacht wird, zu

tadeln; denn allerdings giebt es wohl Manchen, der, weil er selbst kein ausgezeichneter Mann geworden, aus Neid, dem das Schielen überhaupt, wie dem Verfasser aus der schönen Schilderung desselben in Ovid's „Metamorphosen" bekannt seyn wird, zugetheilt ist, schielende Blicke oder Bemerkungen auf die Größe Anderer wirft. Von sich selbst kann der Verfasser dieser Zeilen, Jenem zur völligen Beruhigung, die Versicherung geben, daß er, weit entfernt von Neid gegen irgend Jemanden, mit Schiller jedem Verdienste seine Krone oder seinen Kranz nicht nur gönnt und läßt, sondern selbst zu erhalten bemüht ist, auch dem Verfasser des „Herrn Joachim Lange" von ganzem Herzen, wenn er sich einen solchen erwirbt.

Lachte Rousseau über die Anwendung seines „Emil", in dem er das Ideal einer freien Erziehung hinzustellen, wie in seinem Philanthropin Basedow auszuführen bemüht war, so zeigt dies allerdings, daß er selbst eine solche Erziehung seinem Zeitalter nicht anpassend und eine Anwendung in's bestehende Leben, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse, also thöricht und lächerlich fand. Die Folgen aber nicht bloß des Basedowschen Philanthropins, sondern jeder freien Erziehung insgesammt, welche der Verfasser ganz zu verkennen scheint, sind überall sichtbar. Kenntnisse und Bildung sind allgemeiner geworden, und der junge Mensch, dem Menschen näher getreten, wird, was er unbezweifelt doch auch ist, mehr als Mensch behandelt. Wenn der Verfasser diese Folgen

wirklich verkennt, so bedauern wir — mit Erlaubniß des gütigen Lesers — ihn, wegen Mangel des schönen Gefühls der Menschenliebe, und geben ihm den Rath, statt eines Philanthropins einmal, zum Gegensatz, ein Misanthropin mit aller Kraft seiner Strenge zu bilden.

Rühmt der verdiente Kanzler der Universität zu Halle, Herr Niemeyer — dessen Verdienste um deutsche Erziehung aber keinesweges auf den Stock oder die Strenge sich gründen — die Stille, Aufmerksamkeit und Ordnung in den Lancasterschen Schulen, so hat er doch sicher nicht hinzu gesetzt, daß dies durch einen Büttel oder Knüttel bewirkt wird. Gegen eine solche Ruhe möchte man dem Verfasser der Phantasie das Wort des „Marquis von Posa" zum Philipp in Schiller's „Don Carlos": „Die Ruhe eines Kirchhofs, Sire!" — zurufen; denn das wäre doch wirklich nicht die Stille eines Erziehungs-, sondern Zuchthauses.

Ist der Ruhm des verstorbenen Raths Struensee, ein wenigstens sehr geachteter Name, auf keine andere als solche Ruhe und auf keine andere Disciplin und Ordnung als die der Furcht und Gewalt gegründet gewesen, so kann man freilich sich eben nicht wundern, daß sein Name gegen die eines Campe und Salzmann verschollen, da überall der lebendige Geist über die todte Form den Sieg sich erringt und mit allem Rechte davon trägt. In diesem Fall dürfte es aber um die Ehrenrettung desselben durch den Verfasser der Phantasie nicht allzu gut stehen; im

Gegentheil derselbe wohl bei den Todten verbleiben, und man mag es dann der Misanthropie des Verfassers ein wenig zu gut halten, wenn er sich, in Beziehung auf Disciplin einer deutschen gelehrten Schule, eben kein besseres Ideal als das angeführte gewählt hat.

Das Urtheil Campe's aber, in Betreff der Vergleichung des Braunschweiger Peter Mumme und des Wolfenbüttler Jägge mit dem weltberühmten Homer, dürfte denn doch — nicht in Betracht poetischer Schönheit, sondern ganz prosaischer Nützlichkeit — so durchaus unrichtig und verwerflich nicht, als der Verfasser meint, dasteben; so wie bei dem seynsollenden Karikatur-Gemälde des „Karl von Karlsberg" sich immer noch erst fragt: auf welcher Seite die wirkliche Karikatur ist?

Hat Pestalozzi, in der Voraussetzung eines empfänglichen Sinnes bei den Müttern für sein Wort an dieselben, sich geirrt oder gefehlt, so ist dies seinem größeren Vertrauen zu verzeihen, da er gewiß doch wohl nur einen tieferen Sinn — keinen eigentlichen Tiefsinn, der immer ein wenig an Misanthropie, den Müttern nicht eben gewöhnlich, anstreift — bei diesen voraus setzt. Es könnte ihm mit einer solchen Irrung dann leicht nicht besser ergangen seyn, als dem Verfasser: indem er die Mütter, deren leicht reizbarer weiblicher Natur man ein übereiltes Vergessen ihrer Haupttugend, der himmlischen Geduld, schon einmal zu gut halten mag, mit Liebe und Schlägen, als weit wirksamer erziehend, denn die Männer selbst, darstellt. Wenn sie einen

solchen Vorzug wirklich einräumen, so ist es nur, insofern jene, wie bei den meisten doch auch schon der Fall ist, in der That ein größeres Maaß von Geduld und Liebe als diese besitzen. Und dennoch, obgleich sie Uebereilungen durch diese verwaltenden herrlichen Eigenschaften meist wieder vergessen machen, dürften doch diese Uebereilungen eben nicht die vorzüglichste Seite in ihrer Erziehung seyn und gerade diese ihnen keinen Vorrang vor den Männern gestatten; wenigstens erinnert sich, bei unaussprechlicher Liebe zu der seinigen, die diese verdiente, der Verfasser dieser Zeilen doch noch sehr wohl: daß eine oder zwei Zurechtweisungen, die er durch die Gewalt derselben empfing, einen Trotz und eine Empfindung bei ihm erzeugten, die eben nicht zu den liebevollsten und dankbarsten Gesinnungen gehörten.

Wem es übrigens mit dem goldenen „Impera tibi" wirklicher Ernst ist, der wird wohl — bei der sehr bald eintretenden Ueberzeugung: daß die Ausführung nicht leicht sey — zu bescheiden über sich selbst zu denken veranlaßt, um dies stolz vor sich her zu posaunen, und es, bei Beharrlichkeit in dieser schwierigen Uebung, lieber sehn, daß mehr als ein loser Bube hinter ihm her lache, als daß auch nur ein gutes Wesen über ihn oder hinter ihm weine. Der Verfasser dieser Zeilen kannte dagegen mehr als einen Nicht-Epiktet, hinter dem, bei aller Heftigkeit und leicht zu reizender Leidenschaft, nicht von einem, sondern von einer ganzen Schaar sonst gutartiger Knaben laut gejauchzt und gelacht ward.

Worin wahre christliche Liebe bestehe, wird der wohl wissen, wer außer dem Spruch seines Meisters: „Liebe deinen Nächsten, als dich selbst!“ auch den: „Ich aber sage euch, liebet eure Feinde!“ nicht bloß verstanden, sondern geübt hat; wenigstens besser, als der, außer sich selbst, Niemanden liebt und seinen wirklichen oder geträumten Feinden ewigen Haß schwört. Eben so wird den heuchlerischen Pharisäer leicht erkennen, wer das Bild eines solchen in der herrlichen Schilderung: „Sie sitzen gern oben an in den Schulen und zu Tisch in den Häusern“ — gehörig erfaßt hat.

Der Verfasser verdient für seine Bescheidenheit: auf die Ehre, ein großer Lateiner zu seyn, in seinem ganzen Leben nie die geringsten Ansprüche gemacht zu haben, zwar alles gebührende Lob; indessen mag er auch hierbei sich vor den bittern Beurtheilern in Acht nehmen, daß nicht Einer derselben ihn darauf aufmerksam mache: daß Ansprüche auf die Ehre eines großen Lateiners nicht eben geringe, am wenigsten die geringsten seyen, die Jemand machen könne; und nach dem, bei dieser Gelegenheit aufgestellten Grundsatz: „Aut Caesar, aut nihil!“ da er sich doch wahrscheinlich nicht für den Letzten in der Latinität, er sich selbst für einen Cäsar erkläre, und das war bekanntlich ein großer Mann.

Die leicht zu errathenden Gründe, warum die Professoren an unsern Hochschulen den Unterricht nicht mehr lateinisch, sondern deutsch ihren Zuhörern ertheilen, sind nun wohl sicher keine andern, als:

daß in der größeren Ausbildung der eigenthümlichen Sprache ihnen alle die Mittel zu Gebot stehen, sich allgemein und vollkommen verständlich zu machen, und ein zierliches Deutsch, geschrieben oder geredet, ihnen die Ueberzeugung gewährt, von jedem ihrer Zuhörer eben so vollkommen und vollkommener verstanden zu werden, als wenn sie zierlich Latein redeten oder schrieben, was sie sicher noch eben so gut wie vormals vermögen würden, besäßen sie die Eitelkeit, lieber ein zierliches Latein, als ein zierliches Deutsch reden und schreiben zu wollen; wenigstens eben so gut als Mancher, der mühsam einige Phrasen aus guten Schriftstellern auswendig gelernt hat und selbstgefällig bei jeder Gelegenheit auftischt. Ob sie es aber aus anderen Gründen, als diesen leicht zu errathenden, fein bleiben lassen werden, ihre Vorträge lateinisch zu halten, das weiß der Verfasser der Phantasie wahrscheinlich besser als der dieser Zeilen; so viel aber glaubt dieser jenem mit ziemlicher Gewißheit versichern zu können, nämlich: daß sie es fein bleiben lassen werden, auf ein einseitiges Urtheil zu achten.

Wenn nun der Verfasser der Phantasie zwar nicht der Mühe werth hält, sich gegen den Vorwurf, ein Lobredner früherer Strenge in der Erziehung zu seyn, zu vertheidigen, so bleibt dem Leser doch immer noch zu bedenken: ob dies gerade so werthlos der Mühe gewesen seyn würde; denn wenn Jemand den Grundsatz: „Bläue ihm den Rücken!“ für vortrefflich und wichtig in der Erziehung aufstellt, so möchte der Vorwurf doch wohl nicht so ganz unbe-

gründet und erbärmlich in der Wirklichkeit dastehn, falls nämlich bläuen nichts anders als blau schlagen ausdrückt; und wer in einem blauen Rücken den Himmel guter Erziehung wahrnimmt und ansieht, der mag es dem Gegner nicht verargen, wenn dieser hierin, bei anders gewährten Hülfsmitteln der Mittheilung als solchen bläuenden, weder eine menschliche noch eine — was diese ja, zum Unterschied von andern Wesen der Schöpfung, auch seyn soll — vernünftige Erziehung gewahr wird. Denn selbst ein Treiber jener edlen Geduldsthiere, deren hervorragender Kopfschmuck an einen ähnlichen des Ehrenkönigs Midas erinnert, würde doch, wenn er, bei verwehrten andern Hülfsmitteln, als dem des ledernen oder hölzernen Mittreibers, diesen bis zum Bläuen des Rückens jener armen Lastträger, insofern dieser es nicht schon von Natur aus ist, mißbrauchte, wohl eben nicht als besonders vernünftig unter seines Gleichen und bei allen Vernünftigen gelten. Wie es überhaupt also um die Sache, nicht um die Person sich verhandelte, so wäre dies denn wohl gerade der Hauptgegenstände einer gewesen zu einer rechten, nicht so leicht abzufertigenden Vertheidigung.

Von der einzigen Absicht der — sehr bescheiden wieder — sogenannten humoristischen Kleinigkeit zu einer Untersuchung der, wohl nicht bloß wichtig scheinenden, sondern wirklich wichtigen Frage zu reizen: ob durch die neuere Erziehung, von deren vornehmen Geschrei, bei eben nicht langem, aber doch sonst gutem Ohr, dem Verfasser dieser Zeilen nichts zu dem

seinen gelangt ist, wirklich so viel Großes und Vortreffliches heraus gekommen sey, als jenes nicht vernommene Geschrei erwarten ließ, ist in jenem Aufsatz nicht viel zu bemerken; vielmehr das Streben: die Bemühungen neuerer Zeit für eine leichtere, dem Menschenrecht und der Vernunft mehr entsprechende Erziehung lächerlich und verwerflich zu machen. Ob nun gleich ein Aufsatz, der einen so wichtigen Gegenstand, als die Anregung zur Untersuchung einer solchen Frage zu verhandeln beabsichtigte, eben keine humoristische Kleinigkeit seyn sollte, so will er doch ohne Weiteres den Verfasser der Phantasie auf wirklich etwas Großes, das die neuere Pädagogik, auch ohne vornehmes Geschrei, erreicht hat, aufmerksam machen, und dies ist nun nichts Anderes und wahrscheinlich nichts Kleineres, als: Kenntnisse und Bildung sind durch dieselbe allgemeiner und freier verbreitet, und es erfreuen, nicht mehr ein Vorrecht einzelner Casten und Stände, sich die Zöglinge der neueren sämmtlich, in dem helleren Lichte einer reineren Vernunft, der Vorzüge nützlicher und erheiternder Kenntnisse und einer dadurch bewirkten genußreicheren Bildung. Wenn der Verfasser also nicht — ein anderer Doktor Baldrian, der, mit weit ausschreitendem Stiefel, Keinen beachtend außer sich — in dem hochfahrenden Gedanken: „Alle Andern sind Dummköpfe außer mir!“ einher stolzirte, allem Guten vorbei streichen will, was die Bemühung neuerer Erziehung bewirkt hat: so wird er diese erfreulichen Folgen rings um sich bemerken, und, falls er kein

Misanthrop, sondern ein wirklicher Philanthrop ist, sich des Großen — denn allgemeines Glück und allgemeinere Wohlfahrt sind wirklich etwas Größeres, als der noch so hochtrabende Ruhm Einzelner hier auf Erden — in dem regen Getriebe sich mitfreuen.

Es ist daher doch wohl gar nicht nöthig, anzunehmen, daß die Natur sich bei uns Deutschen in Hervorbringung ausgezeichneter Talente bereits erschöpft habe, noch, daß der Mangel derselben in der Erziehung zu suchen sey. Genie und Talent, freie Spenden des unendlichen Weltgeistes, werden sich, trotz der unbegünstigtsten Erziehung, immer hervor thun, wie es auch früher der Fall war, und der reine Glanz, welcher von ihnen ausgeht, wird ein weiteres und empfänglicheres Feld finden, wie vormals. Eben so wenig ist es wohl nöthig, erst einen Areopagus aus vorzüglichen Hausvätern — warum nicht lieber Hausmüttern, da der, hier wirklich recht eigentlich phantasierende Verfasser sie so gern zu Mustern sich aufstellt? — ferner aus Philosophen — wahrscheinlich nach Art des Verfassers, der keinen spekulativen Unsinn und Bombast vom Stapel laufen läßt —; aus Aerzten — die, sicher wieder mit dem Verfasser noch von alter Auflage sind —, und aus Religions-Lehrern — die vergebens sich nach der Stelle in der heiligen Schrift umsehen werden, in welcher ihr Herr und Meister ihnen gesagt hat: wo sie Herz und Kopf haben sollen — also aus diesen hier unterschiedenen Klassen — die drei letzten dürfen wahrscheinlich keine Hausväter seyn — zu

bilden. Der Verfaſſer dieſer Zeilen kennt ſeit langer Zeit einen ſehr ehrwürdigen Areopagus im Staate, der zwar nicht aus allen einzelnen Mitgliedern deſſelben — die denn doch auch wohl, nach dem Sprüchworte: „Viel Köche verderben den Brei", eben nichts fruchten würden — unter der Obhut Sr. Majeſtät des Königs, aus den Miniſtern, den Miniſterial- oder Staats- und andern erfahrenen geiſtlichen und weltlichen Räthen, auch ſehr ſchätzbaren Aerzten, Alle ganz vorzügliche Hausväter, von der ausgezeichnetſten eigenen Bildung beſteht, und, wie für andere Gegenſtände des Staatswohls, auch für dieſen mit Umſicht und hellem Geiſte beſorgt iſt, und dem namentlich der preußiſche Staat die, bisher immer gerühmten Vorzüge einer allgemeinen, vernünftigen und wirklich humanen Erziehung verdankt. Dieſer Areopagus ſcheint dem Verfaſſer der Phantaſie aber nicht zu genügen, wahrſcheinlich — würde einer jener bitteren Beurtheiler hinzu ſetzen — weil ſeine eigene Weisheit nicht mit im Rath ſitzt; und wie er überhaupt beſſer als ſein Zeitalter, würde er ſicher auch beſſer als dieſer ehrwürdige Areopagus es gemacht haben, wie wenigſtens aus dem Apolog ſeiner Phantaſie und aus dieſem Vorſchlag hervor geht. Außer dieſem ehrwürdigen Areopagus im Staate kennt der Verfaſſer dieſer Zeilen noch einen andern Areopagus, der dem Verfaſſer der Phantaſie unbekannt zu ſeyn ſcheint und der, wie für andere Gegenſtände, auch für dieſen, in Beziehung auf das Beſte der Menſchheit, beſorgt iſt. Dieſen beiden

längſt beſtehenden Areopagen darf der Verfaſſer der Phantaſie ruhig vertrauen, daß ſie, wie bisher, für das Beſte der ihnen anvertrauten Angelegenheiten, nach Maaßgabe der Verhältniſſe, welche ſie zu würdigen wiſſen, unabläſſig beſorgt ſind; und wenn ſie zur Erreichung des möglich Beſten, auch in Beziehung auf einen ſo wichtigen Gegenſtand als den der Erziehung des Menſchen und Bürgers, einen rühmlichen Wetteifer geſtatten, doch nicht zulaſſen, daß Privatangelegenheit oder Mode, ohne wirklichen Nutzen, noch weniger mit wirklichem Nachtheil, das Beſte des Staats oder der Menſchheit gefährden.

So wenig überhaupt alſo Prahlerei ohne Werth, auch die, eben nicht wohlriechende gereimte Anpreiſung jenes, außer dem Verfaſſer doch wohl nicht ſo allgemein bekannten Seifſieders, ohne wirklich gute Seife, etwas nutzt oder fruchtet, ſo wird es ſicher nicht anders auch bei der Erziehung der Fall ſeyn. — Wollte alſo Jemand, ſeines eigenen Vortheils halber, wie jener Seifſieder ſich rühmen:

„Julius Cäſar war der berühmteſten Helden einer,
Ich N. N. bilde die größ'ſten Lateiner!“

ſo würde eine ſolche Prahlerei ihm dennoch nichts helfen, wenn er ſie nicht auch wirklich erfüllte.

Die Bewährung aber jedes thätigen Strebens nach Nützlichkeit wird ſicher nicht verfehlen, eine ganz andere Furcht zu erzeugen, als die iſt, welche der Verfaſſer der Phantaſie zur Feſtſtellung einer ſtrengen Zucht und Ordnung für nothwendig erachtet. Eine ſolche Furcht, die auf wahre Hochachtung und Liebe ſich

gründet, wird dann allerdings auch das Sprüchwort bewähren: „Wo keine Furcht, iſt auch keine Liebe!“ denn jede andere Furcht, die bloß auf körperliche Gewalt, nicht auf die des Geiſtes ſich ſtützt, wird zur Vogelſcheuche, und ſehr bald eben ſo wenig als dieſe fruchten, am wenigſten aber Liebe erzeugen, die dieſe Art Furcht, eine wirklich knechtiſche, nach dem bekannten Spruche ja austreibt Wenn aber der Erzieher dieſer den Vorzug einräumt, ſo kann er freilich ſich auch nicht weiter beklagen, wenn Trotz und Widerſpenſtigkeit in den jungen Gemüthern alle nur erdenklichen Mittel erſinnen, um Gleiches mit Gleichem, Zucht mit Zucht zu vergelten. Auch, was dieſen Gegenſtand anbetrifft, findet der Spruch ſeine Anwendung: „Difficile est satiram non scribere.“

Die beſte Schule von der Welt aber wird allemal die erbärmlichſte werden, ſobald die Lehrer derſelben, wenn auch die trefflichſten, ſich nicht ſelbſt zu mäßigen verſtehen, ihrer Willkür Alles geſtatten, heute ſo und morgen wieder anders ſich zeigen, je nachdem gute oder böſe Laune bei ihnen ihr Spiel treibt. Eine ſolche Erziehung muß allerdings jede gut geartete Natur völlig entarten und ihr ganzes Weſen verziehen, und das durch eine liebloſe Strenge.

Ob der jugendliche Geiſt mit Lehrgegenſtänden überfüllt werde, wagt der Verfaſſer dieſer Zeilen nicht ſo unbedingt zu entſcheiden, als es dem Verfaſſer der Phantaſie gut dünkt. Kenntniß der Gegenſtände in der Natur und im Menſchengeſchlecht, der Verhältniſſe des Raums und der Zahl, der

älteren und neueren bildenden Sprachen, außer der eigenthümlichen, und der Künste in Ton, Zeichnung und Schrift, neben der Bildung des Verstandes und Herzens zur Erkenntniß und Liebe des göttlichen Wesens und unsers Nächsten — scheinen, im gehörigen Maaße und nach Stufenfolge der Zeit und der Kräfte vertheilt, wohl eben nicht zu viel, um den jugendlichen Geist zu überfüllen und dadurch zu Schwäche und Verkünstelung zu reizen. Von diesen in ganzen Schüsseln, versteht sich, in angemessene Portionen vertheilt, der Jugend vorzusetzen, ist immer doch besser, als davon ein Leckerbißchen zu reichen, was dann ohne Zweifel nur Lücken lassen würde, wozu die Lückenbüßer nicht immer sogleich bei der Hand sind. Wundern dürfte man sich indessen hierbei: warum der Verfasser der Phantasie gerade das beste halbe Dutzend der Lehrgegenstände in die gelehrte Polterkammer verwiesen wissen will, da alsdann ja gerade das Schlechtere oder minder Gute derselben zurück bleiben würde; und selbst in dem Fall, daß dies, ein Druckfehler, das erste beste halbe Dutzend heißen sollte, möchte es doch wohl immer ein wenig zu leicht phantasirt seyn, indem es nicht gleichgültig seyn dürfte, bei einem Gegenstande, der keine Phantasie ist: ob das Nothwendige oder das Ueberflüssige, wenn es des letzteren wirklich giebt, verwiesen werde; denn der Meinung, als halte der Verfasser der Phantasie Alles für überflüssig, was er selbst nicht weiß, oder gelernt hat, will wenigstens der Verfasser dieser Zeilen nicht leben.

Und nun giebt Jenem dieser die ganz ehrliche Versicherung: daß er, nur die gute Sache berücksichtigend, ohne Haß ihm dasjenige entgegnet, was dem Gegenstande geziemte, und daß es ihm wehe thun würde, in dieser Entgegnung von ihm anders erkannt zu seyn, als nach dem Spruche, den er freilich in keinem seiner Classiker finden wird: „Si quis tibi rerum indicat, illum amicissimum tibi puta!“

Entschluß und Endung.

Wenn Zwei sich nicht verständigen, sich nicht verständigen können, so ist es vernünftig, daß Jeder dem Andern sagt: Fahre wohl! und Jeder seines Weges geht. Was die heutige Zucht in Schule und Haus zu Stande bringt, mag die Zukunft lehren; wird es, nach meiner Ansicht, an Verwirrung nicht fehlen, so mag sich meinethalb die Welt an Erfolgen freuen, wie der Anonymus sie sich denkt, ich aber sie mir nach meiner Erfahrung nicht glaubhaft zu machen weiß. Dabei will ich mich nun wieder bescheiden mit dem „Impera tibi!“ — und nur Luther's Lehre hinzufügen: „In Kinderzucht sey Apfel bei der Ruthen.“ Das Bündniß der Ermunterung mit Strenge und Strafe hielt also der Reformator fast zweitausend Jahre nach Sirach noch in Ehren, in den jüngsten drei Jahrhunderten ist man aber erst seit dem französischen Freiheits- und dem deutschen Humanitätsfieber jenem Ausspruch immer mehr untreu geworden; daß jedoch auch Freiheit und Humanität, bei aller Liebe für sie, ein gerecht wägendes Maaß bedürfen, ist mir eine unüberwindliche Voraussetzung.

H. Hermann.

Die deutſchen Künſtler in Rom

und

die Deutſchen in Italien.

Streitſchrift

von

Wilhelm Waiblinger.

Mitgetheilt von Franz Catel.

1830.

Wilhelm Waiblinger, der geistreiche Schriftsteller, starb im Januar 1830, und hatte in den letzten zwei Lebensjahren viele Unannehmlichkeiten erfahren durch die ihm eingewohnte gradausgehende Freimüthigkeit. Unter Anderem wurden ihm mehrere Aeußerungen in seinem „Taschenbuch aus Italien und Griechenland" in Rom mitunter sehr übel gedeutet; Waiblinger selbst schrieb darüber einen Aufsatz, den er in einer Künstlergesellschaft Rom's vorlas. Ich besitze davon eine Abschrift, die ich zum Abdruck mittheile, da sich hier ein sehr charakteristisches Bild entwickelt.

„Ueber die Sensation, welche eine Stelle in dem „Taschenbuch aus Italien und Griechenland von W. Waiblinger" unter den Künstlern in Rom hervorbrachte."

(Anonyme Selbstvertheidigung.)

Es liegt nicht in unserer Absicht, uns über diese neue Erscheinung im Allgemeinen auszusprechen, denn es giebt ja heut zu Tage der Taschenbücher so

viele, daß ſie eine eigene Lilliputſche Literatur ausmachen, daß es Mühe fordert, nur Titel und Herausgeber im Kopf zu behalten, geſchweige denn, daß man ſie alle leſen wollte oder könnte. Wenn nun ſolche jährliche Sammlungen von meiſt ſehr conventionellen poetiſchen Produkten häufig am Stoff leiden, ſo müſſen wir wenigſtens bekennen, daß ein Almanach aus Italien oder gar aus Griechenland etwas Neueres, Ungewöhnlicheres iſt, durch den Reichthum der Materie allgemein intereſſiren, und unter gewiſſen Bedingungen nicht bloß unterhalten, ſondern auch belehren und nützen kann. Denn ſo unzählige Reiſebeſchreibungen auch ſchon die claſſiſchen Strecken vom Simplon bis zum Aetna dargeſtellt und mißhandelt haben, ſo unzählige Romane ſchon in dem Lande der Muſik, der Schönheit, der Sinnlichkeit, des Katholizismus und der Banditen ſpielen mußten, kurz, ſo viel auch über Italien täglich geſprochen, geſchrieben, geſungen, geſchwärmt und geklagt wird, ſo fehlt uns doch gänzlich eine wahre treue Darſtellung dieſes Landes, beſonders was den Charakter des Volks, Lebensweiſe und wahre Nationalität anbetrifft. Die Gelehrten, die ſich länger in Italien aufhalten, ſind meiſtentheils Antiquare und Kunſttheoriſten, und dieſe ſind ja heut zu Tage kaum fähig, ihren antiken Plunder zu beſchreiben, geſchweige denn den Charakter eines Volks zu beurtheilen. Schriftſteller von glücklicherem Fache und beſſern Talenten, und ſollten es ſelbſt unſere größten Geiſter ſeyn, halten ſich gewöhnlich zu kurz

auf, um in Alles einzudringen, Alles von ſeinem wahren Standpunkt aus betrachten zu können. Wer nicht mit dem Volk lebt, ſeine Sitten annimmt, ſich unter den verſchiedenſten Verhältniſſen unter ihm bewegt, mit ihm genießt und leidet, der wird immer ein einſeitiges Urtheil fällen; dem Einen fehlt Geſchmack und Empfindung, dem Andern gründliche Kenntniß, Dieſem Urtheil und der Blick in's Leben, Jenem Verſtändniß der Kunſt, Dieſem Zeit und Ruhe, Bequemlichkeit und Geld, Jenem die Heiterkeit des Geiſtes und Gemüths, und faſt Allen lebendige Kenntniß der Sprache. Der findet nur Räuber, Diebe, Spitzbuben, Jener nur Ignoranten; Der lauter Genies, Dichter und Improviſatori, Künſtler und Pulcinelle, Jener langweilt uns mit Naturbeſchreibungen; Dieſer läßt überall den Deutſchthümler ſehen, und verſichert, er habe nur die „Nibelungen" in Italien geleſen, Jener überfüllt ſein Buch mit claſſiſchen Citaten; Dieſer charakteriſirt Heſperien als Land der Unſittlichkeit, Wolluſt und Sinnlichkeit, und Jener findet gar das Non plus ultra von politiſcher und moraliſcher Trefflichkeit in Rom. So iſt es denn immerhin ein lobenswerthes Unternehmen, wenn ein vorurtheilsfreier Deutſcher, der ſich ſchon Jahre lang in den intereſſanteſten Gegenden Italiens aufhält, in einem fortlaufenden Werke Charakterbilder, Beobachtungen und Darſtellungen des Lebens, der Kunſt und der Natur eines Landes giebt, das unſerer Phantaſie von Jugend auf als Ziel unſerer ſchwärmeriſchen Wünſche vorſchwebt.

Wir halten uns bloß an dieſe Tendenz des Almanachs, und nicht an das Talent, das der Verfaſſer als Dichter in der Erfindung ſeiner Novellen und in den übrigen poetiſchen Leiſtungen erweiſen kann, und ſind froh, daß wir bis jetzt uns hinter unſerm anonymen Schilde ſicher gehalten haben. — Dies wird uns ſchwerer werden, wenn wir zur Hauptſache übergehen, ſo ſehr wir uns auch bemühen, den trockenſten Recenſentenſtil zu behaupten. Wie der Verfaſſer des Almanachs nämlich ſich erlaubt, über Italien zu urtheilen, über Alles, was drinn iſt, und auch über die Fremden, die es durchziehen, ſo hat er uns eine Novelle geliefert, worin er ſich als einen Todfeind der Engländer zeigt, dabei aber nicht unterlaſſen kann, zuweilen auch von ſeinen Landsleuten zu ſprechen. — Unter Anderem ſagt er S. 260 Folgendes:

„Nun hatte er (der arme Henry) noch einen Beſuch bei einem berühmten engliſchen Maler zu machen, von dem man ſich in ganz Rom, beſonders in den Schenken der deutſchen Künſtler, die ſeltſamſten Dinge erzählte. Schon im vierzehnten Jahre malte dieſer Mann an einem ungeheuren Bilde und wurde dafür von einem Lord penſionirt. Du Glücklicher, Ueberglücklicher, ſagte mancher Nachkomme Teuts, wie haſt du ſo gut zu leben! Wie ärmlich verſorgt uns das Vaterland! Wie müſſen wir uns plagen, wie müſſen wir borgen und ſchwitzen, bis eine kleine Penſion von hundert Thalern durch die Porta del popolo hereinkommt! Was iſt unſer Ver-

gnügen? Kaum gelingt es uns, die wenigen Bajocche für den Custode aufzubringen, wenn wir Raphael und Titian, Domenichino und Caracci, Caravaggio und Guercino, ach und gar unsern allverehrten Fiesole betrachten wollen. Unser Vergnügen besteht in den schwermüthigen Spaziergängen durch die sieben Hügel, in einer Pfeife Tabak und einer frugalen Mahlzeit! Während du bei Fraaz oder in dem trefflichen Hermelin speisest, sitzen wir in der finstern Höhle der Chiavica, die jeder honette Römer flieht, und sind froh, daß man uns dort nur ein paar Monate borgt. Unser Ausflug geht nach Albano und Frascati, wo wir um fünf Paule des Tags leben können, während du nach Neapel fliegst, den Vesuv besteigst, und die Paradiese von Sorrent, Capri und Ischia durchschwärmst. Uns achtet der Römer wenig oder nicht. Tedesco! sagt er, und zuckt mitleidig die Schultern, und setzt vielleicht ein verächtliches Poveretto! hinzu. Wer armselig gekleidet geht, den nennt man hier zu Lande einen Deutschen, und man bezeichnet uns nur mit dem vertrackten „Frosch" und „Trink' es Wein!" — Du bist Inglese! Und schon beim Klange dieses Namens fliegen Camerieri, Facchinen, Lohnbediente, Ciceroni und Ruffiane herbei!" ...

Diese verruchte Stelle nun, und vorzüglich jene hervorgehobenen Worte haben in jener Chiavica, welche oben genannt ist, eine Art von allgemeinem Aufstand erregt. Während die Herren, die dort gewöhnlich des Abends zusammenkommen, eben tüchtig

von Wein erhitzt waren, vielleicht weil ein Neu-Angekommener sich durch den sogenannten Weinsatz in die Gesellschaft einkaufen mußte, ward eine aus Deutschland zugeschickte Abschrift jener verhängnißvollen Worte herbeigeholt. Alles entsetzte sich, man wüthete, man tobte, man schlug das fürchterliche Blatt an die Wand, und ein Demagog erhob sich gar, eine entsetzliche Karikatur mit Kohle über das Corpus delicti hinzukratzen. Wäre der unglückliche Verfasser an jenem Abend zufälliger Weise in die Chiavica gekommen, es hätte seinem Leben Gefahr gedroht. Ja, in Ermangelung seiner Person wollten sie gar ihre eigene Gesellschaft decimiren und den Zehnten durchprügeln, die einzige Rache, welche gewöhnlich einer ungebildeten Masse übrig bleibt, wenn sie aufgeregt wird. Die revolutionären Auftritte dieses Abends wurden bald unter den andern Künstlern bekannt, welche zum Theil darüber lachten, indem sie die Wahrheit der Stelle zugaben, zum Theil sich wenig um ein Urtheil bekümmerten, das sie nicht traf, und nicht treffen wollte.

Betrachten wir nun diese Worte, wie wir wollen, als unparteiischer Freund der Wahrheit, so müssen wir sagen: sie sind nicht im Geringsten höflich; eben so wenig sind sie ehrenvoll für den Namen unsers Vaterlandes, und beweisen, daß der Verfasser vom Patriotismus wenigstens nicht verblendet, daß er kein demagogischer Schwärmer ist. Ferner sind sie weder witzig, noch klingen sie geistreich, noch erhaben oder schwülstig, sondern sie sind buchstäblich

wahr. Der Verfasser des Almanachs, welcher auf die Stunde hin so lang' in Rom ist, als wir, und schwerlich an einem Orte war, wo wir nicht auch gewesen, hat uns in diesen Worten allerdings nichts Feines, nichts Tiefsinniges gegeben, und keine übernatürliche Beobachtungsgabe beurkundet, sondern er sagt nur, was Jeder bemerkt, der in Rom mit offenen Augen lebt, und was hundertmal über Tisch besprochen, ja von vielen bessern Köpfen, die der Zufall in die Chiavica führt, ohne allen Widerspruch zugestanden wird. Er unterscheidet sich von diesen nur dadurch, daß er's öffentlich ausgesprochen, daß er's zur allgemeinen Kenntniß gebracht hat.

Weil aber doch von Seiten hiesiger Künstler Zweifel dagegen erhoben worden sind, und zu fürchten ist, daß im Vaterlande, wo man gar nicht weiß, wie wir Deutsche hier leben, ein solches Wort noch mehr mißverstanden werden könne, so finden wir's nöthig, die verhängnißvollen Zeilen des Satirikers zu erläutern. Nicht als ob wir ihn hier als Satiriker beurtheilen, zurechtweisen oder beloben wollten, denn er ist es kaum in diesem Fall; es handelt sich hier von einem Faktum, einer objektiven Wahrheit, einer bloßen Erfahrungssache.

Die ersten Sätze der infamen Stelle sind von Niemand mehr anerkannt, als von den deutschen Künstlern selbst. Ihre geringen Pensionen sind ihre tägliche Klage, und wenn sie sich mit andern Nationen, besonders mit Franzosen, Russen, Engländern und Italienern vergleichen, so erhalten sie oft kaum

jährlich so viel, als jene monatlich. Daß sie mehr verdienen, daß einzelne brave Talente und strebende Naturen sorgfältiger und reichlicher unterstützt werden sollten, das gehört so wenig hierher, als die Frage, warum es nicht geschieht; daß der Künstler zu viele sind, daß ihrer zu viel nach Rom geschickt werden, und wenigstens zwei Drittheile ihre Studia, die Gott segnen wolle, zu Hause fortsetzen könnten, daß auf diese Weise unnütz verschwendet und unter eine Menge vertheilt wird, was den Einzelnen weit fördern würde, so aber nur den Ruin der Kunst beschleunigt, das ist gleichfalls die Klage der Bessern und Angesehensten, und gäbe Stoff zu einer Betrachtung, die gleichfalls nicht in unserer Absicht liegt.

Wissen wir einmal so viel, haben wir gesagt, wie gering die Wechselchen, welche über die Alpen zu uns nach Rom kommen, wie unzureichend die Pensionen sind, welche die besten Talente, so wie die hoffnungslosesten Leute in gleichem Maaße genießen; berechnen wir noch, daß die deutschen Künstler nicht immer aus bemittelten Familien herstammen; bemerken wir ferner, wie schwer es eben dem trefflichsten jungen Manne wird, sich in den Jahren, da er an der Quelle sitzt, so beschränkt und eingezwängt zu sehen; wie wenig es ihn geistig fördert, wenn er die Zeit, die er dem reinen Studium weihen sollte und möchte, für bloßen Gelderwerb verwenden muß, und wie wenig auch selbe pekuniärisch, wenn er das Letztere thut; sehen wir die zweckmäßigen Unterstützungen anderer Nationen, oder kommt gar das Beispiel

eines Engländers vor, welcher die Malerei im Zollhause gelernt zu haben scheint und 600 Pfund Sterling für eine Arbeit erhält, die nur sechshundert Stockstreiche werth ist, *) während einer der anerkanntesten und genialsten unserer hiesigen Landsleute täglich für einen Scudo Fresco malen muß — der Taglohn eines Modells — so ist dem Deutschen ein Stoßseufzer wohl verzeihlich, so ist es wohl glaublich, daß seine Vergnügungen nicht im Corsofahren, nicht in kostspieligen Landpartieen bestehen, sondern daß er bei Wein und Tabak von der Arbeit ausruht, daß in die Unterhaltung, in der er die Abende zubringt, manche schwermüthige Betrachtung einfließt, daß er nicht „alla Inglese" leben und zahlen kann, wenn er auf's Land geht, sondern sich Orte aussucht, wo er mit einigen Pauls auskommt. Und wenn der Verfasser des Almanachs noch die Spaziergänge durch's alte Rom zu seinen wohlfeilen Vergnügungen zählt, so beneiden ihn gewiß Tausende im Va-

*) Der Engländer Turner, welcher in seiner Heimath wie ein Claude oder Poussin verehrt und bezahlt ist, hat drei Arbeiten ausgestellt, welche Alles übersteigen, was die ältesten und gebrechlichsten Künstler hier jemals gesehen haben, und geradezu ein Superlativus von Unsinn und Schmiererei genannt zu werden verdienen. Das unglaublich verblendende Selbstgefühl dieses künstlerischen Monstrums, das seine Tableaus anstatt mit Rahmen, mit Stricken umgab, hat denn auch die entrüsteten Deutschen zu einer Karikatur veranlaßt, welche das „caratum non est pictum" höchst anschaulich darstellt.

terlande, so steht er gewiß weit über dem Britten, der solche Dinge nur einmal mit dem Nibby in der Hand kursorisch angafft, und wir fühlen uns glücklich, diese Freude mit ihm theilen zu können.

Aber nun kommen wir an den Punkt, der wohl am meisten Entrüstung hervorbrachte, vielleicht, weil er der unbezweifelbarste ist, wir meinen an die Worte mit gesperrter Schrift, und an die Todsünde, die Waiblinger begangen, indem er die Schenke verrieth, welche seit Jahren der Versammlungsort einer Anzahl deutscher Künstler ist. — Wenn der Verfasser behauptet, daß kein honetter Römer in der Chiavica speise, so hat er vollkommen recht; aber wir müssen dennoch diesem Gasthause Gerechtigkeit widerfahren lassen, und bemerken, daß jenes honett nicht im moralischen, sondern bloß im conventionellen Sinn genommen ist. Die Chiavica ist ein ehrbares Haus, und die Wirthsleute sind wohl die gutmüthigsten und besten, die wir je in unserm Leben kennen gelernt; nur wäre es ein wahrer Schimpf, in einem anständigen Privathause in Rom zu sagen, daß man in einer Schenke speise, deren Name schon ein Scandal ist. Wir geben zu, daß schon Dutzende von deutschen Künstlern sich dort gemästet, ohne zu wissen, daß Chiavica auf Deutsch so viel als der Kanal ist, worin der Unrath abläuft, und wir sind weit entfernt, diese Bedeutung auch auf die Gäste anwenden zu wollen, indem die bravsten und ehrenwerthesten Deutschen zuweilen dort gesehen werden. Wer aber an einige Eleganz im Leben gewöhnt ist, wer

feinere Geruchssinne hat, wer anständige Gesellschaft von Italienern sucht, der wird gewiß zu denen halten, die bei Lepre oder im Hermelin, oder sonst einem reinlichen und besser gehaltenen Hause speisen, um so mehr, als die Studenten-Gebräuche, welche dort nachgeahmt werden, Landsleute von besserem Geschmack oft abstoßen können.

Haben wir unserer Chiavica eben das Prädikat moralischer Ehrbarkeit vollkommen zuerkannt, so wird sich der ehrliche Charakter der Wirthsleute nur um so unwidersprechlicher erweisen, wenn wir berühren, was Wilhelm Waiblinger unzart genug war auszuschwatzen, wir meinen die Mahlzeiten, welche sich hie und da minder gut pensionirte Landsleute aufschreiben lassen. Nun, was will das auch heißen? Welcher junge Mann, besonders der Gelehrte, Künstler und — Poet, ist nicht schon in die Nothwendigkeit versetzt worden, eine kleine Schuld zu machen. Aber es ist doch ein Punkt, wo man sich ungern kitzeln läßt, und den man gern unter vier Augen mit dem Gläubiger ausmacht: wir würden ihn daher nicht berühren, wenn wir nicht einen bündigen Beweis für die Gutmüthigkeit und übertreffliche Ehrlichkeit des berühmten „Pepe“ führen wollten, indem wir anführen, wie vertrauungsvoll den Deutschen begegnet wird, wie gut man von diesem herzlichen Menschen versorgt und bedacht ist, wie treu er die Rechnung macht, wie geduldig er wartet, wie er Gründe und Entschuldigungen achtet, wie er sogar gut sagt, wenn er schon mit einzelnen unwürdigen

Subjekten die traurigsten Erfahrungen gemacht, und gewisse verzweifelte Leute, die nichts in Rom thun, als was sie in der Chiavica thun, sich wie Blutegel eingesaugt und ihr Conto bis auf Hunderte von Scudi gesteigert haben. Solche Menschen sind es eben, welche das Haus in Verruf bringen, und ihre unschuldigen Landsleute gleichfalls beschimpfen. Zum Glück sind ihrer nur sehr wenige von dieser Art, und das müssen wir den Uebrigen zu Ehren sagen, daß solche Vampyre verachtet sind, und fast alle ehrlich einhalten, sobald ein kleines Wechselchen im Café greco ankommt. Betrachten wir die Gäste der Chiavica vollends als Studenten, und das wollen sie ja auch seyn, so sind sie außer Tadel, indem fast Keiner durch die Universität kommt, ohne zuweilen ein wenig geborgt zu haben.

Was ist natürlicher, als daß bei so bewandten Umständen die Landtouren auch nach dem Maaßstab des Beutels eingerichtet werden. Würde man in Subiaco täglich einen Scudo bezahlen, so würden nur Wenige hinreisen; weil man aber in Civitella um fünf Paul leben kann, so ist diese Gegend heut zu Tage zur schönsten auf der Erde geworden.

Bis jetzt haben wir lauter unwidersprechliche Thatsachen betrachtet; nun aber kommen wir an einen Satz, der weit schwieriger ist, weil er allgemeiner angreift, weil er nicht bloß die Künstler, die, wenn auch eine an sich allzu große, doch im Verhältniß zu den übrigen Ständen in unserer Zeit minder wichtige Klasse sind, sondern unsere Nation selbst

betrifft, und weil nicht, wie bei obigen Wahrheiten, ein einziger Tag, sondern einige Erfahrung, Umgang, Kenntniß des Volks und Bekanntschaft mit verschiedenen Kreisen, ja selbst eine Sprache nothwendig ist, die manche unserer Landsleute nicht in dreißig Jahren lernen. Wir meinen die Worte: „Uns achtet der Römer wenig oder nicht!“ — Um dieses Urtheil wahr zu finden, dazu gehört freilich wenig Erfahrung und Zeit; um es aber zu erklären, müssen wir schon etwas weiter ausholen.

Der Italiener ist durchweg das Gegentheil von uns. Während wir eine, wie es scheint, höchst glückliche Fähigkeit besitzen, uns jede Nationalität anzueignen, und mit Engländern, Franzosen und Italienern gleich viel gemein haben wollen, so schließt sich der Letztere ganz von Andern ab, wiewohl nicht mit Bedacht, mit Absicht, sondern nach dem Instinkt seiner Natur. Wir möchten behaupten: der Deutsche hat eher die Talente des Mannes, der Italiener die des Weibes. Jener ist voll gründlicher Kenntnisse (wenigstens dem Italiener gegenüber), ist besonnen, hat mehr Verstand, mehr Urtheil, mehr kritischen Geist, mehr Umfang in den Ideen; Dieser mehr Phantasie, mehr Gefühl, mehr Geschmack. Jener ist muthig, Dieser nur leidenschaftlich; Jener phlegmatisch-cholerisch, Dieser ganz sanguinisch; Jener zeichnet sich aus, wo Beständigkeit, Fleiß, Studium, Tiefe erforderlich sind, Dieser, wo es schnelle Empfänglichkeit, raschen Blick, glücklichen Mutterwitz will; Jener bereitet sich zu Allem vor, Dieser im-

proviſiret Alles; Jener betrachtet, Dieſer genießt; Jener iſt ſentimental, Dieſer ſinnlich; Jener will ſeyn, was er ſcheint, Dieſer berechnet Alles auf die äußere Erſcheinung.

Ohne daß wir dieſe Parallele weiter ausführen, bleiben wir beim Letztern ſtehen. Der Italiener berechnet Alles in Leben, Kunſt, Literatur, Religion, Politik auf — Effekt, auf Erſcheinung. Er lebt im ſchönſten Lande, alle Nationen beſuchen ihn, er hat die berühmteſten Ahnen; wenn er auch mit dem geſunkenen Zuſtand ſeines Vaterlandes unzufrieden iſt, ſo fühlt er doch, daß er Talent hat, daß es nur an einer Regierung fehlt, die ihm freies Feld gebe. Er iſt körperlich wohlgebildet, und hat claſſiſche Züge; er iſt eitel, kleidet ſich ſorgfältig, geſchmackvoll, und hält auf Anſtand und Etikette. — Nun iſt es aber unleugbar, daß der Deutſche im Vergleich mit Franzoſen und Italienern höchſt linkiſch, langſam, ſteif, nachläſſig, ungefällig, unceremoniell iſt. Eine ſo kindiſche Nation aber, wie die Letztere, der auch die allernöthigſten geographiſchen Kenntniſſe mangeln, und die den Prussiano, Austriaco, Sassone, Bavarese, Virtemberghese, wenn er ihr genannt wird, von dem Tedesco gänzlich unterſcheidet, eine ſolche Nation urtheilt nach Eindrücken, urtheilt nach äußerer Erſcheinung, und nicht mit vollkommener Kenntniß des Gegenſtandes. Wie ſie aber von der Natur glücklich begabt iſt, ſo trifft ihr Urtheil doch zuweilen. Wenn wir nun auch nicht behaupten wollen, daß die Italiener uns noch für eine Art von Bar-

baren halten, wie es die alten Römer thaten und Recht hatten, es zu thun, ſo ſehen wir doch noch viele Spuren ſolcher Nichtachtung, welche freilich zuweilen nur eine Folge italieniſcher Ignoranz, oft aber nicht ohne Bedeutung und Wahrheit ſind. Der Engländer, den ſie übrigens nicht lieben, zwingt ihnen Achtung durch ſein Geld ab; der Franzoſe gefällt ihnen wegen ſeiner Geſchmeidigkeit und Artigkeit: ſie achten ſeine Sprache, weil ſie ihnen näher liegt, wenn auch die Gebildeteren ihm vielleicht den ſolidern Deutſchen vorziehen! Aber wodurch imponiren denn wir? — und imponiren ſoll man doch dem Italiener.

Es ſind hauptſächlich zwei Klaſſen, die dem Römer als Deutſche erſcheinen, Künſtler und Schweizer. Weil nun aber der deutſche Künſtler gemeiniglich nicht wie andere Menſchen gekleidet geht, entweder höchſt nachläſſig, zuweilen ſchmutzig, oder burſchikos in den Straßen umherläuft, ſo iſt er ſo leicht zu unterſcheiden, als der Schweizer-Trabant in ſeiner pomphaften Uniform. Das nennt nun der Italiener einen Tedesco, und jeder modiſch und ſauber gekleidete Fremde wird davon ausgeſchloſſen, erhält den Ehrentitel Forestiere oder geradezu Inglese. Können wir's ihm denn nun im Geringſten verargen, daß er ſtutzt und Carnevals-Narren zu ſehen glaubt, wenn ihm eine derbe Figur, ohne Halsbinde, mit altdeutſcher Kappe, langem Haar, Knebelbart und transalpiniſcher Stumpfnaſe begegnet? — Stimmt unſer deutſches Urtheil nicht ſelbſt damit überein,

daß ein solcher Aufzug wenigstens lächerlich ist, und hat man's bei uns nicht sogar verboten? Kurz, der Engländer gilt für grob und unleidlich, der Franzose für angenehm, aber windbeutelhaft, der Deutsche für brav, geduldig, verträglich, gutmüthig, ehrlich, kräftig, fleißig; aber wir mögen so viele Prädikate aufhäufen, als wir wollen, so können wir nie hinzufügen: für reich oder für gescheidt. —

Ohne daß wir der Entstehung dieses Urtheils weiter nachspüren, führen wir einige Beweise an, die, wie uns dünkt, mehr bewähren, als wir nur behaupten wollen. Alle Anekdoten, die einen plumpen Dummkopf nöthig haben, brauchen den Tedesco durchgängig. Die Geschichten, die man von den Schweizern erzählt, schildern diese als die unpolirtesten Pinsel, der Schweizer aber ist Tedesco. Unsere Sprache ist höchst verachtet und lingua da cavallo genannt, unsere Literatur gänzlich unbekannt, Kotzebue gilt für den ersten Dichter, von Goethe kennt man nur den „Werther". Unser Ruf als Trunkenbolde ist von jedem Gassenbuben anerkannt: wer betrunken gesehen wird, heißt „Trink es Wein!" Rücksichtlich des Essens sind wir nicht sehr delikat nach der Volksmeinung, denn man sagt uns nach, daß wir Talglichter fressen und Oel im Kaffee trinken, während uns der minder spöttische Römer nur die potate oder Kartoffeln vorwirft, die ihm eine detestable Speise dünken. Unsere Fußreisen erwecken Mitleid, denn man glaubt, sie seyen Folge von Armuth. In den Gebirgen heißen alle Fremde Inglese.

Man hält uns für halbe Bären, daß wir in unserer Kälte nicht erfrieren. — Die Schweizer-Anekdote, da sich ein Römer vor dem groben Trabanten entschuldigt, er könne nicht weiter rückwärts weichen, weil die Mauer hindere, und der Tedesco schreit: „Indietro anche il muro" ist Sprüchwort geworden. Ja, das Wort Tedesco bezeichnet einen so halsstarrigen Tölpel bei'm gemeinen Volke, daß unlängst ein Tischler, welcher in unserer Gegenwart einige Nägel in die Mauer schlagen wollte, als es ihm nicht gelang, mit Wuth losbammerte und ausrief: „Per Cristo! ci sara qualche tufo dentro, qualche Tedesco!"

Solcherlei Ansichten von uns, welche allerdings mehr im niedern Volk gangbar sind, aber sich doch bis in die gebildeten Stände verbreiten, wenn sie auch, wie gesagt, größtentheils nur von gänzlicher Unkenntniß unseres Vaterlandes herrühren, beweisen, dünkt uns, wenigstens hinlänglich genug, um unsere Leser zu überzeugen, daß sie sich, wenn sie nach Italien kommen, als Tedesco nicht gut produziren, und besser thun, wenn sie ihr einzelnes Vaterland nennen. Zu bemerken ist, daß neuerdings besonders die Prussiani zu Ehren kommen; vielleicht trägt viel dazu bei, daß diese gewöhnlich sorgfältiger und anständiger gekleidet gehen, als wir Süddeutsche, und besonders die Münchener Akademisten, welche erst diesen Herbst wieder in zahllosen Exemplaren Costüme aus Fiesole's Zeit und Charaktere aus dem Jahrhundert Sand's nach Rom spedirt haben.

Man hat uns schon entgegnet, daß der Deutsche mehr als jede andere Nation geachtet sey, weil man ihm vertraue, weil man ihn für grundehrlich halte. So wahr das Letztere ist, so unrichtig ist der Schluß, der daraus gezogen werden kann. In Deutschland, wo so viel von Treue und Ehrlichkeit gesungen wird, wäre dies allerdings der Fall; aber der Italiener hält einen Menschen, der einen Vortheil vorbei läßt, den er benutzen könnte, für dumm, eine gewisse gutmüthige Spitzbüberei aber für Beweis von Geist und Verstand, und darum auch für erlaubt. Wie mit diesem Hang, sein Interesse auf Kosten des Andern zu befriedigen, und schnell zu merken und zu benutzen, wenn er eine Blöße giebt, zugleich die liebenswürdigste Ehrlichkeit manchmal zusammenläuft, davon könnten wir interessante Beispiele anführen.

Man darf aber nicht glauben, daß der Italiener den Deutschen, auch wo er ihn lächerlich findet, beleidige oder verhöhne. Im Gegentheil haben wir noch nie so viel Duldung fremder Eigenthümlichkeiten, Sitten und Albernheiten bemerkt, als in Rom. Ferner wollen wir nicht sagen, daß eine solche Nichtachtung unserer Nation, die im obern Italien aus politischen Gründen zum Hasse wird, dem Deutschen als Individuum lästig werde. Der Römer läßt Jeden gewähren, auch der Aermlichste oder Burschikoseste hat in allen öffentlichen Häusern Zutritt, nur wenn er in eine Privat-Gesellschaft will, muß er sich dem Anstand aufs Strengste bequemen; thut er

dies, so ist er gleich kein Tedesco mehr, und wird nach Verdienst geschätzt und gesucht.

In der gelehrten Welt sind wir in allgemeiner Achtung, mehr jedoch in strengen Wissenschaften, als in der schönen Literatur. In Rom sind hauptsächlich unsere Kritiker und Alterthumsforscher geehrt. Winkelmann ist so gefeiert, als er's jenseits der Alpen nur seyn kann, und während ihn unwissende Landsleute hier „einen Esel in der Kunst" nennen, hat der Beschluß der Conservatoren seine Büste unter die berühmten Männer des Capitols aufgenommen. Auch der Angelica Kaufmann ist diese Ehre widerfahren, und wie uns scheint mit Unrecht.

Die Poesie betreffend, ist der Geschmack der Italiener so sehr von dem unsern verschieden, insofern er auf reine Form hält, zu seinem Ruhme, insofern er oft mit dieser allein zufrieden ist, zu seiner Schande, daß unsere Literatur nie Eingang finden wird, und eine Uebersetzung unsers genialsten Gedichts, des „Faust", uns eine absolute Unmöglichkeit dünkt. Es waren immer einzelne Deutsche in Rom, welche unserm Vaterlande hohe Ehre machten, welche von jedem gebildeten Italiener anerkannt und verehrt wurden. Thorwaldsen ist der Stolz des Nordens, und wir dürfen nicht übergehen, daß in unsern Tagen der preußische Minister, Bunsen, nicht wenig dazu beiträgt, die Ehre unserer Nation zu heben.

Somit wären wir denn mit der Vertheidigung unseres Autors zu Ende. Wir können von ihm versichern, daß er sich selbst gern den empörten Chiavi-

canern als Beweis ſeiner Behauptungen rückſichtlich der Deutſchen anbieten würde, *) wenn er nicht fürchtete, daß ſie ihm entgegneten, ein Poet, der nachläſſig gekleidet geht, ſey eben noch kein Beweis für Andere. Gewiß iſt, daß Niemand grimmiger wird, wenn man von ihm ſchreibt, als der deutſche Künſtler; wir haben uns wenigſtens durch Anonymität geſchirmt, von Wilhelm Waiblinger aber ſind wir verſichert, daß er im Stande iſt, wenn ſich ſeine Feinde durch Karikaturen rächen, und eine erträgliche zu Stande kommt, ſie dem Publikum lithographiren zu laſſen."

*) Wilhelm Waiblinger, wir dürfen es nicht verſchweigen, lief wie ein deutſches Genie in Rom herum, und iſt auch das beſte Bild eines armen Teufels geblieben.

Leut, Volk und Deut.

Von

Friedrich Ludwig Jahn.

Manuscript vom Jahre 1816.

Leut, Volk und Deut.

Das Wort „Nation" können wir sehr gut entbehren, und alle seine wälschen Mißgezüchte mit dazu. Im gemeinen Leben ist es ein Schimpfwort; die Leute reden von Nationszeug, wie von Luderzeug und Rackerzeug, als von Stoff und Zuthat zu nichtsnutzigem Gesindel. Wissenschaftlich sagt Nation gar nichts. Bei den Schriftnern ist es ein Scheinwort von schwankendem Begriff. Nach Kant sind wir ein Volk, nach Seume nur eine Nation; nach Herder sind wir noch keine geworden, und nach Mannert haben wir bereits aufgehört eine zu seyn.

Die Wörter Volk, Deut und Leut leben in unserer Muttersprache von undenklicher Zeit sinnverwandt neben einander. Sie finden sich so im Hildebrandsliede, was die Forscher dem achten Jahrhundert zuschreiben, und für den ältesten noch auf uns gekommenen Sang unserer Altvordern halten. (Das Lied von Hildebrand und Hadubrandt u. s. w., durch die Gebrüder Grimm, Cassel, bei Thurneisen, 1812.) Wir haben für den Begriff der Gesammtheit

in der Fülle einer Reichsgemeinde, die nur durch Alle sammt und sonders voll wird, der Alle nachstreben und folgen müssen, das Wort Volk.

Wir heißen aber diese große Gemeinde, da sie aus Einzelwesen besteht, von denen jedes seine Sonderheit und Selbstheit besitzt, und sich als solches auch kund giebt und verlauten läßt — Leut und Leute. Daher „Eene grote Laut" auf Sassisch, namentlich im Mecklenburgischen ein Zusammenlauf von Menschen, die hören und sehen wollen, was es giebt.

Was sich seines Gleichen vernehmlich und lautbar machen kann, dessen Sprache versteht, in dessen Gefühle und Vorstellungen eingeht, und Uebereinstimmung in Gemüthsart und Gesinnung laut werden lässet, gehört zu den Leuten und ist unter Leuten.

Undeutsche sind Ausleute (Frisch aus Menken: Script. Sax. I. 1. col. 1141) und Meindeutsche, der Leutschaft nicht theilhaftige, als Hurenwirth, Henker und Gaukler, gelten in alten Gesetzen für Unleute. (Stadtordnung von Freiburg im Breisgau 1520. — Siehe Haltaus bei Platzmeister.) — Verleuten heißt aus der Gemeinschaft aller Leute [Leutgenossenschaft] bannen. (Frisch.) Leuten hingegen mit Leuten besetzen.

„Die Liute sind gelandet wol,
Die Lant nicht wol geliutet. Meines sind die Liute vol" —

d. h. Die Leute haben ein gut Land, aber das Land hat keine guten Leute, sie sind des Bösen voll.

(Manneſſiſche Sammlung von Minneſingern, Th. 2. S. 151.) „Sie iſt ein feines Leut", ſagt man noch in Oberdeutſchen Gauen (Adelung); Vornehmlinge würden dafür person und personage ſetzen. Ein Lüt iſt auch ein junges Mägdchen in einigen Gauen Weſtphalens. Damit mag der Name Lütgerude verwandt ſeyn, für liebe, junge, holde Dirne. (Teuto, oder Urnamen der Deutſchen, von Beneken, Erlangen, 1816.)

Laude im Gothiſchen des Ulphilas ſtatt als Leut für einen einzelnen Mann; jung lauds für junge Leute. Leode im Angelſächſiſchen, Lede und Leid im Altengliſchen bedeuten Jüngling, woven Fulda das heutige Engliſche Lady ableitet.

Wer unter den Leuten gern verkehrt, ſich nicht ihnen entzieht, ſich nicht vom Dünkel des Beſſerſeyns beſeſſen abſondert, ſich nicht vornehm etwas herausnimmt und lieber gemein als allein iſt, von deſſen klaren, ſpiegelbaren Augen ſingt das Lied: (Conrad v. Würzburg v. Trojaniſchen Kriege fol. 90)

„da Lütselde und minne
verſiegelt lagen inne."

Leutſeligkeit und Leutſel iſt daher die Tugend, die Allen ſeines Gleichen allerlei wird, in jedem Einzelnen einen Leut erkennt, ſich nicht über die Mitleute brüſtet. Und da Mächtige in böſen Zeitläuften, wo Gewalt für Recht geht, dieſes ſo leicht vergeſſen, ſo hat ſich der Irrthum eingeſchlichen, dem ſogar Eberhard nachträumt, als ginge und gelte nur Leutſeligkeit gegen Geringere. — Leutſelig

ist gemein (populär) im Sinne des Betragens, Benehmens, der Aufführung im Handel und Wandel. — Wer aber nicht weiß, wo er hingehört und von denen als Kümmerer fortflüchtet, unter denen er von Rechtswegen leben und weben sollte, wird leutscheu, bleibt ein Leutescheu und behält die Leutescheu, eine Seuche, die ärger als Wasserscheu wüthet.

Leutebetrüger, Leuteplacker, Leutescheerer, Leuteschinder sind Schimpfnamen unleutseliger Unholde, die Frisch aus Frischlin gar mit einem Leutefresser vermehrt.

„Was war das nicht für ein Placken und Schinden
Bei Gustav dem Schweden, dem Leuteplager."
Schiller im Wallenstein.

Der Leutgeb heißt in manchen Oberdeutschen Gauen ein Schenkwirth.

Leut ist echtdeutsch für person, und Leute für das hineingewälschte publicum. So nennen auch schon Ottfried und Willeram die Sprachgesammtheit Leutschaar, viele Leute.

Leutbage oder Heimstrit ist eine Art von innerem Zwist, wo man heut zu Tage würde Bürgerkrieg sagen. (Fr. Iunii observationes in Willeramum. Leiden, 1598.)

Deutsche Leute, die nicht vom Vornehmthun besessen sind, gebrauchen daher noch heut zu Tage die allbekannten Redniſſe:

Es unter die Leute bringen.

Nicht viel unter die Leute kommen.

Sich vor den Leuten entſetzen.
Sich vor den Leuten ſchämen.
In der Leute Gerede gerathen.
Wer kann den Leuten das Reden verbieten.
Es waren viel Leute zugegen.
Die Leute wollen es nicht glauben.
Das gefällt allen Leuten.
Das laſſen ſich die Leute nicht gefallen.
Die Leute ſagen.
Das wiſſen alle Leute [ganze publicum].
Er iſt nicht viel unter den Leuten geweſen.
Vor allen Leuten.
Das ſind meine Leute [mein publicum].
Hinter den Bergen wohnen auch Leute.
Aus Kindern werden Leute. [Mitglieder der Sprach-Gemeinde.]

Berühmte Leute, ſagt Luther 1. Moſes. 6, 4. Sirach 39, 5.

Achtbare Leute hieß ſonſt, was jetzt respectables publicum geſcholten wird.

Leutlich und leutlicher nach dem Sprachgebild wie deutlich und deutlicher kommen vor für das hineingewälſchte publique. (Handſchrift aus der Abtei des heiligen Blaſius.) Für publicität könnte dem ähnlich Leutlichkeit aushelfen, wovor ſich ein leutliebiger (Schöttel, S. 1357) Biedermann nicht ſcheuen ſollte.

Der Leudes in der Einzahl und die Leudes in der Mehrzahl heißen bei den Franken unter den Merovingern im derzeitigen Latein zuerſt die Häupt-

linge, hernach die Lehnsträger, woraus dann späterhin Staatsbeamten und Hofdiener hervorgingen, so zuletzt aus Dienern Herren wurden, und sich dann gar geberdeten, als wären sie allein das ganze Volk, was unter schwachen Königen in verfassungslosen Zeiten das Staatsgesinde allemal thut. Die Neuzeit müßte statt Leudes in solchem Sinn „Officianten, Eximirte und Personen von Stande" sagen.

Leut und Leute lauten durch alle Mundarten und haben eine reiche Verwandtschaft in den Namen Ludolph, Ludwig und Luther.

Das Wort Deutsch ist ein unverkennbarer Abstämmling, und führt uns zuerst zu Deutisch und dann zu Deut.

Deut, Diet, Düid, Düd, Thiud, Thiod, Thiada, Thiudo, Thiauda, Dheod, Dheoda, Thyd, Theud, Theod, Thied kommen in den verschiedensten zum Theil schon abgestorbenen Sprossen des Deutschen Sprachstammes vor, und bedeuten überall das Volk als Gesammtheit Deutscher Stammvettern und Geschlechtsverein.

Diet in der Einzahl kommt auch sogar vor für einen Einzelnen von Herkunft, Geschlecht, Stamm und Blut, wo die Neudeutschen: „Mann von Stande" zu sagen belieben.

„Und da so mancher stolzer Diet
Zu Hof dem König Engel rieth."
(Hund's Auszüge.)

Bei der Ausgebreitetheit der Deutschen, bei der Vielsprossigkeit des großen Stammbaumes mußte

natürlich der Urlaut durch alle Umbildungen gehen, so wie jede besondere Zunge ihn abänderte, hoch und volltonig lautete und weicher oder härter aussprach. So sind auch die Namen Dietrich, Dietbert, Dietmar, Diethelm und so viele Abstämmlinge des alten Urworts auf alle mögliche Weise umgelautet worden.

So bei uns noch die doppelte Sprech- und Schreibweise Deutsch und Teutsch, worüber sich seit Jahrhunderten gelehrte Klopffechter balgen, ohne Nutzen und Frommen der Wahrheit, allen Biederleuten zum Aergerniß, den Wälschen aber zur Freude. Und so wenig wir Deutsche auch seit zweitausend Jahren ein zu einem innigen und einigen Gemeinwesen staatlich und stattlich verbundenes Volk sind, ist doch die alte Urheit in der Benennung zum Wahrzeichen eines inneren, innigeren, engern und geistigern lebendigen Wesens geblieben. Und als das heilige Reich ohne Heilung an Altersschwäche verendete, lebte dennoch das Volk in quicker Jugend frisch und freudig wieder auf und feierte 1813 seine Auferstehung.

Der Name Deutsch ist bei allen Unglücksfällen, selbst in den bösen Zeitläuften bis auf den heutigen Tag, trotz aller Wälschsucht und Ausländerei ein Beehrungswort geblieben, um das Ursprüngliche, Ureigene, Urthümliche unseres Volks in Art, Weise, Stamm, Seyn und Wesen zu bezeichnen, seine hervorstehendsten Tugenden, ja sein ganzes Leben und Weben.

Das war Deutsch gesprochen.

Ein Deutscher Mann — Deutscher Muth.

Deutsche Rede und Redlichkeit.

Deutſches Werk und Deutſches Wort.

Deutſcher Sinn — Deutſche Sitte.

Deutſcher Händedruck — Deutſcher Handſchlag.

Deutſche Treue, Tapferkeit und Tugend.

Deutſche Gründlichkeit und Deutſcher Fleiß.

Deutſche Tracht (1608), Deutſches Herz wird wälſchen Practiken entgegengeſtellt.

Auf gut alt Deutſch. (1600.)

Deutſches Vertrauen. (1628.)

Mit runden deutſchen Worten erklären. (1599.)

„Dieſem ſchreibt man zu dunkel, Jenem gar zu Deutſch", klagt Opitz in einer laſtervollen Schmachzeit.

Alle dieſe und ähnliche andere Ausdrücke zielen auf unſer uraltes, feſt gegründetes, wenn freilich nicht mit prunkendem Außenſchein hervorſtechendes Volksthum.

Deutſch iſt Alles, ſo fern es dem Stammvater und Ahnherrn nachſchlachtet.

Deutſch iſt urvolklich in höchſter Bedeutung.

Deutſch iſt der Gegenſatz und das Widerwort von Mang.

Deutſch iſt urtüchtig, urtugendlich und urmenſchlich. Denn ein Urvolk kann ſich den Urmenſchen nur in der Fülle menſchlicher Hoheit denken und hochbegabt vor allen Nachkommen. Und darum verehren Urvölker gar oft den als Eins geglaubten Urmenſchen und Volksvater, und vergöttern ihn zum Gottmenſchen. Bei Mangvölkern iſt dieſer Begriff nun und nimmer, denn als Hurkinder kennen ſie keinen echten und rechten Vater.

Gott verläßt keinen Deutſchen, d. h. urmenſchlichen, nach Gottes Ebenbilde geſchaffenen

Menſchen. Dies dürfen nur Urvölker ſagen, denn an Mangvölkern hat Gott kein Theil noch Gefallen.

Deut als Urheit iſt in vielen nachklingenden Liedern, und Deutſchaft kommt wörtlich für Gottſchaft vor, wo wir jetzt Gottheit ſagen.

Dem Urahn war der dritte Wochentag heilig (Eccard de usu et praestantia studii etymologici in historia §. 3). Unter allen Vergötterten gebührte ihm der Vorrang, und er folgte gleich zuerſt auf die himmliſchen Lichter Sonne und Mond. Noch jetzt gehört ihm überall der Tag, trotz aller falſchen Schreibung, Auslegung und Ausſprache. Unverkennbar iſt das engliſche Tuesday aus dem Angelſächſiſchen Tuesday; das Däniſche Tysday, das Schwediſche Tysday; das Niederländiſche Dysday und Dysenday; auf der hohen Röhne Diestik im Jetztallemanniſchen Zihstih, wie ehedem Zistag.

Kleingläubige, deren Geſchichte erſt mit dem geſtrigen Zeitungsblatt anfängt, Leichtlinge und Wortzerdeutler, die im Namen des dritten Wochentages nichts als Ding und Dienſt wittern, ſind ſchon hinlänglich von Ihre und Adelung widerlegt worden. Doch für ſolche, die gern alten Kohl aufwärmen und leer Stroh dreſchen mögen, einige Dachteln. Es wurden die Gerichte darum am Deutstag, Düstag, Diestag, Dießtag ſehr oft geheget und gehalten, weil er der Geſammtheit geweihet blieb. Doch fallen ſie eben ſo oft auf den Montag, auch auf andere Tage. Ein Beiſpiel aus dem Vergleich der Stadt Bremen mit dem Biſchof, vom Jahre 1259.

„De Vaget ſchall alle Jahr dri echte Ding hegen, den erſten Mandach nach den hilligen Twölften, den erſten Mandach nach den hilligen Oſtern, den erſten Mandach nach Michaelis.“ (Lünings R. A. Spec. Cont. II, IV. Abtheilung. III. Abſchnitt p. 443.) Thisding: allgemeine groſze Volksverſammlung, wie Diet in den Nibelungen 9639. Wälſchſüchtige, Mangliebige, Meindeutſche, können freilich nicht begreifen, warum das älteſte Urvolk in ſeiner ahnenreichen und ahnengleichen Geſtalt ſich immerfort Deutſche, d h. ahnherriſche, urmenſchliche Leute nennen. Solche, die den Ahnherrn zum Herrn Dings wandeln, mögen ſtatt Deutſche ſich Dingiſche nennen, und Dingſe bleiben.

Deutſch kann zuſammengeſtellt werden mit Volk und mit Leut. Deutſches Volk, Deutſche Leute. Um Altdeutſch zu reden, ſo ſind Deutſche Volks-Magen (Blutsfreunde); Leute aber Volks-Mannen (Angehörige).

Tacitus meldet von unſern Altvordern: „Sie feiern in alten Geſängen, ihrer einzigen Art von Jahrbüchern, den Thuiſto, einen erdgeborenen Gott, und ſeinen Sohn Mann, als Stifter und Erzväter ihres Volks.“ Der Urmenſch iſt überall ein Erdmann. So bekräftigt noch unſere Sprache bis auf den heutigen Tag, was die Geſchichte aus alten verklungenen Liedern verkündigt. — Wir ſind Deutſch und ſind Volk, nicht Nation, wollen keinen Namen wälſchen Mißgezüchts.

Der Kölner Domban

und

was er uns erwarten läßt.

Von

Dr. J. Ellendorf.

1842.

Der Kölner Dombau.

Die großartigen Feierlichkeiten, welche die Grundsteinlegung des Fortbaues der Metropole zu Köln verherrlicht haben, sind beendigt; die Masse der Theilnehmer hat sich wieder in die Heimath zerstreut; das Ereigniß gehört nun der Geschichte an, es kann besprochen werden.

Und dazu liefert es einen reichen, vielseitigen Stoff. Seit Jahrhunderten hat Deutschland kein ähnliches Fest gesehen, es ist, als ob wir zurückversetzt würden in die schöneren Tage des Mittelalters, wo Kaiser, Könige und Fürsten, das Volk und die Künstler, zu den großen Kirchweihen der alten Dome zogen, um sie mit ihrer Gegenwart, in stiller Andacht, im Gewühle einer begeisterten Freude, mit Fürstentag, Turnier, Volksspielen und Gesang zu verherrlichen. So hat es uns die Gegenwart wiedergebracht.

Könige haben das Fest verherrlicht, voran Friedrich Wilhelm IV mit seinem frommen Sinne, seinem hohen Geiste, seiner Alles bewältigenden, be-

geisternden königlichen Rede; eine Elite der deutschen Fürsten hat sich um ihn geschaart, um sie her berühmte Krieger, ausgezeichnete Staatsmänner; mit ihnen die Blüthe des Adels, der Kern des Bürgerstandes, und Alles was in Deutschland durch Kunst und Wissenschaft hervorragt. Und daneben das große militairische Schauspiel, das moderne Turnier, das Gewühl der Feste in der großen uralten Reichsstadt; der Strom bedeckt mit tausenden von Fahrzeugen, unter ihnen die Dampfschiffe, in der Nähe die Eisenbahn, die schönsten, großartigen Repräsentanten der Gegenwart, Angesichts der Vergangenheit, der das Fest bereitet wurde.

Doch wir wollen nicht die Poesie des Festes beschreiben, obschon es jeder Gattung derselben einen reichen Stoff bietet; ihr gehört der Glanz, die Herrlichkeit des Festes, in wie weit sie sich dem schauenden Auge, dem begeisterten Gefühle kund gab. Den Kern des Festes wollen wir erfassen, den Sinn, die Bedeutung desselben offen legen und ergründen, was es für Deutschland, das gemeinsame Vaterland, welches zu demselben sich versammelte, bedeute, welche Hoffnungen ihm aus demselben erblühen, welche Momente für die Zukunft in dasselbe sich gelegt haben.

Was Deutschland und seinem Volke noth thut, das ist seine innere Einheit, d. h. die Eintracht der Gesinnung, das Bewußtseyn der gemeinsamen Volksthümlichkeit, der gemeinsamen Interessen. Das ganze Volk muß sich als ein Deutsches wissen, als solches

seinen Platz einnehmen. Die Verschiedenheit der politischen Gebiete, der religiösen Ueberzeugungen, der kirchlichen Confessionen muß in diesem Bewußtseyn untergehen. Das deutsche Volk muß als ein deutsches, christliches dastehen; über dem Altare des Vaterlandes und dem Evangelium muß es sich die Hand reichen; auf dieser gemeinsamen Grundlage muß es stehen; dann ist es groß, stark, das erste Volk der Christenheit; aber auch nur dadurch, durch nichts Anderes.

Daraus ergeben sich die verschiedenen Momente für eine Betrachtung des Kölner Dombaues in Beziehung auf seine Bedeutung für Deutschland. Wir dürfen fragen: Welche Hoffnungen knüpfen sich daran?

I. in religiöser,
II. in confessioneller,
III. in politischer Beziehung.

I. In religiöser Beziehung.

Es ist ein, wenn auch bitterer, doch treffender Witz in der Phrase: die neueste Zeit treibe es, als wenn der Himmel eine Frankfurter Messe sey, die zu beziehen man sich anschicke. Es ist so! Die Bestrebungen des größten Theiles der Menschen — und Deutschland macht hierin keine volle Ausnahme — sind auf das Materielle gerichtet, auf das Zeitliche und Vergängliche, so sehr, daß

das Geistige, das Ewige immer mehr in den Hintergrund tritt. Für den Leib Alles; um des Leibes willen Alles für den Geist; aber der Seele vergißt man, als wenn der Mensch bloß Körper wäre. In diesem rastlosen Treiben und Jagen nach dem Irdischen ist der Sinn für das Göttliche, Ewige immer mehr verschwunden, welches sich äußert in der täglich mehr abnehmenden Theilnahme für die positive Religion und ihren Cultus, in der täglich wachsenden Entfernung aller Beziehungen auf Christenthum und seine Symbole aus dem Leben. Der Geist der Zeit ist ein rein speculativer geworden, in allen seinen Bestrebungen ist er ein rationalistischer. Der Glauben hat abgenommen, der religiöse Sinn ist abhanden, die Kindlichkeit, die naive Einfalt, und eben daher auch die Poesie der Gemüther, die einzig zu dem wahrhaft Großen begeistert, ist verloren; das Leben ist dürr, prosaisch, öde geworden, seine Poesie ist nur noch der Flug eines Dampfschiffes oder einer Locomotive. Alle Kräfte dienen dieser Richtung und sind in ihr Gefolge getreten, die Presse, die Kunst, die Wissenschaft, die Katheder, nicht selten auch die Kanzel, der Menschheit aber hat sie tief ihr Siegel aufgedrückt. Es ist in den Völkern keine Ruhe, keine Rast mehr, weil die dunkle Sehnsucht in ihrem Innern in jener Richtung unmöglich eine Befriedigung finden kann und sich aufzehren muß; weil, jemehr die Kraft sich dem Materiellen zuwendet, um so größer die Conflicte der Nationen und Individualitäten werden, die sich von dem vorgesteckten

Ziele immer weiter und um so schmerzlicher entfernt sehen, je sicherer sie es zu erreichen hofften, je größern Werth sie darauf legten. Es ist aber dieses Hingegebensеyn an eine und zwar dem geringeren Theile des Menschen angehörende Richtung eine Calamität, denn es wird in ihr der geistige Blick verdunkelt, welcher der Seele von oben erhellt wird; das menschliche Gemüth aber wird verhärtet, verknöchert, sanfteren, edleren Trieben und Tugenden entfremdet, statt der Liebe zieht der Egoismus ein; die Liebe zum Vaterlande weicht der Rücksicht auf die eigenen Interessen, und es stellt sich am Ende in den Völkern jener Trotz ein, der jedes Gesetz für eine Fessel, jede Verpflichtung für die Gesammtheit als eine Beeinträchtigung der Freiheit und jede obere Autorität als eine aufgedrungene Gewalt ansieht, mit der er in ewigem Kriegszustande sey.

Solchem Wesen, wozu in Deutschland sich wenigstens die Keime schon ausgebildet haben, das aber außer unseren Grenzen nah und fern wie ein böser Dämon durch die Nationen schreitet, muß vorgebeugt werden. Und dies kann nur geschehen durch Erweckung eines echt christlichen religiösen Sinnes, der über der Erde nie des Himmels vergißt, der jeden irdischen Beruf auf eine höhere Bestimmung bezieht und die Endaufgabe des Lebens in der stets fortschreitenden Vervollkommnung zur Tugend und wahren Frömmigkeit, d. h. in der Erfüllung des göttlichen Willens sieht; der daher mit inniger Liebe und Ehrfurcht am Christenthume hängt und einen kind-

lichen Glauben mit männlichem Wissen zu verbinden vermag; der nach den Vorschriften des Evangeliums sein Leben regelt und die Fortschritte auf dieser Bahn für die höchsten, fruchtreichsten hält. Eine solche Gesinnung muß unter die Völker wiederkehren, wenn sie glücklich werden sollen; sie muß den Egoismus in seine Schranken bannen; sie muß das Selbstvertrauen, den Stolz und Trotz bändigen, der sogleich an das eigene Recht appellirt und zur Selbsthülfe schreitet; sie muß in die Irrsale und in die Noth des Lebens, statt des vermessenen Vertrauens bloß auf die eigene Kraft, das Vertrauen auf die Vorsehung wieder bringen, die der jähen Verzweiflung in den Weg tritt, welche die Völker zu Frevels treibt und die sich in der Regel sofort einstellt, wenn das Vertrauen auf die eigene Kraft vor der Gewalt des Mißgeschickes dahin sinkt. — Kurz, die Religion muß wieder im Leben herrschen, sie, d. h. ihre Gebote, die von ihr gesetzten Zwecke müssen sich wieder als die höchsten geltend machen.

Zur Erweckung solcher Gesinnung, zur Belebung und Kräftigung einer solchen Willensrichtung im deutschen Volke wird das Fest von Köln ohne Zweifel ein Bedeutendes beitragen. Wo ein König, dessen hoher Geist klaren Blickes in alle Verhältnisse des Lebens schaut, der sich über jede einseitige, in unklarer Schwärmerei befangene Richtung erhaben zeigt, ein König, der den heitersten Seiten des Lebens aus angeborner Neigung zum Schönen sich mit der naivsten Unbefangenheit hingiebt, wo ein solcher

Fürſt einem groſsen Volke als Muſter echt chriſtlicher Geſinnung vorleuchtet: das muſs anziehen, gewinnen, begeiſtern; denn die Macht des Beiſpiels iſt die gröſste. Er hat dem Feſte das Siegel der Vollendung aufgedrückt; er hat es zu einem chriſtlichen gemacht.

Man hat geſagt, unſerer Zeit fromme ein ſolcher Bau nicht, ihr thue noth die Vollendung eines geiſtigen Baues, der Staats-Inſtitutionen, der Freiheit. Gut, laſs ſie uns noth thun! Aber mehr thut noth, im Innern der Völker den Tempel Gottes aufzubauen, und wenn ſich dieſer an der äuſsern Form erbaut, ſo iſt jeder Stein, der zu ihr hinzugefügt wird, ein Gewinn. Ein echtchriſtlicher Sinn in den Völkern iſt höher als alle Conſtitution; denn er iſt die Quelle aller Tugenden, welche die Mütter der Lebensweisheit ſind. Und wenn die moderne Zeit wie ein Rieſe ſich mit tauſend Armen regt, wenn ſeine Kraft die Ströme mit Dampfſchiffen, ihre Ufer mit Städten und Induſtrie-Etabliſſements, wenn ſie die Länder mit einem Netze von Eiſenbahnen bedeckt, dem Geiſte die Ausſicht in eine ungemeſſene Weite der Entwickelung eröffnet, den Leibern jeden Genuſs, jede Bequemlichkeit verſchafft; wenn ſie der Kunſt, der Wiſſenſchaft prachtvolle Tempel errichtet: ich dächte, der Bau einer chriſtlichen Metropole, an die ſich dazu noch die groſsartigſte Erinnerung an die ſchönſten Zeiten unſerer Vergangenheit knüpft, wäre ein gar herrliches Relief in dieſem groſsen Tableau, er wäre eine in Lapidarſchrift gezeichnete Urkunde, daſs wir über der

Erde den Himmel, über den Leib die Seele, ihre unsterbliche Zukunft nicht-vergessen. In dieser Bedeutung muß der Bau des Domes zu Köln erfaßt werden.

II. In confessioneller Beziehung.

Wenn Deutschland stark seyn, wenn es seine Stellung als erstes Volk in Europa in Wahrheit einnehmen soll, dann muß es *einig* in sich seyn, einig in seinem Wollen, seinen Bestrebungen. Nun sind wir politisch getheilt, getrennt, und zu dieser Spaltung der Leiber ist auch eine Spaltung der Geister, der Gemüther gekommen: unser Volk ist nicht desselben Glaubens. Diese Spaltung hat uns Jahrhunderte hindurch zerrüttet, ja sie hat uns fast vernichtet, zum Spielwerke der Nachbaren herabgewürdigt. Die *Thatsache der Trennung* aber ist bis jetzt noch nicht gehoben; sie besteht noch in voller Kraft und wird auch bestehen; wir müssen sie nur unschädlich zu machen suchen. Dies aber kann nur dadurch geschehen, daß wir ein Jeder die religiöse Ueberzeugung des Andern wahrhaft dulden und als das freie Eigenthum desselben achten, wenn wir sie auch für eine irrige halten. — Wie weit wir aber bis dahin hievon entfernt gewesen, davon zeugt unsere Geschichte, selbst in den neuesten Tagen.

Der Kölner Dombau soll hier eine neue Aera begründen; so ist es ausgesprochen, so ist es gehofft

worden; er soll ein Denkmal der größten Toleranz, der innigsten Verträglichkeit der Confessionen, der zartesten, gegenseitigen Anerkennung derselben seyn. Ein König, der zur evangelischen Kirche gehört, stellt sich an die Spitze des Baues einer katholischen Metropolitan-Kirche; er giebt dazu den größten Theil der bedeutenden Kosten her; an ihn schließen sich durch alle deutsche Gaue die Mitglieder der evangelischen Kirche, sie haben Dombau-Vereine errichtet, sie steuern reichlich bei, sie thun nach Kräften.

Der König ist zum Feste der Grundsteinlegung gezogen; er hat es verherrlicht durch Gegenwart, durch innige Theilnahme, durch echt königliche Worte, mit ihm sein ganzes Haus; von ihm angezogen ein herrlicher Kreis protestantischer Fürsten Deutschlands; um ihn sein Hof, die ausgezeichnetsten Staatsmänner; dazu die Elite des protestantischen Deutschlands. So haben sie dem Vaterlande, der katholischen Kirche ein Fest gefeiert, wie es Deutschland seit Jahrhunderten nicht gesehen hat.

Da muß man bekennen, die Protestanten haben sich herrlich erwiesen; sie haben die Toleranz über das Wort zur That erhoben; sie haben sich sogleich mitten in selbe versetzt.

Die Katholiken haben das hingenommen, sie haben ihre Freude darüber ausgesprochen; die Hände haben sie gereicht zum schönsten Bunde; es läßt sich an, daß der Kölner Dom ein templum pacis et concordiae der Confessionen werden wolle. Schöne, prachtvolle Worte haben sie gesprochen von der nun

anhebenden wahren Duldung. Aber ob sie die Probe bestehen, ob sie die Worte zur That werden lassen? Die Zukunft wird entscheiden; aber die Auspizien lassen sich nicht besonders an. Das Volk? Es ist so tolerant, als es seine Geistlichkeit macht. Ist aber von dieser Toleranz zu hoffen? wird sie die Hand bieten zu selber? Worte sind hier nichts, die That muß reden, und diese schweigt. Meint die Geistlichkeit es ehrlich mit der Toleranz: wohlan, sie kann ihre Gesinnung sogleich durch Thatsachen erproben. Es kommen noch täglich gemischte Ehepaare zu ihnen, welche die Einsegnung verlangen. Wenn Ihr wahrhaft tolerant seyd, so gebt sie ihnen. Ihr gebt sie ihnen aber nicht, weil es die Römer verbieten; und diese verbieten die Einsegnung, weil es schandbar für einen Katholiken sey, mit einem Protestanten in Ehebündniß zu treten; weil eine solche Ehe den Katholiken in Seelengefahr bringe, ihn der Verführung aussetze; weil es ein directes, schweres Vergehen gegen die natürlichen und göttlichen Gesetze sey, die Kinder der Gefahr auszusetzen, daß sie in dem protestantischen auben erzogen werden. Das ist die Römische Toleranz gegen die Protestanten. Wollt Ihr mit dieser tolerant seyn in Deutschland? Wenn Ihr die Protestanten mit dieser Toleranz behandelt, d. h. wenn Ihr, wie Ihr bisher auf das Gebot Eurer Zuchtmeister in Rom es gethan habt, sie nicht für eine Kirche achtet, sondern in ihnen nur eine Secte von Ketzern wittert, mit denen in enge Lebensverbindung zu treten,

schandbar, seelengefährlich sey: schämt Euch, von ihnen einen Kreuzer zu Euerm Dombau anzunehmen. Was soll auch die Gabe, von den ketzerischen Händen dargebracht, zu Eurem heiligen Werke? Nach Eurer, d. h. nach der von Euch bisher adoptirten Römischen Ansicht wird durch jene Gaben das heilige Werk entweiht; an jedem für protestantisches Geld eingefügten Stein haftet ein Fluch, und Ihr müßt ja fürchten, daß der Bau, worin so unheiliges Material gemischt ist, über Euren Köpfen zusammen stürze.

Sollen die Protestanten Euch den Dom ausbauen helfen: so achtet sie als Eure christlichen Brüder; gönnet ihnen bei den gemischten Ehen den gebührenden Theil an der Kindererziehung, und nehmt diese nicht allein als Euer Regal in Anspruch; ertheilt diesen Ehen auch dann Euren Segen, wenn die katholische Erziehung der Kinder nicht ausbedingt ist; schickt den Römern ihre giftigen, die protestantische Kirche mißhandelnden Bullen und Breven mit Protest zurück, seyd Deutsch, nicht Römisch-katholisch. Das sey Eure Toleranz!

Der Bund, den die Protestanten mit Euch zur Vollendung des Domes eingegangen sind, ist errichtet mit der stillschweigenden Bedingung vollkommner Gegenseitigkeit. Werdet Ihr nun bei Euren alten Maximen und Grundsätzen verharren, werdet Ihr diese durch die fortgesetzte That zu beurkunden fortfahren, so werden sie die innere Lüge Eures Bundes bald inne werden; sie werden sich vom Dombaue zurück ziehen und es wird eine Ruine bleiben; denn

ohne protestantisches Geld wird er nicht vollendet. Das wird die Folge seyn. Und in der That, so verdient sie zu seyn. Ich würde es jedem Protestanten verargen, einen Kreuzer zu dem schönen Werke beizusteuern, so lange Ihr, für die der Bau doch im Grunde geschieht, Euch nicht von jenen Grundsätzen lossagt, die den Protestanten täglich Hohn sprechen.

Der Kölner Dombau hat seine wahre Bedeutung darin, daß durch ihn die factische Vertragung der Confessionen feierlich dargestellt ist. Hat das Volk, woran nicht zu zweifeln, diese ehrlich und redlich gemeint, so ist das Werk, das schönste, was jemals in Deutschland zu Stande kam, vollendet. Die Confessionen werden sich, unbeschadet ihres verschiedenen Glaubens, gegenseitig achten und lieben, und das Gericht über Wahrheit und Irrthum dem anheim stellen, der hier eine Entscheidung hat, nämlich dem Herrn, der die Herzen prüft. In diesem ernsten Sinne genommen, ist der 4. September 1842 der Beginn einer neuen Zeit in Deutschland. Nimmt das Volk jene Feier nicht in demselben Sinne, so hat es eine große Lüge begangen und geheuchelt, und verdient Verachtung; hält es aber jenen Sinn aufrecht, so wird die ultramontane Partei nichts mehr vermögen; sie ist dann besiegt, vernichtet; denn sie hat ihren Halt nur in dem Wahne des Volkes. Betrachtet dieses aber die Protestanten als seine christlichen Brüder, ihren Glauben, den Glauben des geliebtesten Königs als einen christlichen; gesteht es sich, daß man — und der König ist wieder der that-

ſächliche Beweis — bei ſolchem Glauben gut, fromm, edel, weiſe ſeyn könne: ſo wird es von ſelbſt den Satz von der alleinſeligmachenden Kirche aufgeben; es wird keine Scheu vor den gemiſchten Ehen haben, wird dem proteſtantiſchen Theile ſeine Rechte einräumen auf die Kindererziehung, wird von den Geiſtlichen die Einſegnung dieſer Ehen verlangen, wird auf jenen Standpunkt der Billigkeit und der Vernunft zurückkehren, auf den die Regierung führen wollte; wird in dem früheren Kölner Ereigniß eine Schmach des deutſchen Namens ſehen und es bedauern, daß ſtarre Einſeitigkeit und ultramontaner Dünkel, den Proteſtanten gegenüber, jenen Scandal erregte, der deutlich genug bewieſen hat, daß den Katholiken die wahre chriſtliche Bildung fehlte; wird ſich endlich mit Widerwillen von Rom abwenden, das ſtets unſern Frieden angefeindet, die Zwietracht geſchürt, unſere ganze Geſchichte geleugnet und verderbt hat, und der Stein des Anſtoßes geweſen iſt, an dem unſere Wohlfahrt, unſere Größe zum beſten Theile geſcheitert iſt.

Es widerſtreitet dem Charakter der Deutſchen nichts mehr, als das aliud vultu prae se ferre aliud pectore clausum tenere. Wenn der Coadjutor von Köln, Herr v. Geiſſel, es redlich meint mit der ſchönen Verſöhnung der Confeſſionen: wahrlich, er kann jetzt, nachdem die Proteſtanten auf ſo edle Weiſe beide Hände geboten, ein Großes mit leichter Mühe leiſten. Das Volk folgt ſeinem Hirten, und er iſt der Hirt; was er ſagt, darauf fußt es. Ich habe ſorgſam Alles, was aus ſeinem Munde und ſeiner

Feder gekommen iſt, geleſen: aber ein grades Wort für den kirchlichen Frieden habe ich nicht darunter gefunden. Er hat freilich die chriſtliche Liebe gepredigt und die Katholiken gemahnt, dieſe den Proteſtanten zu erzeigen, aber das wiegt hier nichts; ja, es kann ſogar als Kränkung gedeutet werden, daß zu einer ſich von ſelbſt verſtehenden Sache aufzufordern, für nothwendig erachtet wird. Worauf es hier ankommt, iſt eine Anerkennung der Proteſtanten als Kirchengemeinſchaft. Er hat zu ſeinen Diöceſanen, den Rheinländern und Weſtphalen, nicht geſagt: Liebet ſie, dieſe Eure Brüder; ſie ſind Söhne einer Mutter mit Euch, des deutſchen Vaterlandes; und obwohl ſie kirchlich von Euch getrennt ſind, obwohl ihr Glauben in vielen Stücken von dem Eurigen abweicht: im Glauben an das Höchſte, an den Erlöſer als den Sohn Gottes ſind ſie mit Euch eins, ſtehen ſie mit Euch auf demſelben Boden. Wenn ſie irren: das Gericht gehört dem Herrn, nicht uns, die wir eben ſo wie ſie noch im Dunkel des Erdenthales wandeln und die Wahrheit nicht minder nur im Spiegel ſehen als jene. Bietet ihnen die Hand zur innigen Vereinigung in der Gemeinſchaft des Lebens; *) ſtrebet mit ihnen zuſammen für das, was recht, gut und edel iſt; ſeyd eins mit ihnen, wo es das Vaterland gilt, das gemeinſame, das weder Katholiken noch Proteſtanten, ſondern nur Chriſten und Deutſche kennt. Ihre kirchliche Genoſſenſchaft:

*) Ich meine hier nicht gerade die gemiſchten Ehen.

sie ist eine Thatsache, eine für uns Alle theuer erkaufte Thatsache, aber eben weil sie Thatsache, völlig berechtigte, seit dreihundert Jahren anerkannte, im Vaterlande gesetzlich garantirte Thatsache ist: so achtet sie, erkennt ihre Rechte an; betrachtet sie nicht für Ketzer, sprecht ihnen nicht die Seligkeit ab; diese giebt nur Gott nach seiner Gnade und Erbarmung, der unser Urtheil nicht vorgreifen darf; Ketzer aber kennt Deutschland seit dem Westphälischen Frieden nicht mehr.

Worte, die diesen oder einen ähnlichen Sinn ausdrücken, haben wir aus dem Munde des Herrn Coadjutors nicht vernommen, statt dessen aber wohl vieldeutige, gesuchte und gewählte Phrasen, die rings im Kreise um die Sache gehen, aber sie nirgends berühren, oder wohl gar Worte, die auf das crasseste Römerthum und die feindseligste Gesinnung hindeuten. *) Er hat seinem Fürsten, Angesichts Deutschlands, in der feierlichsten Stunde gegenüber gestanden,

*) Dazu gehört, daß er in seinem Hirtenbriefe den Erzbischof Clemens August einen „Bekenner" nennt. In der katholischen Kirchensprache, worin jener Brief geschrieben ist, heißt „Bekenner" Jemand, der einer feindseligen Macht gegenüber mit Gefahr seinen Glauben bekennt. Wenn Clemens August ein „Bekenner" ist, so war Friedrich Wilhelm III ein „Verfolger". Das ist die Achtung, die der Herr Coadjutor beim Eintritte in Preußen dem Andenken des besten Königs erwiesen hat. Fragt man nun ferner, worin jenes merkwürdige Bekenner-

und dieſer Fürſt, der beſte der Männer, iſt Proteſtant. Hat er hieran gedacht und es erwogen? Hat er es erwogen: nun wohl, dann wird er die Römlinge verwünſchen, die ſolchen Mann unter den Maaßſtab der Alleinſeligmachenden ſtellen, und er wird der geſchworene Feind jener Partei ſeyn. Danach wird er auch handeln, er wird die Kirche ſeines Monarchen ehren, bei den gemiſchten Ehen deren Rechte anerkennen und den Proteſtanten in Köln eine Kirche abtreten, und ſollte er darüber mit dem ausländiſchen Rom zerfallen. Hat er es aber nicht erwogen: nun wohl, dann hat er ſich ſelbſt gerichtet, und wir überlaſſen ihn ſeinem Gewiſſen oder der öffentlichen Meinung, die ihn in die Klaſſe derer verſetzen wird, die bei großen Ereigniſſen nur mit dem Leibe ſind, λίθος ἐπὶ λίθῳ.

Welche Bedeutung der Kölner Dombau für Deutſchland habe, das wird die nächſte Zukunft enthüllen. Meinen die Führer und Häupter der

---

thum beſtanden habe: ſo findet man, daß er auf Roms Gebeiß, gemäß des ſchmachvollen Inhalts des Breve vom 25. März 1830 und anderer Römiſchen Erlaſſe, den Satz von der Alleinſeligmachenden vertheidigt und dem gemäß die Proteſtanten bei den gemiſchten Ehen als Ketzer, als eine Secte gegen das natürliche und göttliche Geſetz behandelt habe. Dafür hat ihn Herr v. Geiſſel zum Bekenner gemacht! — Einen Friedensſtifter mit dieſen Geſinnungen hätte Preußen nicht erſt aus Bayern herzuholen brauchen.

Katholiken es redlich mit dem Frieden, iſt's ihnen Ernſt mit der Verſöhnung; weiſen ſie den Satz von der alleinſeligmachenden Kirche aus dem Leben in die Wiſſenſchaft, ſagen ſie ſich innerlich los von dem Stock-Römerthume, welches keine fremde Rechte anerkannt und Deutſchland dreihundert Jahre hindurch geärgert und empört hat mit ſeinen albernen Proteſtationen gegen das proteſtantiſche Daſeyn: dann wird der Kölner Dombau der Anfang einer neuen Zeit für Deutſchland ſeyn, wie ſie nie ſchöner erſchienen iſt.

III. In politiſcher Beziehung.

Ob der Kölner Dombau im Politiſchen wohlthätige Folgen für Deutſchland haben werde, wird davon abhängen, ob er den wahren Frieden unter den Confeſſionen fördert. Thut er dieſes, wirkt er mächtig, den tiefen religiöſen Zwieſpalt der Gemüther zu ſchließen, der Deutſchlands Kraft gebrochen hat: verſöhnt er die Confeſſionen zu Eintracht und gegenſeitiger Liebe und Achtung: dann wird er Deutſchland ſtark, er wird uns zum erſten Volk der Welt machen. Ob der Bau jedoch auf dem religiöſen Gebiete jene Folgen haben werde, muß die nächſte Zukunft zeigen; ehe aber jene eingetreten ſind, iſt es überflüſſig, über die Folgen aus dieſen Folgen, nämlich über ſeine Wirkungen auf dem Gebiete des Politiſchen zu reden. Wir ſind nicht ſolche

Sanguiniker, daß wir uns maaßlosen Hoffnungen vor der Zeit hingeben. Wie die Ultramontaner einmal sind, bei ihrem incarnirten Römerthume ist eine Umwandlung von ihnen nicht sobald zu erwarten. Wenn der Trojaner sagte: Timeo Danaos et dona ferentes, so glauben wir Grund zu haben, sagen zu können: Timeo Ultramonos et dona accipientes.

Heine und Börne über Deutschland.

Von

Dr. Karl Rosenberg.

1835.

Heine und Börne über Deutschland.

Paris, am 17. Oktober 1833.

So eben komme ich von Autenil zurück, wo ich Börne besuchte, der dort in der Rue de Lafontaine ein freundlich eingerichtetes Sommerhäuschen bewohnt, dessen angenehme Lage durch einen dazu gehörigen Obst- und Blumengarten verschönert wird. Auf diesen Garten geben die Fenster des Salons hinaus, wo ich einige Augenblicke auf ihn warten mußte. Ich gestehe, daß ich eine lebhafte Neugierde auf die persönliche Bekanntschaft des Mannes hatte, dessen literarische und politische Ansichten so oft in Deutschland der Gegenstand einer meist bittern und stets leidenschaftlichen Kritik gewesen waren. Dazu kam, daß ich vor Kurzem Heine in Boulogne hatte kennen lernen, der sich niemals anders als auf die gehässigste Weise über Börne äußerte und von ihm mit einer Geringschätzung sprach, die allerdings mein Verlangen, auch Diesen persönlich kennen zu lernen, hätte schwächen oder zerstören müssen, falls ich mich durch die Auto-

rität eines Gegners, zumal von so geringer Wahrhaftigkeit, was ich später einsah, leiten lassen wollte. Denn leider hatte mir Heine das alte Sprüchwort: **praesentia minuit famam**, nur allzu sehr bestätigt. Was auch in öffentlichen Blättern gegen ihn und mit welcher Berechtigung es gesagt werden war, immer konnte ich in dem Verfasser der „Reisebilder", in dem Dichter so vieler echt poetischer Lieder, einen Mann von Geist erwarten, der auch im täglichen Umgange, im gewöhnlichen Gespräch die vortheilhafte Meinung bestätigt, die er in seinen Schriften theilweise erregt hat. Doch wenn irgend jemals Schriftsteller und Mensch zwei verschiedene Wesen waren, so findet das bei Heine statt, dessen Unterhaltung eben so viel Fadheit und Geschmacklosigkeit verräth als seine Poesieen Witz und geistreichen Schwung zeigen; ein Uebelstand, der unwidersprechlich darthut, daß es nicht die überströmende Fülle einer nach allen ihren natürlichen Anlagen und Vermögen durchgebildeten Seele, sondern nur die momentane — den intermettirenden Springquellen nicht unähnliche — Begeisterung ist, welcher die dichterischen Ergüsse Heine's ihre Entstehung verdanken.

In dieser Ansicht wurde ich durch einen Umstand bestärkt, der zu charakteristisch ist, als daß ich ihn übergehen könnte. Horaz erzählt von sich, daß er zu seiner Erholungs-Lektüre, wenn er zur Sommerszeit die drückende Hitze, die ungesunde Luft, jene mit tödtlichen Fiebern geschwängerte Aria cattiva des alten Roms fliehend, sich an's Meer begab, um

ſich an ſeinen kühlen Lüften zu laben und in ſeinen heilbringenden Fluthen zu ſtärken, daß er zu ſeiner geiſtigen Erholung den Plato und Menander mitgenommen habe, einen Philoſophen alſo und einen Komiker, um den ſtrengen Ernſt des Einen durch den leichten Scherz des Andern zu mildern und ſich in ſolcher Miſchung ein ganz angenehmes Labſal für Geiſt und Herz zu bereiten. Obgleich ich nun ein großer Verehrer von Horaz bin und mir auch den ganzen Reichthum ſeiner praktiſchen Lebensmaximen anzueignen keinen Anſtand nehmen würde, falls heutzutage Alles anſtändig wäre, was es damals war, ſo möchte ich doch zu meinen Begleitern nach der Nordſeeküſte weder den Menander noch den Plato mitnehmen. Jenen nicht, weil — kein Exemplar mehr von ihm vorhanden iſt, den letztern nicht, weil man im Labyrinth platoniſcher Metaphyſik bei weitem nicht ſo angenehm luſtwandelt als am Port de Boulogne, zumal ſeit der jüngſt noch allzu enge Hafen geräumiger und lebendiger, ſicherer und ſchöner zugleich geworden iſt. An der Stelle jener klaſſiſchen Autoren alſo nahm ich unter Anderen den eben ſo klaſſiſchen Dichterphiloſophen Friedrich Schiller mit, und eine Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke in einem Bande lag auf dem Tiſche, als Heine herein trat. Er ſchlug das Buch auf: „Ah, Schiller! ſind die Gedichte gut?“ (er meinte die lyriſchen) „ich habe ſie nie geleſen, ſo eben will ich's verſuchen, ich habe mir die beiden Bände mitgebracht.“

„Wie? Sie haben Schiller's Gedichte nie gelesen? Wie kam das?"

„Ich hatte mit mir zu thun, das Hemde iſt Einem näher als der Rock, begreifen Sie."

„Allerdings, aber wer nur für's Hemde ſorgt, ſteht am Ende in ſeiner Blöße da", dachte ich. Daß ein Mann von Ruf, der Abhandlungen über die deutſche Literatur drucken läßt, von ſich ſelber ſagen kann, daß er, was dieſe Literatur Köſtlichſtes beſitzt, nicht kennt, ſcheint unglaublich und findet nur ſeine Erklärung in dem maaßloſen Dünkel, in jener Verblendung über das eigne Verdienſt, die eben in umgekehrten Verhältniſſen zu den Leiſtungen zu ſtehen pflegt, ſo daß ſie zuletzt bei den Unfähigſten — zu denen Heine allerdings nicht gehört — alles Maaß überſteigt. Wie lächerlich dieſer Schein des Autodidakten iſt, dieſes Vorgeben, nur aus ſich ſelber geſchöpft zu haben und der Belehrung Andrer nichts zu verdanken!

Beiläufig geſagt, fühlen ſich die Menſchen zu Mancherlei von der Vorſehung, der Eine zu Dem, der Andere zu Jenem berufen; ſo ſagt Heine, daß die Vorſehung ihn dazu berufen habe, den Franzoſen die Augen über Deutſchland zu öffnen, „que la Providence lui a imposé la tâche d'expliquer l'Allemagne aux Français", und wenn er nicht Seite 4 hinzufügte: „qu'il a pleine foi dans sa mission", daß er die feſte Ueberzeugung habe, dazu berufen zu ſeyn, ſo würden wir's ihm gar nicht glauben.

Wer in Frankreich den Cyniker ſpielt (in Deutſchland den galant homme geht ſchon eher an), in Geſellſchaft von Damen mit gekreuzten Armen und Beinen ſich in einer bergère wiegt, Alles bewitzelt und bekrittelt und über ſolche armſelige Aeußerungen ſelbſtgefällig nicht lächelt, ſondern lacht, dabei ſo unbeholfen ſpricht, daß er eine Phraſe zehn Mal anfängt, um ſie zuletzt doch nicht ſchicklich zu Ende zu bringen, — zeigt ſich, gelind ausgedrückt, nicht als ein Mann, auf deſſen Ausbildung die franzöſiſche Civiliſation günſtig eingewirkt hat, entweder weil er für ſie keine Empfänglichkeit beſitzt, oder weil er ſie verachtet. Eine böſe Alternative, denn den erſten Fall wird er gewiß nicht für den ſeinigen anerkennen, und wie er den zweiten, die Verachtung franzöſiſcher Sitte, mit ſeiner bis zur Servilität herabſinkenden Schmeichelei gegen die Franzoſen vereinigen will, iſt auch nicht abzuſehen. Doch wer wird auch ein folgerichtiges Benehmen da erwarten, wo das ganze Treiben nur von launenhaften, auf unſicherem Boden ſchwankenden Eingebungen zeugt. Feſtigkeit der Geſinnungen und eine nach vernünftigen Grundſätzen geregelte Handlungsweiſe war von jeher ein weſentlicher Beſtandtheil eines echt deutſchen Charakters: wer dieſen letztern hämiſch ſchmäht, hat ſich jener Tugenden freiwillig entäußert, oder ſie nie beſeſſen.

Ich fühle hier die Nothwendigkeit, mich im Voraus gegen einen Vorwurf, den man mir möglicher Weiſe machen könnte, zu ſchützen, wobei ich

mir erlaube — um gelegentlich ein Vorurtheil zu berichtigen — weiter auszuholen, als nöthig wäre. Nach der Wiederherstellung der klassischen Literatur der Griechen und Römer gefielen sich die Verehrer derselben in den größten Lobpreisungen jener kostbaren Ueberreste des Alterthums, und wie jede Action eine mehr oder weniger wirksame Reaction veranlaßt, so erregten auch jene Humanisten den Widerspruch der Realisten, welche an den altklassischen Autoren unter Anderem auch den Mangel einer geläuterten Sittlichkeit tadelten, daß der Stil der Dichter unkeusch sey und nicht selten bis zur Gemeinheit herabsinke. Ob diese harte Beschuldigung zurück gewiesen werden und wie sie es könne, ist hier nicht der Ort zu zeigen; obgleich sich mit wenigen Worten allerdings sagen ließe, daß jene Tadler den Unterschied von Natürlichkeit und Unsittlichkeit oder von Naivetät und Brutalität zu wenig fest hielten, daß die Lasterhaftigkeit als solche niemals, wenigstens nicht in der Blüthezeit des Alterthums Verfechter fand, und daß die heitre Unbefangenheit der ganz in ihrer Gegenwart und für dieselbe lebenden Griechen allerdings wohl auch über diejenigen Grenzen hinausschweifen mochte, die eine reinere Religion und die strenge Zucht allgemeinerer und ernster Durchbildung setzten.

Verfehlt aber ist diejenige Vertheidigung der Alten, wie sie ein großer Kenner und Verehrer derselben, Goethe, in einer gleichwohl leicht erklärlichen Verkennung der Wahrheit gewagt hat. „Der eigent-

liche Gesichtspunkt", sagt er in Beziehung hierauf, „was Einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verruckt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Hausgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu ziehen hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst, was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey, in irgend einem anderen Sinne zu Gericht zu sitzen." Diese Befugniß ist jedoch allerdings vorhanden, weil die Subjektivität des Schriftstellers auf seine schriftstellerische Produktion einfließt, und ihr nicht bloß die Vorzüge, sondern auch die Mängel seiner Persönlichkeit mittheilt. Indem sich nun der Autor die Befugniß ertheilt, seine Werke dem Publikum vorzulegen, um in der Anerkennung desselben den Lohn seiner Arbeit zu erndten, gesteht er auch dem Publikum die Befugniß zu, ja die Verpflichtung, über den Werth dieser Werke zu urtheilen, den man nur nach der Art ihres möglichen Einflusses

auf die Denk- und Handlungsweise der Leser bestimmen kann.

Ob übrigens ein Kunstwerk, sey es der redenden oder bildenden Künste, an sich nach sittlichem Maaßstabe zu messen sey, ist eine ganz andere Frage; man kann sehr wohl und muß sogar den Künsten absolute Schöpfungsfreiheit zugestehen, und kann dennoch hinterher behaupten, daß ihre Erzeugnisse einen schädlichen Genuß gewähren, und daß der Künstler besser gethan hätte, seine Freiheit zu beschränken. Doch ist es überhaupt in Abrede zu stellen, daß die Vollkommenheit in der Kunst die Sittlichkeit ausschließe; man kann im Gegentheil mit voller Berechtigung behaupten: daß das Schöne und Gute im höheren Sinne identisch, und nur diejenige schöne Form die wohlgefälligste ist, welche sich als die ideale Hülle eines edlen Gehaltes ankündet. Andrerseits wird mit Recht gefordert, daß ein Schriftsteller für seine Lebensansichten, die er mit Beredsamkeit vorträgt und von denen er überzeugen will, auch einstehe, daß er die Wahrhaftigkeit derselben durch sein thatkräftiges Beispiel besiegle, und so viel an ihm ist, an seiner Person die vorgetragenen Gedanken verleibliche, das Ideal in's Reale umsetze. Wo im Gegentheil eine Disharmonie der Denk- und Handlungsweise bemerkt wird, liegt der Verdacht der Heuchelei nahe, und wie bei jeder gestörten Illusion, so wenden wir uns mit Unwillen von einem schriftstellerischen Werke, das uns über unsere edelsten Interessen zu täuschen und sie durch

uns ſelber zu verletzen ſucht. Hierin liegt unſere Berechtigung, über die Perſönlichkeit eines Schriftſtellers zu ſprechen, der über unſer edelſtes Beſitzthum, über das deutſche Vaterland, ſeine Inſtitutionen, ſeine Männer und ſeine Werke, Schmähſchriften abfaßt und ſie als wahrhaftige Berichte einem Nachbarvolke anpreiſt, das vielleicht in ſolcher vorgeſpiegelten Entwürdigung unſeres Daſeyns ein willkommnes Erſatzmittel für die von uns erlittene Demüthigung ſeiner Anmaßung findet.

Heine's ſogenanntes Buch „de l'Allemagne" wird von Börne im „Bulletin scientifique du Reformateur" ungefähr folgendermaßen charakteriſirt: „Alle Schriften Heine's haben prächtige und blendende Vorreden. Diesmal hält der Autor ſeinen Einzug in Begleitung des Kaiſer Otto und Karls des Großen, zweier Biſchöfe und eines Grafen: ein ehrenwerthes Gefolge, das nur den Nachtheil hat, die Erwartung und Neugierde zu ſehr zu erregen. Man ſollte kaum glauben, was eine ſchöne Vorrede dem Buche ſchaden kann; das ganze Genie Roſſini's war nöthig, um einer Oper, wie die „Gazza-Ladra", den Erfolg zu ſichern, da er die Ouvertüre damit beginnt, die Trommel zu rühren. Aus wichtigen Gründen werde ich mich bei der Kritik von Heine's Werk in keine Einzelheiten einlaſſen, und mich darauf beſchränken, den Geiſt deſſelben, d. h. eigentlich den Geiſt des Autors, im Allgemeinen zu beleuchten. Zuvörderſt ſind meine Kenntniſſe von der deutſchen Philoſophie und Literatur im Ganzen und in ihrer

historischen Entwickelung sehr oberflächlich, und obgleich ich mich in dieser Beziehung nur durch die Aufrichtigkeit meines Geständnisses von Heine unterscheide, so nöthigt mich doch die Ehrlichkeit, offen zu erklären, daß ich über dergleichen Gegenstände nicht gehörig urtheilen kann. Dann habe ich auch das Herz nicht, mich so offen gegen die Vorsehung aufzulehnen, die unserm Heine, wie er uns selber versichert, den Auftrag gegeben hat, für Frankreich die Bekanntschaft mit Deutschland zu eröffnen. Es wäre das von mir zu gewagt, zumal seitdem die Vorsehung Heine's sich unter den Schutz eines einflußreichen Ministers gestellt hat; ich möchte mich daher nicht gern mit ihr überwerfen. — In Allem, was Heine Französisch geschrieben hat, spielt er den Liebenswürdigen (den aimable roué?) bei Frankreich und schmeichelt dem Lande auf eine wahrhaftig wenig schmeichelhafte Art. Er behandelt es wie eine Kokette, der man Süßigkeiten sagt, wie sie sich eben für eine Buhldirne schicken. Er sagt zu den Franzosen, daß wenn sie auch keine Heiden mehr wären, sie darum doch fort und fort die schöne Venus verehren und den Grazien (er meint nicht die Sokratischen, welche bekleidet gewesen seyn sollen) opfern. Er rühmt ihre Artigkeit und Klugheit, lobt sie, daß sie sich weder aus Gott noch dem Teufel was machen, daß sie sich dieser beiden Personen nur noch dunkel erinnern, obschon sie im Volksglauben der Deutschen noch leiben und leben. Ich weiß wohl, daß ein Diplomat sich zu insinuiren sucht, nur muß es mit

Anſtand geſchehen: ſolche Lobhudeleien ſind eines Geſandten von der Vorſehung (ambassadeur de la Providence) nicht würdig; noch weniger würdig ſind ſie der Nation, an die er ſie richtet, und die Tugend genug beſitzt, um Schmeicheleien entbehren zu können. Für jeden Mann von Ehre giebt es nur eine Weiſe, ſich für die Gaſtfreundſchaft erkenntlich zu zeigen, die ein fremdes Volk ihm bewilligt, und die iſt, ſich dieſer Gaſtfreundſchaft werth zu beweiſen. Uebrigens muß er genug Muth beſitzen, um auch wohl jenen gaſtfreundlichen Wirthen zu mißfallen und lieber ihren Beifall verdienen als erzwingen zu wollen. — Wäre die Kritik eines Rezenſenten noch ſo behende, noch ſo liſtig, ja noch ſo katzenartig, es würde ihr doch nicht gelingen, einen Heine zu erwiſchen, der immer noch mehr Maus als die Kritik Katze iſt. Darum gräbt er ſich überall Schlupfwinkel, in allen Gebieten der Moral, der Wiſſenſchaft, der Religion und der Politik, und er verſteht es trefflich, aus einem Schlupfloch unbemerkt in's andere zu kommen. Man ſchlägt die erſte beſte Seite in ſeinem Buche auf, man findet da eine falſche abgeſchmackte, lächerliche Behauptung ausgeſprochen; aber man hüte ſich ja, ſie zu widerlegen: denn man braucht nur das Blatt umzudrehen, ſo dreht ſich Heine mit um, und widerlegt ſich ſelber. Verſteht nun Einer ſolche Chamäleons-Naturen nicht zu würdigen, deſto ſchlimmer für ihn; es iſt ſeine eigene Schuld, wenn er ſich nicht zur Höhe dieſer rhetoriſchen Köche empor zu ſchwingen vermag."

„Wie gesagt, ich wage keinen Kampf gegen die tiefe philosophische Gelehrsamkeit des Herrn Heine, die durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit der Vorsehung vollends furchtbar wird. Deshalb will ich's ungeprüft lassen, ob die Darstellung der verschiedenen Systeme der deutschen Philosophie, die Heine zum Nutzen der eleganten Welt im Foyer des Opernhauses entworfen hat, wahr oder falsch ist; aber tadeln muß ich die gar zu gefallsame und possirliche Manier, mit der er die ernstesten Gegenstände behandelt. Dieser liebenswürdige Schriftsteller spricht bei Gelegenheit Kant's von der Liebe, bei Gelegenheit des Christenthums von Frauenhemden, und bei jeder Gelegenheit von sich selber. Was mich betrifft, so gefallen sie mir gar nicht, die Rosen- und Veilchengewinde, mit welchem Heine kokettenartig die kräftigsten und nahrhaftesten Schüsseln der Wissenschaft ausschmückt. Dieses literarische Purée, dieser philosophische Crème, diese Vanillen-Beafsteaks sind nicht nach meinem Geschmack."

„Die Franzosen sind diesem Literaten keinen Dank schuldig für seine Bemühungen, daß er ihnen zu Liebe die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen will, mit denen das Studium und Verständniß der deutschen Literatur zu kämpfen hat. Denn gerade indem er die Bahn zum Ziele ebnet, vernichtet er gleichsam das Ziel: da nur in der Mühe selber die Belohnung der Mühe liegt. So wohlfeil erkauft man das Leben in den Gauen deutscher

Wissenschaft nicht. Die Deutschen selber, die geborenen Deutschen vollbringen nur mit großen Anstrengungen die Bestimmung ihrer Nationalität und gelangen nur nach einem ungeheuern Aufwand von Kräften zu dieser Tiefe der Erkenntniß und der Empfindung. Das deutsche Leben gleicht einer Gegend der hohen Alpen: großartig, majestätisch, die Krone der Erde im Spiegellicht ewiger Gletscher! Für Deutschland das reinste Licht, für die andern Länder Sonnenbrand. Diese Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Hier befinden sich die Quellen jener großen welthistorischen Ströme, so wie der Ursprung der großen Nationen und großen Gedanken. Den Deutschen gehört das Genie, den Franzosen das Talent; jenen die schöpferische Kraft, diesen das Vermögen nützlicher Verarbeitung. Vom deutschen Boden gingen alle die großen Ideen aus, die irgendwo in's Werk gesetzt und angewendet wurden, zum Theil von den Deutschen selber, zum Theil von Nationen, die geschickter, unternehmender oder glücklicher waren als sie. Deutschland ist die Quelle aller heilsamen Veränderungen in Europa, Deutschland ist die Mutter jener Entdeckungen, durch welche die Gestalt der Erde umgewandelt wurde. Das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Reformation sind aus seinem Schooße hervorgegangen."

„Um diesen höhern Gesichtspunkt, aus welchem das deutsche Leben betrachtet werden muß, zu erreichen, dürft ihr euch nicht in einer weichen und wohlverschlossenen Sänfte hinaustragen lassen, denn

es wäre eben so gut als wolltet ihr euch in eure Schlafstube bringen lassen; aber damit würdet ihr nimmermehr aus der Beschränktheit eures Gesichtskreises hinaus treten. Da darf man weder die Beschwerden scheuen, noch ermüden; stählen muß man sich gegen die Kälte, die Hitze und gegen den Schwindel. Steigen muß man können, klettern, springen, sich durch Schneegruben einen Weg bahnen. Aber verlaßt euch darauf, die Belohnung wird nicht ausbleiben, denn dort oben gelanget ihr zum geistigen Leben der Deutschen. Die Religion dient Heinen nur als Schaukel, und das Christenthum als Wiegenpferd. Er liebkos't es, schilt es, peitscht es, stößt es mit den Fersen; freilich kommt er damit nicht vorwärts, aber will denn Heine jemals vorwärts kommen? Er will sich nur schaukeln, sich nur Bewegung machen. Beleidigt mir Heinen ja nicht, indem ihr ihn etwa für fähig haltet, nach einem ernsten Ziele zu streben, einen Glauben zu haben, eine Ueberzeugung. Die einzige Ueberzeugung, die Heine hat, ist die, daß die wahre Charaktergröße darin besteht, nichts zu fürchten, nichts zu hoffen, nichts zu lieben, nichts zu ehren, und vor Allem — keine Grundsätze zu haben."

„Zu einem Mann von Gewissen, der sich bloß in seinem Forschen nach Wahrheit geirrt hätte, würde ich sagen: Nein, das Christenthum hat die Menschen nicht unglücklich gemacht; es hat sie so bei seiner Erscheinung gefunden, es hat sie getröstet und in ihrem Elend aufgerichtet. Das Christenthum war

der Arzt der römischen Welt, als sie krank darnieder lag durch ihre zügellosen Leidenschaften und viehischen Wollüste. Herren und Sklaven waren damals auf gleiche Weise strafbar; die einen badeten sich im Blute, die andern erstickten im Schlamme der Knechtschaft: das Christenthum läuterte die einen, und erhöhte die andern. Allen schrieb es eine heilsame Lebensregel für Seele und Körper vor, und diese strenge Regel hat der Welt das Leben gerettet und sie geheilt. Das Christenthum vernichtete keineswegs die Rechte des Fleisches, es verlangte niemals Aufopferung aller sinnlichen Genüsse, es unterwarf sie nur der Vormundschaft des Geistes, um sie reiner zu machen und dauernder. Keine Religion hatte jemals mehr Nachsicht für die menschlichen Schwächen, als die christliche. — Darum sind auch die Sinne nicht zur Heuchelei durch das Christenthum verleitet worden; denn diese Religion verlangt nichts als einen Schleier für die Genüsse der Sinne, nur Schamhaftigkeit fordert sie. Und Schamhaftigkeit ist die einzige Gottheit, welche selbst die verderbtesten Menschen niemals zu leugnen wagen; aber Heine spottet über ihre Verehrung wie über einen Aberglauben und nennt sie Heuchelei der Sinne. Ich weiß sehr wohl, daß dies nicht seine innere und ernste Meinung ist, aber da sieht man, wohin ein anständiger und feiner Mann, wie Heine, der sich rühmt, niemals geraucht und niemals Sauerkraut gegessen zu haben, und der diese Eigenschaften für die besten Ansprüche auf die Achtung

Frankreichs hält, da sieht man's, wohin er sich durch seine unglückselige Phrasenmacherei verleiten läßt. Heine hat tausendmal die Liebe verherrlicht, er hat sie in Versen besungen, er hat sie in Prosa angepriesen; er muß besser als irgend Jemand wissen, daß das Geheimniß der Gott der Liebe ist und die Schamhaftigkeit ihre Religion."

„Ganz ohne Glauben ist man niemals glücklich, man lebt seinen Tag hin und ist in Kummer um den andern Morgen. Der Gläubige wird ernährt durch die mütterlichen Sorgen der Vorsehung, der Ungläubige ist ein Bettler, der von den Almosen des Glücks lebt. Die Wahrhaftigkeit ist die Wurzel der Wissenschaft; von ihr getrennt ist die Wissenschaft nur ein todtes Holz, das weder Blüthen noch Früchte trägt. Ohne Wahrhaftigkeit hat man kein Herz, und die großen Gedanken, die lebensvollen Gedanken kommen aus dem Herzen. Ohne Herz kann man wohl Talente besitzen, aber sie sind nur wie eingemachte Früchte, die keinen Durst löschen. Man kann sehr wohl Geist haben ohne Herz, aber es ist nur ein plattirter Geist, der den Einflüssen der Witterung nicht widersteht und darum roth wird, wenn die Kritik an ihm zu reiben anfängt."

Durch dieses Urtheil, das ich zwar nicht in der ganzen Ausführlichkeit des Originals, aber doch sinngetreu im Ganzen hier mittheile, hat Börne, ein

Mann von tiefem Gemüth und ſeltner Genialität, offenbar die angemaßte Autorität Heine's bei dem franzöſiſchen Publikum völlig gebrochen, und durch Enthüllung der moraliſchen und intellektuellen Schwächen des Autors dem Buche über Deutſchland die Möglichkeit eines ſchädlichen Einfluſſes auf das Urtheil ſeiner Leſer großen Theils entzogen. Gleichwohl dürfte es nicht ohne Intereſſe ſeyn, die Kritik Börne's, die ſich gefliſſentlich alles Details enthielt, obgleich ſeine umfaſſende Beleſenheit und ſehr vollſtändige Kenntniß aller irgend beachtenswerthen Erſcheinungen in allen Gebieten der ernſten und ſchönen Wiſſenſchaften ihn zu einer detaillirten Kritik in hohem Grade befähigen, zu ergänzen und in einigen Hauptzügen das Verfahren Heine's bei der Darſtellung unſerer National-Literatur näher zu prüfen. Es werden ſich hierbei die Anſichten über manchen wichtigen Punkt berichtigen laſſen und für den wißbegierigen Leſer iſt es am Ende gleichgültig, welcher Veranlaſſung er ſeine Belehrung verdankt, welche letztere wir übrigens mehr verſuchen, als zuverſichtlich verſprechen wollen.

Der Titel des Heine'ſchen Buches: „De l'Allemagne", erinnert an das gleichnamige der Frau von Staël, und er geſteht ſelbſt, daß er in Beziehung auf dieſes letztere und im Gegenſatze zu demſelben das ſeinige abgefaßt habe. Und allerdings ſind die Tendenzen und Prinzipien dieſer beiden, einen und

denſelben Gegenſtand behandelnden Werke einander ſchnurſtracks entgegen. Die Franzöſin, voll ernſten Eifers, die Nation kennen zu lernen, welche ſie ihren Landsleuten ſchildern will, läßt ſich weder durch die Schwierigkeiten der Sprache, noch durch die Fremdartigkeit der Sitten und Lebensweiſe von ihrem Vorhaben abſchrecken; ſie *lernt*, um zu lehren, und lernt mit Aufopferung, Selbſtverleugnung und — Erfolg; der Deutſche (möge uns *Heine* dieſe Benennung verzeihen), für den keine ſolche Hemmniſſe vorhanden ſind, und der nur von der eignen Erinnerung an das Erlebte geleitet, oder von der Hand zuverläſſiger Rathgeber geführt, mit geringer Mühe die für ſeine beabſichtigte Berichterſtattung nöthigen Notizen ſammeln, ordnen und aufzeichnen kann, dieſer nimmt die Oberflächlichkeit ſeiner Leſer zum Maaßſtabe ſeiner Studien, und ſucht ſeiner Schilderung bogenreichen Umfang zu geben, nicht durch gründliches Eingehen in die Einzelheiten, ſondern durch weitläuftigen Druck und groſſe Lettern. *Jene* will nicht ſowohl dem Bedürfniß einer geiſtreichen Lektüre dienen, als vielmehr die eigne Bewunderung deſſen, was ſie im Gebiet der deutſchen Literatur und Philoſophie Schönes und Beherzigenswerthes fand, auf ihre Leſer übertragen, und durch Erweckung einer gewiſſen Congenialität ein geiſtiges Band um beide Völker ſchlingen; *dieſer* ſchließt ſein Auge abſichtlich vor den Höhe- und Glanzpunkten deutſcher Wiſſenſchaft, oder er macht das Groſſe klein, um es

als Miniaturgemälde auf Sedezblättchen zu zeichnen, und weit entfernt, jene Befreundung der beiden Nationen zu bezwecken, macht er mit der furchtbaren Waffe des Ridicule den Riß noch größer. Kurz: die Französin will der in Frankreich noch ungekannten oder verkannten deutschen Nationalität nach der ganzen Gediegenheit ihres Gehaltes zur Anerkennung verhelfen, ihr Achtung und Nacheiferung erwerben, weil sie die wohl begründete Ueberzeugung hegt, daß sie das Gute und Schöne fördert, indem sie es schildert, und nur um so gedeihlicher fördert, je mehr lebensvolle Wärme sie ihrer Schilderung giebt; der Deutsche dagegen sucht diesen, von zarter Frauenhand gewundenen, aber durch die großartigsten Bestrebungen hochherziger Männer wohlverdienten Kranz seinen Mitbürgern vom Haupte zu reißen, und ihre Bewunderung in Mitleid und Spott zu verwandeln. Wer von Beiden den bessern Pfad betreten hat, bedarf keines Zusatzes, denn der edle Enthusiasmus hat den Olymp mit Göttern gefüllt, die kalte Ironie ist die Charaktermaske des Bösen.

Zwei Vorwürfe sind es vornehmlich, welche Heine seiner Vorgängerin macht, Vorwürfe, die eine Beleuchtung verdienen, weil sie zeigen können, wie die Sykophanten sich selber am meisten durch ihre egoistischen Beschuldigungen Anderer schaden. Zuvörderst kann man sagen, und das scheint ungefähr Heine's Meinung, daß die Verfasserin bei ihrer

enthusiastischen Darstellung nicht sowohl den Zweck gehabt, Deutschland zu verherrlichen, als Frankreich zu demüthigen, und den unter dem eisernen Scepter eines Usurpators seufzenden Franzosen die Schmach ihrer Knechtschaft in einem Gemälde zu zeigen, wo sie die Früchte der edlen Geistesfreiheit der Deutschen unter ihren milden, dem Gedeihen humaner Bildung günstigen Herrschern erblickten. Auch wir sind nicht abgeneigt, diesen Zweck als den leitenden Gedanken der geistreichen Frau anzuerkennen, denn er ist ihrer würdig; aber darum sind wir auch so weit entfernt, sie deshalb zu tadeln, daß wir gerade darin ein bedeutendes Verdienst und einen unabweisbaren Anspruch auf allgemeine Werthschätzung erblicken. Denn wahrlich, wenn alle fähigen Bürger eines Staates ihre Talente eben so weise und erfolgreich zur Förderung ihres wahren Wohls in ihrem Vaterlande verwendeten: es würde besser stehen um die Einzelnen und um die Gesammtheit. Wer die eignen Blutsverwandten nicht achtet, wird Fremde noch weniger beachten; eben so wenig wird Der als Kosmopolit nützen, wem der Patriotismus engherzig däucht; denn der große Ring der menschlichen Gesellschaft ist aus kleinern concentrischen Kreisen erwachsen, und nur dadurch, daß die tüchtigen Altvordern in ihrem Kreise und für denselben nach Maßgabe ihrer Kräfte wirkten, ist das große Ganze des europäischen Staatensystems zu dieser Höhe der Civilisation gelangt, welche trotz aller Mangelhaftigkeit

im Einzelnen — absolute Vollkommenheit liegt außer dem Bereich irdischer Wirksamkeit — das Glück der Nationen gegründet hat.

Indem nun Heine es in Abrede stellt, einem solchen Endzweck, wie überhaupt jedem andern ehrenwerthen nachgestrebt zu haben, räumt er selber seiner Vorgängerin einen Vorzug ein, der ihn gänzlich verdunkelt. Zweitens wirft er ihr vor, allzu oft und allzu zuversichtlich das Orakel ihres delphischen Gottes — er meint A. W. v. Schlegel — befragt und seine Aussprüche als klingende Münze in Umlauf gebracht zu haben. Ist Schlegel auch kein Apollo, so versteht er sich doch darauf, wahr oder Wahres zu sagen, wie ein Mann von Geist und sehr bedeutenden Kenntnissen, und es wäre zu wünschen gewesen, daß Heine, da er doch einmal mit dem löblichen Vorsatze, Etwas zu lernen (wenigstens muß man einen solchen bei allen Studenten voraussetzen), zu Schlegel in die Vorlesungen kam, er weniger auf Perücke, Jabot, Manchetten seines Lehrers gesehen, als auf seinen Vortrag gehört hätte. Da er aber lieber die brennenden Wachslichter und den sie schnäuzenden Bedienten ansah und sich mit allerlei Nebendingen, worauf kein Vernünftiger Acht giebt, zu thun machte, so konnte freilich nicht viel apollinische Weisheit bei ihm sitzen bleiben, und er hat allerdings recht, wenn er meint, daß sein Buch kein Orakel, weder die Eingebung Apollo's noch sonst eines nam-

haften Gottes ist. Sollte aber sein Vorwurf Gewicht haben, so hätte der Verfasser, der sich in seinem Buche „de l'Allemagne" so viel mit Philosophie zu thun macht, bei Weitem selbstständiger auftreten müssen. Denn daß er die ziemlich langweilig zusammen gestellten Notizen über Spinoza, Descartes, Leibnitz, Wolf u. s. w. alle aus seinem eignen Kopfe genommen habe — etwa um besagten Kopf völlig zu entleeren — wird er uns nicht überreden, da sie aus jedem Compendium der Geschichte der Philosophie entlehnt werden konnten, und wer möchte mit eigner Münze bezahlen, wenn er's mit fremder thun kann und darf, zumal wenn Einer eben keinen Ueberfluß an baarem Gelde hat.

Dabei wollen wir gar nicht leugnen, daß trotz der Bearbeitungen von Tennemann, Wendt, Rixner, Ritter, Hegel, und wie die neuern philosophischen Geschichtschreiber alle heißen, sich noch viel in diesem Fache thun lasse; — doch durch bloßes Ausschreiben wird nichts gethan als eben ein Buch gemacht. Hätte Heine hierauf seinen Fleiß gerichtet, so würde er nicht nöthig gehabt haben, zur Chronique scandaleuse seine Zuflucht zu nehmen und sich zum Berichterstatter berüchtigter Geschichten zu machen, die er mit Wohlbehagen gemächlich ausspinnt, indem er sich viel darauf zu gut thut, seinen Franzosen ein Lieblingsgericht auftischen zu können. Und leider lieben die Franzosen das Frivole, wenn auch

nicht bis zur Narrheit, doch jusqu'à la folie (was, beiläufig gesagt, gar nicht einerlei ist).

Für ein solches Publikum Philosophie, und noch dazu deutsche Metaphysik vorzutragen, ist keine leichte Aufgabe, und es gehörte die ganze Genialität Heine's dazu, um sie nach seinem Geschmack zu lösen. Ich würde ein Buch über ein Buch, und noch dazu ein gutes über ein schlechtes schreiben müssen, wollte ich alle die Irrthümer und Paradoxen unseres philosophischen Geschichtschreibers durchgehen; darum will ich mich vorläufig begnügen, einen Punkt heraus zu heben, der nicht bloß für den Philosophen, sondern für Jeden, der Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat, von Wichtigkeit seyn muß, und worüber ich mich mit meinen Lesern verständigen kann, ohne bei ihnen eine Einweihung in die Mysterien der philosophischen Spekulation vorauszusetzen.

Unter allen Fragen, welche der denkende Geist an sich selber richtet, ist keine wichtiger und allgemeiner als die über die große Dreiheit: Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Bevor eine geläuterte Religion hierüber Belehrung und Beruhigung gewährte, wurden unzählige Versuche gemacht, jenes Räthsel unseres Daseyns zu lösen, zum Beweise, daß ein tiefes Bedürfniß der menschlichen Natur dazu antrieb. Ob die Idee von Gott ursprünglich in uns liege, wie etwa die verschiedenen Fähigkeiten, Talente,

Neigungen dem Geiſte angeboren ſind, oder ob ſie von Außen durch Nachdenken in uns erweckt werde, wurde lange zum Gegenſtande eines heftigen Streites gemacht, beſonders von den beiden einander entgegengeſetzten Parteien der Empiriker und Idealiſten, von denen jene alle Erkenntniß, alle Begriffe, alle Vorſtellungen den äußern Sinnen letztlich verdanken wollen, während die andern dem menſchlichen Geiſte ſelber die Kraft zuſchreiben, aus ſeinem eignen Innern den reichen Schatz von Gedanken über Alles, was jenſeits ſinnlicher Erfahrung liegt, zu ſchöpfen. Die Empiriker ſtützen ſich auf einen berühmten Ausſpruch des Ariſtoteles: „Der Geiſt erkenne nichts, wozu ihm nicht die Sinne verhelfen" — ſo drückt man füglich das nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu aus — die Idealiſten drehen den Satz um und ſagen, daß die Sinne ohne Geiſt gar nichts wahrzunehmen vermögen, denn ſobald der Geiſt entflohen iſt, hört das Auge auf, zu ſehen, das Ohr zu hören, der Körper zu fühlen. Der ganze Streit erſcheint als nichtig, ſobald man den Menſchen nicht als ein unbegreifliches Doppelweſen, als eine aus Sinnlichkeit und Vernunft mechaniſch zuſammengeſetzte Creatur betrachtet, ſondern als ein einziges ungetheiltes Weſen, das zu gleicher Zeit fühlt und denkt, anſchaut und urtheilt. Jeder Dualismus, jede Zweiheit führt zum Zwieſpalt, während nur der Monismus, die Einheit, zur Einigkeit und Wahrheit leitet.

Doch wie Dem auch ſey, der Glaube an Gott, die Ueberzeugung von ſeinem allgegenwärtigen Daſeyn, iſt eben ſo alt, als die Weltgeſchichte, und nur in der Art und Weiſe, wie dieſer Glaube ſich nach ſeinem Gehalt entwickelte und wie er demgemäß auf die Gläubigen einwirkte, findet eine Verſchiedenheit ſtatt. Die Lichtreligion der Parſen, die Vielgötterei der Griechen und Römer, der Monotheismus des Offenbarungsglaubens, ſind verſchiedene Anſchauungsweiſen einer und derſelben ewigen Wahrheit, die aber allerdings da am reinſten ſtrahlt, wo ihre Quelle ſelber am göttlichſten iſt. Während jedoch der Polytheismus Gott in eine Vielheit von Göttern ſpaltete und dieſe Götter zu natürlichen oder ſinnlichen Weſen herab ſetzte, nahm der Pantheismus die entgegenſetzte Richtung, vergötterte die natürlichen Dinge oder die Erſcheinungen der Sinnenwelt und machte die Geſammtheit aller Einzelweſen zu Gott; aus welchen beiden Gegenſätzen, die einen unauflöslichen Widerſpruch darboten, der Atheismus oder Unglaube hervor ging. Aber der Unglaube brachte Verderben in die Welt und ſie ging zu Grunde: es war eine furchtbare Erſchütterung, welche den Koloß der Römerherrſchaft, die den Erdboden umfaßte, niederſtürzte. Und die Nacht, welche auf den Ländern laſtete, ward gebrochen durch die erſten Strahlen des wiedergeborenen Glaubens.

Wohl hätte ſich das einfaltſelige Gemüth bei der tröſtenden, erleuchtenden und erhebenden Offen-

barung beruhigen können, läge nicht in dem menschlichen Geiste das unabweisbare Streben, jeden ihm dargebotenen Gehalt denkend zu prüfen, und nur Das als begründet anzunehmen, was er in Uebereinstimmung mit den Ergebnissen freier, von äußerer Gewährleistung unabhängiger Forschung findet. Zu solcher Prüfung nun finden sich Viele berufen, aber doch sind nur Wenige auserwählt, und diese Wenigen sind am Ende ihrer mühsamen Wanderung durch die Labyrinthe der Philosophie immer wieder zur Einfachheit und Einfalt des wohl verstandenen Offenbarungsglaubens zurückgekommen. Dafür zeugen auch die drei größten philosophischen Genies, welche die neueste Zeit hervor gebracht hat, Leibniß, Kant und Hegel, und wir mögen unserm Vaterlande Glück wunschen, daß jene Lichtgeister aus seinem Schooße hervor gegangen sind. Die Angriffe der Atheisten schlug Leibniß in seiner „Theodice" zurück, denn die Zweckmäßigkeit, Gesetzmäßigkeit und relative Vollkommenheit, welche überall in der Natur und deren unwandelbaren Wirksamkeit sich offenbart, weist auf einen Schöpfer hin, der selber die höchste Weisheit, Vollkommenheit und Güte ist; wobei das allerdings unleugbare Vorhandenseyn von mancherlei Uebeln weder seiner Allmacht noch seiner Liebe Eintrag thut, indem diese Welt nicht die absolut und durchaus vollkommenste seyn sollte, sondern nur eine solche, welche bei den vorhandenen Naturgesetzen die beste wäre, die beste für

solche Organisationen, wie sie in den verschiedenen Naturreichen gefunden werden. Bei einigem Nachdenken erkennt man auch leicht, daß die physischen Uebel nur die Rückseite des physischen Guten sind, daß die Freude ohne die Möglichkeit des Schmerzes nicht wäre. Und was die moralischen Uebel betrifft, so sind sie nur zugelassen, nur geduldet, nicht aber von Gott beabsichtigt und nothwendig. Nur indem der Mensch fest hält an den Eingebungen der Lust und Laune, und sich weigert, die subjektive Willkür den objektiven Gesetzen der allgemeinen Vernunft zu unterwerfen, nur indem er seine besondere Individualität geltend macht, thut er das Böse. Daß er aber die Freiheit hat, sich vernünftig zu entschließen, sagt ihm die Stimme des Gewissens, welche sich durch keine Scheingründe verfälschen läßt. Und auf die Autorität dieses Selbstbewußtseyns muß man überall zurückkommen, wo es gilt, praktische Maximen einer vernünftigen Lebensführung festzustellen, gesetzt auch, daß die philosophische Spekulation zu derselben Ueberzeugung führte; denn Alle ohne Ausnahme sollen moralisch handeln, aber nicht Alle können die Moral auf spekulativem Wege sich aneignen.

Diese Forderungen oder Postulate der praktischen Vernunft sind es nun, welche Kant zur Richtschnur in der Ausarbeitung seiner Moralphilosophie nahm und immer die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit in der ganzen Fruchtbarkeit ihrer Anwen-

dung zeigte. Ohne Gott iſt das Gewiſſen ein Unding; mit der Freiheit fällt die Zurechnungsfähigkeit, und beide, indem ſie die Geiſtigkeit des Menſchen anerkennen, ſchließen die Unſterblichkeit in ſich. Aber freilich von der theoretiſchen Seite betrachtet, ſind die Reſultate der Kant'ſchen Kritik ganz andere, ja entgegengeſetzte. Den Dogmatismus oder Lehreifer der frühern Philoſophen hatte Kant dadurch vernichtet, daß er die Vernunft für unfähig erklärte, das Ueberſinnliche, in deſſen Bereich die Ideen von Gott, Freiheit und Unſterblichkeit liegen, zu erkennen, daß darum alle früheren Lehrgebäude hierüber nur Hypotheſen wären, denen es an aller Begründung fehle. Sie hätten nämlich mit Hülfe der Vernunft ſich in die Regionen des Ueberſinnlichen gewagt, und ſich dieſer Führerin arglos anvertraut, ohne vorher überlegt zu haben, ob ſie auch im Stande wäre, den rechten Weg zu zeigen; die Vernunft ſey ein Inſtrument, deſſen Tauglichkeit man vor ſeiner Anwendung prüfen müſſe, wolle man bei der Arbeit nicht Zeit und Mühe verlieren. Stelle man die Prüfung wirklich an, ſo ergebe ſich, daß die Vernunft Grenze und Befugniß überſchreite, ſobald ſie den Boden der äußeren Erfahrung der ſinnlichen Außenwelt verläßt. Dieſes Verdammungsurtheil der Vernunft, das ſie über ſich ſelber ausſpricht, iſt ein wahrer Selbſtmord, eine unrechtmäßige und thörichte Handlung, deren Folgen nur verderbliche ſeyn können. Um denſelben vorzubeugen, ſetzte er in ſeiner Kritik der

praktischen Vernunft jene ewigen Wahrheiten, deren Erweislichkeit er vorhin geleugnet hatte, wieder in ihre Rechte ein, indem er lieber einen Mangel an Consequenz als an Moralität und — Wahrhaftigkeit verrathen wollte.

Ganz anders dagegen Heine. Er hält nur die negative Seite der Kant'schen Kritik fest, freut sich, daß die bisher auf dem legitimen Throne allverehrte Vernunft ihres königlichen Vorrechts, in letzter Instanz zu entscheiden, beraubt und ihres Herrscherthums verlustig erklärt worden, und daß nun die Zeit der Anarchie gekommen sey, wo jeder Sanculotte seinen Gelüsten nachgehen könne, ohne sich mehr um die Polizei des Gewissens zu bekümmern, noch vor dem Tribunal des himmlischen Richters, der ja doch nur von der Vernunft war eingesetzt worden und also mit ihr zugleich in die ewige Verbannung wandern mußte, zu zittern. Heine vergleicht alles Ernstes Kant mit Robespierre und macht sehr geistreich die Bemerkung, daß wie der Letztere einen Ludwig enthauptet, so habe jener Gott vernichtet; eine Ruchlosigkeit, die ich mich scheuen würde nachzusprechen, wäre ich nicht der Meinung, daß man selbst Krebsschäden, so widerwärtig sie auch sind, irgendwie berühren muß, um sie zu heilen oder wegzuschneiden, um vor Ansteckung des pestartigen Uebels zu hüten.

Welche Pest wäre aber verderblicher als die von Heine aufgestellte Schlußfolge: Was die Ver-

nunft nicht erkennt, exiſtirt nicht; Gott iſt, nach Kant, für die Vernunft unbegreiflich; alſo giebt es keinen Gott, alſo iſt die Religion eine Chimäre und die auf ſie gegründete Sittlichkeit eitle Thorheit. Denn daß Kant ſich durch Aufſtellung ſeiner Moral ſelber widerlegt und die Sittlichkeit nicht bloß anerkennt, ſondern mit einem kategoriſchen Imperativ oder mit unumſchränkter Macht bekleidet und ihre Ausſprüche für heilig, allgemein verbindlich und unverletzlich erklärt, — dieſe großartige Palinodie Kant's hält Heine nur für Scherz, für Heuchelei, für einen Gnadenbiſſen, den der gutmüthige Philoſoph ſeinem alten Diener Lampe hinwirft, der einmal an alle religiöſen und moraliſchen Vorurtheile gewöhnt iſt und ſich nur mit blutendem Herzen davon losſagen könnte. Doch meinen wir, daß in der Einfalt dieſes ehrlichen Lampe mehr geſunder Menſchenſinn liegt als in der hohlen Deklamation des in altersſchwacher Jugend-Ekſtaſe ſchwindelnden Heine, der auch wohl noch, wenn er erſt aus den über allen Anſpruch verlängerten Flegeljahren herauskommt, einſehen wird, daß er unrecht gehabt hat, ſich in den Collegien mit Nebendingen zu beſchäftigen, ſtatt hübſch Acht zu geben, und ſeinen von Natur wohl begabten Geiſt durch die Zucht ernſter Wiſſenſchaft zu zügeln und durchzuarbeiten, weil auf keinem anderen Wege ein tüchtiger Grund gelegt werden mag zum Aufbau von eigenen Philoſophemen. Wer aber ſo leicht gewaffnet, wie Heine, einen Angriff wagt, auf Alles,

was dem Deutschen und jedem redlich Gesinnten ehrwürdig und theuer ist, hat es seinem eignen Leichtsinn zuzuschreiben, wenn er mit sammt seiner französischen Eleganz über den Rhein zurück gejagt wird, um dort in der Fremde, außer dem Schmerz der Verbannung, noch die Schmach der Verachtung zu tragen.

Wäre aber die Heine'sche Kritik deutscher Philosophie aus einer gründlichen Kenntniß dieser Philosophie hervorgegangen, so bliebe es unbegreiflich, wie er Hegel und dessen Lehre so anpreisen kann. Denn wenn er dem Hegel'schen System nur das geringste Verdienst zuschreibt, so kann er sich unmöglich mit seiner sogenannten Kant'schen Weisheit begnügen; denn die beiden Pole dürften einander nicht mehr entgegen gesetzt seyn als Kant und Hegel, da Hegel so weit entfernt ist, die Aussprüche der Vernunft in Betreff der ewigen Ideen für etwas Subjectives zu halten, daß er vielmehr gar nichts als objectiv wirklich anerkennt, was nicht vernünftig ist. Bekanntlich fällt in der neuesten Philosophie der Gegensatz von Subjectivität und Objectivität, Glauben und Wissen, Denken und Seyn ganz weg, und hier feiert die Vernunft die Versöhnung der bisher feindlich einander bekämpfenden Richtungen. Nirgends erscheint der Mensch mit höherer Würde ausgestattet als in diesem großartigen System, das man füglich eine Reconstruction des Universums nennen kann, da der Begründer dieses Lehrgebäudes alle Seiten des Weltalls, so weit es der Betrachtung

zugänglich ist, wenn auch nicht immer mit derselben Tiefe, doch immer mit demselben Ernste erforscht hat, um so viel als möglich die vereinzelten und in ihrer Vereinzelung mehr oder weniger unbegreiflichen Erscheinungen zur Einheit zu verbinden, und so einen, auf unerschütterlicher Grundlage ruhenden Bau aufzuführen, der mit der Festigkeit und Harmonie der Theile den Vorzug eines wohlgegliederten organischen Ganzen besitzt.

Ein Concert von Franz Liszt.

Von

Fr. v. Schönholz.

1842.

Ein Concert von Franz Liszt.

Jede Zeit hat ihre goldenen Kälber und Götzen, ihre Heroen und Götter; jedes Fach der Thätigkeit seinen besondern Himmel und Thierkreis, wo die Sonne der Gunst des sogenannten Publikums auf- und untergeht, die Sternbilder erleuchtet und bedeckt und die Glorie eines Vergötterten anglüht und erlöscht, je nachdem die Tagesfackel des Enthusiasmus im Wendepunkt des Steinbocks aufflackert oder sich in den des Krebses wieder zurückzieht. Jeder ausgezeichnete Mensch bekommt daher an Unverdaulichkeiten zu leiden, sowohl an solchen, die ihm der täglich vorgesetzte Steinbocksbraten des ungeheuern Beifalls, als auch an solchen, die ihm das schon allzu oft aufgewärmte Krebsschwanz-Ragout der Gleichgültigkeit und Sättigung verursacht.

Der ausgezeichnete Mann, von dessen Concert in Berlin ich jetzt reden will, hat's vorerst mit den Riesenbrocken der ersten Schüssel zu thun und Apollo möge ihn bewahren vor der zweiten! Aber auch mich möge Apoll bewahren, noch einmal eine zweite und ähnliche

Erscheinung in einer deutschen Großstadt zu erleben, denn in der That, dazu gehören Nerven von der Dicke eines Schiffseils. — Das Auftreten der Catalani war für uns empfindsame Menschen und gute Bürger schon die erste Anstrengung dieses Jahrhunderts, und sie war nicht klein' — aber damals war ich ein junger Mensch und konnte schon etwas aushalten. — Als Paganini wie ein Halbgott aus dem Haupte Italiens auf die deutsche Erde sprang und hier mit seinem Geigenbogen beinahe eine größere Verwirrung anrichtete, als Napoleon mit seinem Schwert, hatte ich zwei Mal das Pyrmonter Bad gebraucht und war gegen heftige Erschütterungen gerüstet. — Zur Zeit der Sontag war ich, den Musen sey Dank! im Auslande; — jetzt aber, in dieser Epoche der höchsten Noth, des höchsten Entzückens und einer Nerven-Anstrengung ohne Gleichen, bin ich alt geworden und wünsche zu heirathen.

Unter solchen Umständen sollte man glauben, müßte Jeder an meiner Stelle ein Concert des Herrn Liszt meiden, jeden Schlag seiner zauberhaften Finger als einen Nagel zu seinem Sarge betrachten und lieber Karthäuser-Mönch werden als ein Mitglied jener zahlreichen Gesellschaft, die sich zur Assecuration seines Ruhmes hier zusammengefunden, vielmehr zusammengedrängt hat, und den gewöhnlichen Cours der Concert-Aktien hundert Procent steigern half. Dies läßt sich aber leichter glauben als ausführen. — Denn wer steigt gern freiwillig herab in die Niedrigkeit, schließt sich freiwillig aus von

dem Kreiſe der Gebildeten und Kenner und ſtreicht ſich aus mit eigener Hand vom Courszettel der guten Geſellſchaft? Iſt es nicht überaus lockend, in dem ſchönen Saal bei heller Beleuchtung in guter Toilette zu erſcheinen, auf der Eſtrade zu ſitzen, zu ſehen und geſehen zu werden, und ſo auf dem Gipfel des Parnaſſes ſich als ein Geweihter und Auserwählter zu zeigen, was an und für ſich ſchon einen Friedrichsd'or unter Brüdern und Schweſtern werth iſt. Für dieſe Weihe und Reception als Mitglied der beſten Geſellſchaft kann der zu erleidende Nervenſchaden ſo wenig in Betracht kommen, als der durch den Schrecken verurſachte, den man bei Aufnahme in gewiſſe andere Geſellſchaften erleiden muß. Derzleichen Opfer hat ein ritterlich Gemüth zu allen Zeiten den herrſchenden Vorurtheilen bringen müſſen: im Mittelalter waren es Kreuzzüge und Zweikämpfe, jetzt ſind es Langeweile und Schweiß in Theatern und Concerten. Der Vorwand bei jenen war der Glaube oder die Tugend: der Vorwand bei dieſen iſt die Sehnſucht nach dem Himmelreich der Poeſie und Muſik. Es ſcheint überhaupt mit dem Menſchen und dem fabelhaften Vogel Merops, der mit dem Schwanze nach aufwärts gekehrt flog, darin eine Aehnlichkeit ſtattzufinden, daß er überall, wo er aufwärts ſtrebt, dabei das Geſicht der Erde zuwendet, um die Intereſſen und Freuden derſelben im Fliegen nicht aus den Augen zu verlieren.

Damit aber die Vorrede zu dieſer Beſchreibung nicht länger wird als dieſe ſelbſt, ſey nun zu dem

Concerte geschritten, welches hier mit historischem Ernst als ein Ereigniß dargestellt werden soll.

Einer der großen Abende, wo der gefeierte Virtuos himmlische Töne über achthundert Selige, und größtentheils gleich mir Nervenschwache, ausgießen sollte, war angedämmert und eine feierliche und geheimnißvolle Thätigkeit begann sich in den Straßen der Residenz Berlin bemerklich zu machen. Säuselnde Lüfte schaukelten die geisterhaften Gasflämmchen in den Laternen; über die düstern in Rauchfier gehüllten Häupter der Schornsteine strich ein eigenthümlicher Wind, so daß es durch die sternklare Nacht erklang wie von tausend Orgelpfeifen und die von Pythagoras entdeckte „Musik der Sphären", von welcher man bis jetzt noch nichts gehört hatte, endlich dem lauschenden Ohr kund zu werden schien. Ja sogar — man getraut es sich kaum auszusprechen, um nicht für überspannt gehalten zu werden — sogar das Rollen der Räder und der Hufschlag der Pferde von Miethswagen und Droschken hatte eine gewisse Harmonie angenommen; unwillkürlich hielt der Tritt der über sich selbst erstaunten Zugthiere präcise den ⅔ Takt.

Als ich unter solchen Umständen mein Haus verließ, stutzte ich an der Schwelle, noch nicht mit mir einig, nach welchem Taktmaaße ich jetzt meine Gangart nach dem Concerte schicklich einrichten müßte. Als Jünger des Apolls jedoch ward mir plötzlich die Weihe des Gottes, und die in diesen Augenblicken allgemein in der Natur waltenden

musikalischen Bedingungen versetzten mich alsobald, ohne daß ich mir es eigentlich recht bewußt wurde, in gehaltenen ♩ Takt, genau nach Maelzel's Metronom. So stand ich auch bald, schon durch und durch contrapunktisch gestimmt, an der Schwelle des Heiligthums und trat dann mit der freudigen Hoffnung, heute nur lauter Leute von Takt anzutreffen, in den Concertsaal.

Die Empfindungen, welche mich jetzt bewegten, vermöchte — um mich eines neuen Ausdrucks zu bedienen — keine Feder zu beschreiben und kein Pinsel zu malen. Eine Atmosphäre, beiläufig 32 Grad Reaumür über Null, machte meine Fassungskraft sogleich 10 Grad unter Null sinken, versprach jedoch meinem rechten Arm, der zur Zeit etwas von Rheumatismen zu besorgen hatte, die wohlthätige Wirkung eines russischen Bades. Abgesehen von solchem in diesem Moment nur höchst gemeinen Nutzen würde ich diese Temperatur ohnehin um so fröhlicher erduldet haben, als nächst dem zu erwartenden Genuß ich das Leiden mit acht Hundert meiner Mitmenschen theilte, unter denen besonders die zarten Frauen zwar fürchterlich, aber doch mit der Freudigkeit von Märtyrern zu dulden schienen.

Nachdem ich den langen Queu der in der Mitte zusammengedrängten Zuschauerschaar mit einer ähnlichen Anstrengung, wie sie erfordert wird, um den Docht durch eine Wachskerze zu ziehen, durchschlüpft hatte, stand ich plötzlich vor einem hohen Gerüst in der Mitte des Saales, wo die beiden Opfertische

ſtanden, worauf der Polyhymnia heute die beſte Sorte von Weihrauch, welche jemals in den Droguenhandel der Kunſt kam, geopfert werden ſollte — die beiden Flügel nämlich. — Nun hatte ich als Zuhörer erſter Qualität, mit einem numerirten Sitzbillet bewaffnet, einen abermaligen Angriff zu beſtehen, um die Eſtrade zu beſteigen und dort unter der Blüthe der feinen Welt meinen Amphyktionen-Sitz einzunehmen. Noch ein Sturm auf die unter den Kehrſeiten der Gäſte bereits verdeckte Nummer, auf die ich angewieſen war; noch einige Stöße, Fußtritte; noch einige Ungeſchicklichkeiten von meiner Seite, indem ich auf Damenmäntel trat, Falbala's zerſtörte und toupirte Hängelocken um ihre mühſam errungene Spiralform brachte, und — jetzt ſaß ich. Ein Schluck Weißbier, obwohl ich dieſes Getränk eher verabſcheue als liebe, würde mir jetzt Nektar geweſen ſeyn. Waſſer drang aus allen Poren und nur das, meinen Geruchs-Organ ſehr beliebte Gemiſch von Wohlgerüchen, welches, noch lieblicher mit dem Duft von Wachslichtern vermiſcht, die Atmoſphäre mediſcher Verſammlungen füllt, hielt mich aufrecht.

Da ſaßen wir nun, wir achthundert Muſikaliſche, Kenner und feine Leute, je die Hälfte dieſer Zahl mit den Geſichtern ſich zugewandt, und betrachteten einander und ſchätzten einander ab an Talent, Einſicht, Koſtüm und Schönheit, Stand und Reichthum, und machten vier Hundert gegen vier Hundert unſere Gloſſen; beguckten uns mittelſt der uns von Gott verliehenen

Augen, mittelſt Lorgnons und Operngläſern, ſchwißten und ſehnten uns, wie ein Kranker nach einem ſeligen Ende, nach einem ſeligen Anfang. Herrliche Minuten! — aber es dauerte eine halbe Stunde und jetzt plötzlich, als hätte ein Zitter-Aal uns Alle getroffen, zuckte ein Schlag durch das ganze Haus; ein rauſchendes Ah! brauſte und 1600 Hände — approximativ berechnet — ſchlugen ineinander und richteten in dieſem Augenblick eine Beſchädigung von Glacé-Handſchuhen an, wie ſeit Erſchaffung der Welt kaum da geweſen iſt. — Was war es?

Der Meiſter war erſchienen.

Zuvörderſt war es nur der Kopf deſſelben, der über den Häuptern der ſich alſobald an ihn heran-drängenden Mäcene und Kunſtjünger ſichtbar wurde. Von den oberſten Stufen der Eſtrade nach der Mitte des Saales war Bewegung und wie ein rollender Tannen-Apfel, den Schnee an ſich häufend, zur Lavine wird, ſo wären jetzt unfehlbar die vierhundert Inſaſſen der Eſtrade mit fortgeriſſen worden, wenn es nur irgend der Anſtand, ach nein, der Raum zugelaſſen hätte. Gering gerechnet waren es ſieben- bis achthundert Damen-Augen, welche ſich mit vampyriſcher Begeiſterung an die Erſcheinung des Meiſters anſogen, und man kann ihm Glück wünſchen, daß dies bloß eine Metapher iſt, ſonſt würde ſeine Verblutung unfehlbar erfolgt ſeyn.

Aber der Kopf dieſes Virtuoſen iſt auch ein klaſſiſcher und Jeder, der ihn nie geſehen hat, wird ihn unter Tauſenden anderer Hochgebornen und

Hochstudirten heraus erkennen und sogleich sich sagen müssen: Dieser und kein Anderer ist Franz Liszt. Ein Philolog würde behaupten, es sey ein römischer Kopf und eine große Aehnlichkeit mit Cäsar's Büste in Berlins Museum herausfinden, wozu freilich kein bedeutendes archäologisches Genie gehörte, denn diese Aehnlichkeit ist in der That plastisch überraschend, und selbst das Auge mag sie in des Imperators Kopf gealänzt haben, mit dem jener auch den bekannten Wahlspruch gemein hat: „Ich kam, ich sah, ich siegte!" Hier wäre nur die Variation anzubringen: „Ich wurde gehört, und ich siegte", oder um den Ausspruch durch den weiblichen Artikel zu konjugiren: „Ich wurde gesehen und ich siegte." Diese feinen, markirten und beweglichen Züge, dieses schlichte und reiche, nach hinten in Nacken und Schläfe gekämmte Haar, unten rings gleichmäßig geschnitten, verleihen dem Kopf ein merkwürdig antikes Aussehen und machen ihn zu einem schönen Vorwurf für die bildende Kunst, wie die große Pariser Medaille, welche die betriebsame Verehrung gegenwärtig in Gips nachgegossen, auch trefflich ausgeführt hat. Die etwas übergewölbte Unterlippe und die nach aufwärts sich öffnende Oberlippe, während des Spiels gewöhnlich zuckend und ausdrucksvoll bewegt, charakterisiren den Mund als ein lebendiges aber stummes Füllhorn von Tönen, welches — um uns hier eines zeitgemäßen trivialen Vergleichs zu bedienen — gleichsam wie das Sicherheitsventil eines Remorqueurs den ungeheuern Ueberfluß des musikali-

schen Triebmittels ausströmen läßt, sonst würde es den feinen Organismus, den es scheinbar mechanisch bewegt, zertrümmern und vernichten. Die Gestalt, welche diesen ausdrucksvollen Kopf trägt (dessen Mund Andere sich vielleicht noch ganz anders definiren), ist schlank und zart, eigentlich etwas unnatürlich schlank und so, daß sie uns ein Wesen zeigt, welches zwischen Knabe und Mann die Mitte hält, und doch kein Jüngling ist.

Der Meister steht am Flügel und die Herzen pochen wie Todtenglockenhämmer; der Sturm des Beifalls verstummt plötzlich, ein hundertfaches Sch! ertönt — Räuspern — gänzliche Stille — der Meister setzt sich an den Flügel — die Damen rücken auf den Stühlen sich zurecht — einige Herren nehmen noch eine Prise — der Meister hebt die Hände empor — Todten-Stille — er läßt die Hände auf die Tasten nieder und beginnt, wie ein Recensent sich treffend ausdrückt: „am Abgrunde mit verhängtem Zügel dahin zu jagen!“ — Von diesem Moment an verschmilzt die ganze Gesellschaft in ein einziges großes Sinnenwerkzeug, werden alle die achthundert Zuhörer zu einem einzigen großen Ohre, welches jetzt für den lärmendsten Zapfenstreich taub bliebe, so selbst für die Posaunen des Weltgerichts.

Mit fortgerissen, erstaunt, bewundernd, wie die Andern, sitz' ich und höre und meine doch nichts zu hören, und wenn ich nicht den Flügel vor mir sähe, so müßte ich glauben, es ginge um mich etwas Anderes vor, ich weiß selbst nicht was. So viel ist ge-

wiß, daß, was ich gehört habe, mich ſtärker entzückt hat, als wenn der Dudelſackpfeifer des Grafen von Inverneß mir während der Tafel aufgeſpielt hätte. Kurz und gut, es war göttlich! — und ich will ein Schelm ſeyn, wenn ich je etwas Aehnliches gehört.

Das Stück iſt aus; betäubt, wie ich ſchon bin, ſchlägt mein Ohr der tobende Beifall vollends ohnmächtig; die Dame neben mir ſinkt auf meine Schulter und von hinten ergreift mich der alte Major an der Kravatte und ruft, mich faſt würgend: „Mann, was ſagen ſie dazu?“ — So viel beſinne ich mich, irgend eine gute Redensart jetzt angebracht zu haben, wie z. B.: „Eine merkwürdige Mechanik — eine bewundernswerthe techniſche Fertigkeit — eine unvergleichliche Sicherheit — eine unbegreifliche Behandlung des Tons — ein wunderbarer Anſchlag!“ oder dergleichen, wie es Herkommen und Sitte, daß große Kenner und ſehr feine Leute ſich bei ſolchen Gelegenheiten ausdrücken.

Endlich gewann ich Ruhe und Muße, abermals durch mein Lorgnon den Saal zu muſtern und zu unterſuchen, in welcher Weiſe ſich nach pſychologiſchen Geſetzen die Geſichter verändert hatten. Der Anblick, der ſich mir darbot, war der einer Verheerung, einer allgemeinen in die Verzückung des indiſchen Brama's überſchlagenden ſeligen Beſtürzung — kurz, eines Zuſtandes, von welchem die Philanthropen unter allen Völkerzuſtänden noch nichts Vergleichbares entdeckt, und die Philoſophen, ſelbſt in Bezug auf die überſinnliche Welt, noch nichts

geträumt haben. — Einen großen Knoten in's Taschentuch machte ich mir jetzt, um diesen Moment nicht zu vergessen!

Ein zweiter kam. — Erscheinung des Meisters — Geklatsch — Stillerufen — Todten-Stille — Spiel — am Abgrund dahinjagen — Schweiß — höchste Spannung — letzte Note — tobender Beifall, und jetzt bog ich mich weit vor und duckte den Kopf unter, damit der Major mich nicht vollends erwürgte. — In dieser Weise ging eine zweite und dritte Piece durch uns und mit uns in den siebenten Himmel. Die Verheerung zeigte sich mehr und mehr bedrohlich; immer blässer wurden die nervenkranken Frauen, die Scheitel wurden krauser, die Locken welker; manche sank schon erschöpft zurück in die Stuhllehne. Einige der Herren warfen, von Entzücken ergrimmt, auffordernde Blicke nach Rechts und Links, und ein Gemetzel stand zu befürchten!

Glücklicherweise trat jetzt eine längere Pause ein und das wilde Meer der Empfindungen erhielt Zeit auszudröhnen. In meiner Nachbarschaft entspannen sich mehrere Gespräche. „Was sagen sie dazu?" begann der Major zu einem andern Manne in mittleren Jahren, auf dessen Gesicht ich zu meinem großen Leidwesen etwas, wie ein ironisches Lächeln, bemerkte. „Was ich dazu sage?" entgegnete Jener; „nun, ich will Ihnen mein Glaubensbekenntniß mittheilen." Sieben Damen steckten jetzt die Köpfe zusammen und harrten dem Ausspruch der Pythia. „Ich habe", fuhr Jener fort, „den Vir-

tuosen bereits fünf Mal gehört und immer, wie ich gern gestehe, mit außerordentlichem Interesse, mit der Bewunderung, die einem außerordentlichem Talent gebührt, aber, wie ich auch gestehen muß, mit abnehmendem Interesse." In diesem Augenblicke schnitten fünf von den sieben Damen verächtliche Gesichter, der Major nahm eine Prise und ein alter Herr schneuzte sich mit Entrüstung. Jener fuhr fort: „Er hat mich das erste Mal hingerissen und jedesmal wieder stellenweise fortgerissen, aber ich mußte mir doch endlich eingestehen, daß dabei mehr meine eigene sinnliche Schwäche als die Kraft einer wahrhaften Kunst die Ursache war. Kunst ist dies Spiel allerdings, und große Kunst, aber es ist eine eigene Art von Kunst, so wie es eine besondere Art von Muth ist, über eine gewisse Anzahl sehr breiter und tiefer Gräben zu springen. Ein kühner Seiltänzer oder ein verwegener Taschenspieler, sans comparaison, reißt mich auch hin zur Bewunderung, aber hinterher sag' ich mir, daß in solcher Kühnheit und Geschicklichkeit entweder kein geistiger Gehalt, oder doch nicht der rechte Geist steckt. Die Musik, denk' ich, sey etwas Anderes als die Kunst, Jemand einen solchen Genuß zu verschaffen, wie man ihn empfindet, wenn man eine Reihe von Blinden nach einander an den Rand eines Thurmes laufen und dort plötzlich von einer kräftigen Hand gerettet sieht. Auf diese Weise scheint mir die Execution eines Musikstücks auf dem Klavier in so halsbrechender Form gerade nur als eine Execution im kriminalistischen

Sinne, bei welcher der Delinquent, den Strick ſchon um den Hals, am Ende plötzlich Pardon erhält. Die Freude, welche hier die Angehörigen empfinden mögen, ſcheint mir daher nahe verwandt mit dem Gefühl, was uns ergreift, wenn ſo ein Virtuos ſeine Aufgabe gelöſ't und von ſeiner Geſchicklichkeit gegen die Grauſamkeit ſeiner ſelbſt Pardon erhalten hat. Unſere Bewunderung oder vielmehr Verwunderung hat den Beigeſchmack des Grauſen, unſer Entzücken etwas Dämoniſches, wobei ich den Dämon jedoch nicht im Sinne der alten Griechen, ſondern im Sinne des Mittelalters verſtanden haben will. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug ausgedrückt habe?"

Der Major war um die Antwort verlegen, hatte augenſcheinlich weder den Muth noch das Geſchick zu antworten und fand es für gut, von einem künſtlichen Huſten befallen zu werden. Zwei von den ſieben Damen, die mir zunächſt ſaßen, winkten ſich einander zu, indem ſie die Achſeln zuckten. Die eine ſagte: „Dieſe ungeheure Arroganz!" — die andere entgegnete: „Vermuthlich einer vom jungen Deutſchland!" — „Dieſes Abſprechen gehört jetzt zum guten Ton", wandte eine ältliche Dame ein. „Alle glauben heut zu Tage Alles zu verſtehen; zu meiner Zeit (der Ausdruck von einer Dame beweiſt Kraft der Aufopferung) gab es, Gott ſey Dank! noch Dummköpfe. Das ſind die geſegneten Folgen der Hegel'ſchen Philoſophie!"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau!“ — ſagte der Ironiſche — „wenn ich mich unterfange, hiezu die Bemerkung zu machen, daß gerade zu Ihrer Zeit die Philoſophie die Beſtimmung hatte, die Dummköpfe auszurotten, dagegen die Zahl der Querköpfe gegenwärtig vermehrt hat. Wenn Sokrates wahr geſprochen, daß man mit einer Wiſſenſchaft fertig iſt, wenn man weiß, daß man in ihr nichts weiß, ſo iſt unſer Zeitalter gewiß mit der Aeſthetik auf dem Gipfel der Weisheit angekommen. Was mich betrifft, kann ich die Ehre haben, mich Ihnen wenigſtens als einen vollendeten Weiſen in der Wiſſenſchaft vom Schönen vorzuſtellen, denn hier habe ich mich, den herrſchenden Anſichten gegenüber, ſchon längſt für bankerott erklärt.“

Der Virtuos ſetzte ſich wieder an den Flügel und trug Schubert's „Ave Maria“ vor. Die im Baß gehaltenen Glockentöne hallten magiſch durch den Saal und ſchienen Viele ſehr andächtig zu ſtimmen. „Es iſt eine ſinnig gedachte Compoſition!“ bemerkte der Ironiſche. Ein orientaliſcher Banquier, der vor ihm ſaß, wendete ſich mit ſüßem Lächeln nach ihm um und ſagte: „Das ſpielt meine Tochter!“ — „Ich gratulire!“ entgegnete Jener. — „Bitte! bitte!“ lispelte der Banquier und fiel in den allgemeinen Applaus ein, der jetzt erfolgte.

„Haben Sie bemerkt“, ſagte der alte Herr, „wie er mit dem Mittelfinger die Töne gleichſam

herausſticht? Das iſt ganz eigenthümlich!“ — „Ach! dieſe Finger, dieſe Finger! küſſen möchte man ſie!“ ſagte die Dame. — „Noch mehr werden Sie können“, fiel der Ironiſche ein; „Sie werden ſie eſſen können, denn ſchon bereiten unſre Conditoren für Liebhaberinnen eine eigene Art von Zuckerwerk, das ſie „Lisztfinger“ nennen. Zur Zeit Ludwig's XIII hatte man Paſteten à la Corneille, zur Zeit Joſeph's II Torten à la Vigano; nach dem zweiten Pariſer Frieden kamen Catalani-Brode, Mehlſpeiſen à la Paganini und Sontag's-Bonbons — jetzt werden wir den Dieu du piano allegoriſch in Zucker aufeſſen; denn: „Wenn Herz und Ohr ſich laben — muß der Magen auch was haben.“

„Das iſt boshaft!“ fiel ein ſchalkhaftes Mädchen ein, der die Natur für den Mangel der Schönheit Geiſt verliehen zu haben ſchien „Aus den Herren ſpricht die Eiferſucht; aber ſie vergeſſen, wie ihr Geſchlecht zu den Zeiten der Sontag ſich an uns verſündigte. Was mußten wir Andere da Alles von jenem Ausbund von Liebenswürdigkeiten hören, und das Alles auf unſere Koſten! Wir revangiren uns nur, pas plus!“

„Die Revange würde vollſtändig ſeyn“, erwiederte Jener, „wenn Ihrem zarten Geſchlecht erlaubt wäre, was uns die Sitte ohne Bedenken frei gegeben hat. Ein Mann verliert in der Regel nichts in den Augen der Frauen, wenn er in der Künſtlerin

auch das Weib anbetet; aber bei den Spezereien, mit welchen die Frauen einem Künstler opfern, kann der Duft von Rosenoel sich nicht einmischen, ohne dieses Opfer zu verdächtigen und den etwas üblen Geruch dennoch durchdringen zu lassen!"

„Welche Vorstellung Sie sich von unserm Geschlechte machen, kann ich kaum errathen!" entgegnete ernster die junge Dame. „Muß denn gleich überall Liebe dabei seyn, wenn wir loben, anerkennen, bewundern? Müßten wir denn immer erst bei dem Vormundschaftsgericht des Anstandes einen schriftlichen Revers abgeben, daß wir den Mann vom Künstler trennen, wenn wir diesen bekränzen wollen? Sollten wir niemals warm werden können für die schönen Eigenschaften und Fähigkeiten des andern Geschlechts, ohne uns erst auf Gewissen und Tugend vereidigen zu lassen? Nehmt uns auch dieses Bischen Freiheit, nehmt uns die Kunst, und wir sind dann ärger daran als die Hausthiere."

Der Ironische hatte das glühende Mädchen mit steigendem Interesse angehört; hier schien ihm etwas Echtes nahe und er wußte, als sie geendet hatte, nicht gleich den Ton zu treffen, ihr das Nöthige zu entgegnen, ohne sie zu verletzen. Da begab sich der Virtuos eben wieder an das Klavier, und Sst! Sst! ertönte — es wurde still.

Das Musikstück, was er vortrug, war eine „Fuge von Bach mit Pedal." Alle anwesenden

Verehrer der ſogenannten klaſſiſchen Muſik warfen ſich jetzt in die Bruſt und zeichneten ſich als ſolche aus, indem ſie mit ſichtbarſter Spannung durch ihre Operngucker dem Vortrage zuhörten. — „Vortrefflich!“ rief ein über das andere Mal der orientaliſche Banquier, um auch ſeinerſeits den klaſſiſchen Geſchmack (oder vielmehr den Geſchmack ſeiner Klaſſe) an den Tag zu legen. — „Sehr gut, aber zu raſch!“ ſagte der Ironiſche. „In Bach will ich etwas Anderes bewundern als die Rapidität!“ Die Fuge ſchien den an Kitzel gewöhnten Ohren ſich nicht recht fügen zu wollen. Der Beifall war lebhaft, jedoch nur von Seiten der „Klaſſiker“ raſend zu nennen. — Nach einer kurzen Pauſe ging der Virtuos wieder an die Arbeit.

Es war diesmal eine Compoſition von Beethoven, welche er ſo meiſterlich zu gewältigen verſteht, und die ſonſt kein Dilettantenfinger jemals berühren würde, ſtände nicht der Name „Beethoven“ auf dem Titelblatt. In den Notenſammlungen ſind daher die Beethovenſchen Compoſitionen auch die am beſten erhaltenen und am wenigſten durch Umſchlagen im Rückgrath geſchwächten Blätter, und diejenigen, von denen man ſich ſagen würde, daß man ihren Inhalt nicht verſteht, wenn man ſich dergleichen nur überhaupt eingeſtände. In dieſem Augenblick aber verſtanden alle achthundert Anweſende das vorgetragene Stück und der leiſeſte Zweifel daran würde ſie

äußerſt entrüſtet haben; — mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, als läſe man ihnen die endliche klare Löſung des Buches der Offenbarung vor, hörten Alle zu, ſelbſt diejenigen, denen Muſik fremder iſt, als dem Chineſen das Tabakſchnupfen. Eine Verſammlung von ſolcher Diſtraction mag daher auch eine wirklich „ſeltene" genannt werden; denn da bei den civiliſirteſten Nationen unter 500,000 Menſchen nur immer Einer eine Beethovenſche Sonate verſteht, ſo repräſentirten wir Achthundert in dieſem Moment die Civiliſation von wenigſtens drei Welttheilen.

Die Sonate war abgeſpielt und der Applaus hob an, dieſesmal jedoch ohne die gewöhnliche Berſerkerwuth gegen Hände und Handſchuhe, ſondern in dem Maaße gemäßigter, als der Virtuos mit der Geſtikulation und Mimik des Vortrags mehr Maaß gehalten. Die ſichtbaren Anſtrengungen des Vortrags und das Hörbare des Beifalls ſtehen in jedem Concert in einem gewiſſen Verhältniß, und je mehr der Fidelbogen eines Geigers Capriolen macht und die E-Saite in der Applikatur quält, und je ſaurere Geſichter ein Flötiſt ſchneidet und je heftiger er Luft in das Loch bläſt, und je mehr ein Pianiſt paukt, kreuzweis hanthirt und raſt — um ſo raſender der Beifall.

Der vorhin erwähnte alte Herr wendete ſich nach dem Ironiſchen um und ſagte: „Haben Sie

jetzt noch etwas auszusetzen?" — Jener antwortete: „Auszusetzen eigentlich nicht, denn dieser Ausdruck dürfte etwas voraussetzen, weswegen ich hier drei Stunden lang nicht sitzen würde. Einzelne Fehler und Mängel werden unserm Meister niemals vorzuwerfen seyn, denn er ist und bleibt ein außerordentliches und durchaus originelles Talent, für dessen einzelne, ihm eigenthümliche Leistungen es keinen Maaßstab giebt. Als eine abgeschlossene Erscheinung für sich genommen aber mach' ich ihm den Lorbeer streitig, denn jede Sache, und namentlich die Kunst hat ihre Grenze, über welche hinaus sie sich nicht versteigen und die Mittel, die ihr zu Gebote stehen, nicht überbieten darf, sonst hört sie, in's Extrem getrieben, auf, Kunst zu seyn. Wenn ein Maler die Erfindung machte, den Glanz der Sonne in seinen Landschaften vermöge eines chemischen Hülfmittels so täuschend nachzuahmen, daß man davon geblendet würde, so wäre dies offenbar wider allen ästhetischen Verstand. Wenn ein Bildhauer eine Venus aus einem Stoffe formte, der täuschende Aehnlichkeit mit dem Ansehn des Fleisches hat, und ihr optische Glasaugen einsetzte und eine von den künstlichen Perücken aufsetzte, wie man sie jetzt zur Freude aller Kahlköpfigen täuschend anfertigt, so würde dies ein Anblick seyn, der mehr Grausen und Schrecken als schönes Lustgefühl erweckte. Die Kunst muß mit ihren Mitteln auf einem gewissen Punkte stehen bleiben, sonst wird sie ein Ausreißer, und um so

mehr strafbar, um so graziöser sie davon läuft und dadurch eine allgemeine Desertion des guten Geschmacks veranlaßt. Wenden wir dies auf das Klavierspielen an, so ist die Nutzanwendung hier nicht schwer herauszufinden. Jedes Musikstück ist ein Gedicht, welches von Empfindungen handelt, in welchem gewisse Eindrücke niedergelegt sind, die in der Art und Weise, wie sie von dem Compositeur empfunden wurden, auf die Empfindung und Einbildungskraft des Zuhörers übertragen werden müssen. Trägt der Virtuos seine eigenen Compositionen vor, so hängt das, was in uns rege wird, von den Empfindungen ab, die er hinein empfunden hat, oder im Augenblick des Vortrags empfindet, und hier kommt unserm Virtuosen seine excentrische Natur und die in der Zerrissenheit der französischen Zustände gebildete Gemüthsstimmung zu statten und auch nicht zu statten. Günstig wird diese Zerrissenheit für alle kränkelnden Gemüther, welche unsere poesielose Zeit dem tollen Roß einer bewußtlosen Eile an den Schweif gebunden hat und die, wenn sie so unter Schmerzen geschleift werden, es für höchste Lust halten, von der nagenden Qual der Passivität des Herzens, wenn auch nur auf Augenblicke, befreit zu werden. Wer in der Musik aber Erholung, Erhebung, die Erweckung edler und süßer Empfindungen, wer den Einklang seiner eigenen harmonischen Natur sucht, der wird hier nicht seine Rechnung finden. Was nun den Vortrag

fremder Compoſitionen von ſolchen Virtuoſen betrifft, ſo kann ich es ihnen keinen Dank wiſſen, wenn ſie mir dieſelben in ihrer Weiſe geben. Wie der dürſtende Wilde nach dem erfriſchenden Kern der Kokosnuß, lechze ich nach dem Geiſte des Componiſten, und der Vortragende beſchäftigt ſich damit, mir ihre Schale zu vergolden, und läßt mich hungrig und dürſtend. Man kann mir hier einwenden, daß durch die Verzierung ſolch eines Meiſters das Muſikſtück eines Andern nur verſchönert wird und es intereſſant iſt, zu ſehen, wie er es in ſeiner Weiſe behandelt. Wenn Schiller nun zugleich Schauſpieler geweſen wäre und — zum Beiſpiel — im „Taſſo" den „Antonio" auf ſeine Weiſe geſpielt und den einfachen Dialog mit ſeinen Sentenzen und Prunkverſen geſchmückt hätte: was würde ein hochlöbliches — verſteht ſich verſtändiges — Publikum wohl dazu geſagt haben?"

„Aber das paßt ja Alles nicht hieher!" ſagte ärgerlich vor Ungeduld eine der Damen. „Der „Taſſo" iſt von Goethe und es handelt ſich hier ja von einer ungeheuern Virtuoſität!" — „Allerdings!" beſtätigte ein Herr mit einem Band im Knopfloch. — Ein Dritter kam hinzu und ſagte: „So raſch läßt es ſich mit Urtheilen hier nicht abthun. Ich habe noch immer die Erfahrung gemacht, daß man ausgezeichnete Künſtler erſt in einem engern Kreiſe oder bei ſich zu Hauſe hören muß. Wenn

Sie nur erſt mehrere Male bei dem Virtuoſen dinirt hätten, würden Sie auch anders ſprechen.“ — „Ach! wenn er mir bei ſich Etwas vorſpielen wollte!“ riefen mehrere der Schönen zugleich. — „Ob er wohl kommt, wenn man ihn zu Tiſche bittet?“ ſagte der Major. — „Er iſt hierin überaus gefällig und eine wunderbare Beſcheidenheit und Bereitwilligkeit zeichnet ihn als Menſch wie als Künſtler aus!“ ſagte lächelnd der Ironiſche. „Ob es aber discret und ſchicklich iſt, den ohnehin von ſeiner eigenen heftigen Natur geplagten Mann für einen Löffel Suppe wiederholt und größtentheils aus bloßer Neugierde zu plagen, das iſt eine andere Frage. Ausgezeichnete Künſtler und Goldfaſanen ſollte man nur in ihrer Freiheit bewundern und nicht als Curioſitäten für Prunkſäle ausſtopfen. Wer bewundern will, bezahle ſein Legegeld, freue ſich des Genuſſes und trage die Muſik nach Hauſe, ohne einen beſondern Werth darauf zu legen, daß er mit dem Muſiker bekannt geworden, von ihm einen Handdruck oder während des Concerts einige Accorde als etwas Apartes und insbeſondere für ihn Losgelaſſenes in den Kauf erhalten zu haben. Sehen Sie doch nur um Gotteswillen, wie ſich die Leute um den Mann drängen, der ſie doch hoffentlich Alle ſchon gern los wäre.“

Ein Offizier trat an eine Dame heran und ſprach: „Haben gnädigſte Frau bemerkt, wie ihm

das Auge rollt, und wie jede Note während des Spiels sich auf seinem Gesichte abspielt?" — „Nein! hören Sie, es ist zu merkwürdig! können Sie es denn nicht machen, daß er hier herankommt?" — So weit wollte es der Offizier wahrscheinlich nicht kommen lassen; er verbeugte sich höflich und bereitwillig und ging — um weg zu bleiben. Die Dame verlängerte ihren schönen Hals um das Dreifache und sah vorübergebeugt durch ihr Opernglas nach dem Menschenknäul, der sich um den Virtuosen gewickelt hatte, und verwünschte gewiß jetzt die Zudringlichkeit der Andern, die sie gern allein dargelegt hätte.

Der Concertgeber setzte sich abermals an den Flügel und trug seine unübertreffliche Phantasie über Motive aus „Robert der Teufel" vor. Die Spannung des Publikums erreichte jetzt jene Höhe, wo im gemeinen Leben gewöhnlich schon der Nervenschlag eines Individuums erfolgt ist. Selbst der Ironische hinter mir wurde von Zeit zu Zeit zu Ausrufen der Verwunderung veranlaßt. Was mich betrifft, so weiß ich kaum davon Rechenschaft zu geben, wie weit es in diesen Augenblicken um meinen Verstand geschehen war, denn einen zweiten Enthusiasten wie mich giebt es kaum. Wäre die Dame neben mir nur etwas hübscher gewesen und hätte ich ihr mehr gefallen, als es wahrscheinlich, so wären wir jetzt einander an die Brust gesunken und

hätten uns im Angesichte des versammelten Volkes ewige Liebe und Treue geschworen. Ueberhaupt war jetzt der Moment gekommen, wo man bei dem schönen Geschlecht sein Glück machen konnte; denn es ist ja allgemein bekannt, welche Macht die Musik selbst auf die Herzen der Thiere, namentlich der Elephanten, ausübt; wie andererseits die Gesänge des Orpheus die Steine erweichten und die Muscheln im tiefsten Grund des Meeres sich öffnen machten; es war daher der seltene Augenblick da, wo im neunzehnten Jahrhundert noch eine Heirath aus purer Liebe einzugehen und jede von Kindheit an zu einer Vernunft- oder Geldheirath erzogene Dame in Gegenwart der Mutter dazu zu bewegen war. Mit fortgerissen von der Phantasie versäumte ich diesen köstlichen Moment und wünsche, daß ihn Andere besser benutzt haben.

Das Concert war zu Ende! und der Beifall wollte keines nehmen. Der von seiner ungemein anstrengenden Leistung erschöpfte Virtuos rief nach einem Glas Wasser. Hunderte beeilten sich, es herbei zu schaffen. Es wurde gebracht und er leerte zwei Drittheile des Inhalts — und jetzt kommt der Culminationspunkt des Enthusiasmus. Denn kaum hat er das Glas niedergesetzt, so stürzen einige Frauen danach, als wäre es der Verjüngungsbecher und jeder Tropfen des Wasserrestes ein Ocean von Schönheit und Jugend. Nur zwei sind so glücklich,

den Nektar zu schlürfen, den die Lippe des Halbgottes berührt; eine Dritte aber sieht man beschäftigt, einen Lorbeerkranz aus dem Ridicül zu entwickeln, woran sie jedoch durch die Mitglieder ihrer Familie verhindert wird. So erzählte man mir, ich selbst konnte das nicht beobachten, denn ich hatte vollauf mit mir selbst zu thun, da der Major sich abermals an meinen Nacken vergriffen hatte und meine Nachbarin zwischen Macht und Ohnmacht lag.

Während dieses und wahrscheinlich noch vieles Andere vorging, tobte der Beifall fort und die unersättliche Begeisterung rief: da Capo! oder: zu guter Letzt noch ein anderes Musikstück. Obgleich schon gewaltig ermüdet, setzte sich der gefällige Virtuos noch einmal an den Flügel, von fortdauerndem Beifall begrüßt. Mich ergriff eine ungeheure Angst, da ich keine Leiche sehen kann und bei jetzt bevorstehender Ueberbietung des Nervenreizes ein allgemeines Aussterben zu befürchten war. Mäntel, Schleier, Pelerinen, Shawls und thränenfeuchte Taschentücher vor mir niedertretend, mit den Fäusten durch die Männerschaar mich durcharbeitend, entfloh ich als rasender Roland eben so ungestüm, als ich den Saal bescheiden und sanft, wie David der Hirtenknabe, betreten hatte. O Macht der Musik!

Auf der Treppe fand ich schon einzelne Fliehende, wankend wie verwundete Mücken. „Das ist ja über-

aus merkwürdig! da hört ja Alles auf!" rief Einer. „Ja", sagte ein Anderer, „da hört Alles auf und hat bei uns schon längst Alles aufgehört; nämlich alles Maaß, das Verdienst zu messen. Ignoriren oder Vergöttern, Geringschätzung oder Enthusiasmus grassiren bei uns wie Wechselfieber, und wer in die Strudel und Wirbel unserer Paroxismen hinein geräth, übersteht eben auch nur eine Krankheit."

Theaterkritik der Hegel'schen Schule.

Von

Verus Momus.

1826.

Vorbemerkung.

Als im Jahre 1826 auf der Bühne Berlin's „Alexander und Darius. Trauerspiel in fünf Akten von Fr. v. Uechtritz" zur Darstellung gekommen war, zog die Hegel'sche Schule in kritischem Sturm dagegen aus mit gar wunderlich unklaren Behauptungen. Sie erinnerten an eine naive Aeußerung in einem Briefe Hegel's an Knebel, der Jenen wegen seines „undeutlichen Stils" tadelte und dann aus „Bamberg, 21. November 1807" folgende Antwort empfing: „Ich könnte **per contrarium** den Schluß machen, daß bei meinem undeutlichen Stile desto mehr verstanden werde. Im Ernste aber, wenn gleich eine abstracte Materie nicht diejenige Deutlichkeit des Vortrags zuläßt, welche beim ersten **Abord** den Gegenstand schon fertig und klar zeigt, und der einer concretern Materie fähig ist, so finde ich Ihren Tadel gerecht und kann ihm nur die Klage entgegensetzen, durch das sogenannte Schicksal verhindert zu werden, etwas durch Arbeit hervorzubringen, das in meiner Wissenschaft Männer von Geschmack wie Sie mehr zu befriedigen im Stande wäre." — Was die kritischen, mit Anmaßung der Unfehlbarkeit betriebenen Stürme gegen „Alexander und Darius" betrifft, so erfährt man die verdammenden Hinwerfungen aus nachfolgenden spöttisch neckenden Widerreden, die nicht ohne Bewährung blieben.

I. Eine zeitgemäße Rede.

(Der Saal, in welchem diese Rede gehalten wird, ist ganz leer; man sieht kein Katheder und keinen Sprechenden, man hört und merkt ihn aber; man sieht keine Zuhörenden und hört sie auch nicht, darf aber überzeugt seyn, daß sie da sind.)

Meine Herren!

Da wir nach und nach rein zur entwickelten Idee geworden sind, so sehen und begreifen wir uns, obgleich Andere uns nicht sehen, uns nicht begreifen. Wir sind hier ohne Körper, haben diesen leeren Formalismus gänzlich abgelegt, und können, durch und durch Geist, uns jetzt einem lange gehegten Zwecke, nämlich einen unsichtbaren kritischen Lehrstuhl zu gründen, hingeben. Wir haben es zuvörderst mit einem Trauerspiel zu thun, welches sich die Bezeichnung anmaßt: „Alexander und Darius", von einem Verfasser, der keiner naiven Künstler-Wissenschaft fähig ist, der sich nicht der Idee gegenüber stellt,

der nicht den Allen dargebotenen, für Alle gleichgemachten Weg zu ihr eingeschlagen hat, der das sonstige Moment, welches hier geschildert werden soll, weder in rechter Zeit noch Form hervor treten läßt, der nicht zu ergreifen vermochte, was Griechenland, was Perslen sey.

Meine Herren! Die Welt ist eine entwickelte Idee, die Geschichte sind die influirenden Theile dieser Idee, ein geschichtliches Trauerspiel ist ein Theil vom Theil der Idee; aber dieser Theil vom Theil muß sich der ganzen Idee anschließen — sich als Theil zur Geschichte, und als solcher zur Welt, manifestirend und somit das Moment des geschichtlichen Drama's in seiner Besonderheit als Widerschein der unendlichen Wirklichkeit realisirend. Dies der sehr klare Grundsatz, und nun lassen Sie uns prüfen, ob die sich selbst bewegende Seele des erfüllten Inhalts, ob die Idee hier in ihrem Theile wiedergegeben, ob jene Voraussetzung begriffen ist, und demnach im Begriffe die Wahrheit das Element ihres Daseyns gefunden hat. Denn liegt, wie dies nicht anders seyn darf, in unserm Begriffe die Wahrheit, so ist — zum Beispiel — eine Dichtung, die Andere begreifen, wir aber nicht, eine vollkommene Unwahrheit, und als solche kann sie, da nur Wahrheit das Daseyn giebt, für uns gar nicht existiren. Und dies ist der Punkt, bei dem wir vorläufig stehen bleiben müssen.

Es scheint an der Zeit zu seyn, daß Alexander's Kampf in der Geisterwelt wieder gekämpft werde,

und Ariſtander's Seherſpruch, den er in Libethra, als die Bildſäule des Orpheus in ſtarken Schweiß gerieth, ausſprach, ſcheint in Erfüllung zu gehen, der Spruch: Alexander werde ſolche Thaten vollbringen, deren Lobpreiſung Dichtern und Sängern viel Schweiß und Arbeit koſte. Dieſer von Cypreſſenholz gefertigte ſchwitzende Orpheus könnte anſcheinend ein noch größerer Wahrſager geweſen ſeyn, wenn er auch an die ob den Thaten der Dichter wieder in Schweiß gerathenden Philoſophen gedacht hätte; aber wir würden ihn verwerfen, da Orpheus, als Stifter der Myſterien, wonach er nicht begriff, daß Philoſophie nur das Erfaſſen des Gegenwärtigen und Wirklichen iſt, unſern Proteſt auf ſich ladet.

Meine Herren! Der beendete Sieg des Griechiſchen (im Alexander allgemeines Subjekt) über das Perſerreich (das im Darius gegenwärtig iſt) ſollte das Reſultat des Drama's ſeyn, aber Alexander kann nicht ohne Alexander, Darius nicht ohne Darius dargeſtellt werden; hier liegt das Hauptgebrechen. Der ſchöne, ſittliche, freie Geiſt Griechenlands ſoll ſiegen. Die Verehrer jenes Drama's könnten ſagen: im Alexander ſey eben dieſer Geiſt ſpäter untergegangen, aber wer nimmt den Theil der Geſchichte noch in ſich auf, ſobald man den Entſchluß des Weltgeiſtes kennt, wonach Alexander nun einmal berufen iſt, das Reich der Perſer in ſich aufgehen, mithin durchaus nichts dazu Nothwendiges in ſich untergehen zu laſſen. Die Geſchichte kann auch nur ſo lange da ſeyn, als Wahrheit in ihrem

Begriff ist, und nur unser Begriff ist Wahrheit, so wie eine gut erfundene Geschichte auch die wirkliche Geschichte wäre. Uns aber ward es verliehen, einen richtigen Alexander zu erfinden, und wir müssen danach streben, für diese Erfindung in der Oeffentlichkeit ein Patent zu erhalten.

Damit nun jener Weltgeist auch den gemeinen Sinnen klar werde, mußte Alexander mitten unter seinem Heere erscheinen. Der Theaterpleb, niemals eine denkende Intelligenz, will auch der schlagenden Intelligenz sich vergewissern. Es könnte zwar von den Anfechtern unserer Begriffe geäußert werden: wenn Alexander der Berufene des Weltgeistes ist, wird es an ihm genug seyn und ihr seyd inconsequent. Aber auch diese Inconsequenz existirt nicht, weil wir entgegnen würden: auf dem Theater gehört zu solchem Beruf das Heer der Statisten, und je ungeschickter sich diese zeigen, je mehr Wahrheit wird es bekommen: daß hier der Weltgeist allein als Heerführer voran schreitet. Statt dessen spricht Alexander viel von und über sich, aber da tritt Er heraus und nicht der Weltgeist; und wenn es auch ein uns nicht angepaßter Theil der Geschichte sagt: daß Alexander gern und viel von sich und über sich gesprochen habe, also die Keime dieser Eitelkeit in der Dichtung wohl hervorbrechen durften, so mußte hier, im Sinne seines hohen Berufs, der Weltgeist ihm Schweigen gebieten, ihn nur da reden lassen, wo er als Marionette das von uns angegebene Thema jenes Moments zu erledigen hatte. Genug, in dem Drama erscheint

nur der Alexander einer Geschichte, die nicht in ein schon gedachtes, mithin nachgrade alles Denken ausschließendes System paßt, und danach ist dieser Alexander ohne unsern Alexander, mithin nicht existirend. — Sein Heldenthum darf, um hier zu resumiren, nicht untergegangen seyn, obwohl es in der historischen Fabel in eitlen Schwächen untergegangen ist. Wo einmal die Idee ist, da giebt nicht die Geschichte uns die Helden, wir geben sie ihr; und wenn die Dichter keine Geschichte machen, so müssen es die Philosophen thun.

Und, meine Herren, welche andere Nachlässigkeit hat sich der Dichter zu Schulden kommen lassen in Beziehung auf die Statira, so weit Alexander mit ihr in Conflikt geräth. Wollte der Weltgeist das Perserreich vor aller Welt verschlungen, mit seiner ganzen sonstigen Legitimität verschlungen sehen, war es nur eine verwelkende Blume, die Alexander im Vorübergehen abpflückt, so kann er es unmöglich zugeben, daß hier eine Aussicht zur Wiederherstellung derselben bleibt. Statira mußte, wie hier die Geschichte unserm System zuträglich ist, wirklich auf dem Theater in's Kindbette kommen und — ein todtes Kind gebären, damit, wenn nun auch die ältern Kinder des Darius vom Stahl des Weltgeistes getroffen sind, keine Aussicht mehr bleibt, daß je der Name des Darius wieder eine Wirklichkeit haben könne. Hier, wo der Verfasser der Geschichte eines Theils treu bleiben, andern Theils ihr nachhelfen mußte, hier hat er sie verleugnet!! —

Und weil wir eben von der Statira sprachen, welch eine Liebesscene spielt diese im ersten Akt mit Darius! Sie liebt so allgemein natürlich, wie noch heut etwa ein Weib des glühenden Südens lieben würde, aber der Verfasser begreift nicht, was antike Liebe ist. Antike Liebe ist die Liebe der Alten und die Liebe der Alten weiß nichts von solcher Zärtlichkeit. Liebe ist wohl eigentlich Liebe — aber zwischen der antiken und modernen Liebe muß ein Unterschied seyn, wie zwischen Verstand und Gefühl, dessen Herrschaft, nach den neuesten philosophischen Begriffen, weder in der Geschichte noch im antiken Gedichte mitspielen darf. Der Weltgeist, an sich geschlechtlos, vergißt dergleichen gänzlich, und also muß es auch der Dichter thun; denn was ist alles Empfundene, alles Leidenschaftliche, wenn es auf die Idee ankommt; was ist überhaupt des Menschen Herz, welches nicht begriffen, niemals recht vernünftig werden kann, mithin auch niemals wirklich seyn wird!? — Und dann Statira's Visien im dritten Akt! Statt daß wir die Schlacht, wo nun die Knute des Geschickes ihren entscheidenden Streich vollführt, wo auch die hundert und zehn Tausend Perser, welche geblieben sind, sehr gut zu lebenden Bildern oder schauerlichen Menschenknäueln auf der Bühne hätten benutzt werden können, statt daß wir diese Schlacht vor Augen haben, sehen wir Mädchen, die Kränze winden, hören Statira jammern, hoffen und fürchten, bis sie endlich im Entsetzen dessen, was sie mit innerem Blicke sieht, stirbt. Nein, diese

Person hätte der Weltgeist ohne Umstände aus der Tragödie exilirt, und es mag noch jetzt in seiner Einwirkung geschehen, daß schon im dritten Akt sie zu den Jenseitigen hinausgeworfen wird.

Und nun gar der Darius! — was spricht der Unpersische Alles! Er hätte eigentlich vom Anfang bis zu Ende nur zu wiederholen:

Ich weiß, ich muß von Ihnen und Leben scheiden.
Der Weltgeist kann mich nun einmal nicht leiden!

Wir aber sollen in dem fallenden Könige den sich erhebenden Menschen bewundern; welche Zumuthung! Bewundern sollen wir einen König, der schon unter dem Hochgericht der Geschichte steht; dieße das nicht dem Weltgeist auf der Nase spielen? Das Persische ist in Unnatur und Mattigkeit versunken; es taumelt haltungslos in sich selbst. Mit diesem Zustande Persiens muß Darius, welcher das Centrum des Perserreichs und seiner vielen Völkerradien ist, eins seyn; weil aber Darius hier natürlich, zwar nicht in königlicher, aber doch in geistiger Fähigkeit erscheint, und zuletzt wenigstens als Mensch nicht taumelt, ist er völlig unpersisch und unweltgeschichtlich. Und endlich sein Tod, wie erschütternd! Fühlte denn der Verfasser nicht, daß er uns zum Hochverrath an dem Weltgeist zwingt, wenn uns das Schicksal des Darius bewegt, erschüttert? — Das Reich des Cyrus stirbt an Altersschwäche und billig müßten wir zur Fröhlichkeit gestimmt werden, wenn die stockende Staatsmaschine sich des Prinzips ihrer Hinfälligkeit

entäußert. Ein heiteres Vaudeville nach griechischer Weise hätte hier seine rechte Stelle gefunden und namentlich auch dem Alexander seine unnütze Frage: „Erde, bist du denn ewig?“ — weggescherzt. Denn was hat der griechische Held mit dem jüngsten Tage zu thun, er, der in der Lebendigkeit seiner That das ewige Leben finden muß?

Was nun aber, meine Herren! den Nabazanes und Bessus betrifft, so konnten diese sich gleich anfangs als stille Compagnons des Weltgeistes andeuten, wenn sie aus der Verwesung, in welche das persisch-monarchische Herrschthum gefallen war, sich heraus retten wollten; aber sie plagen mit einer Verschwörung heraus, nachdem Alles schon so gut wie abgethan ist, und wenn wir etwa noch eine letzte persische Kraftäußerung sehen sollten, so ist dies ein Umtrieb, der mit Recht die Rache des leitenden Prinzips auf sie herab ruft. Da loben wir uns den Alkander, der ist eben so unpersisch als ungriechisch, und steht in seiner Neutralität des Charakters dem Weltgeist in einer schönen Sphäre von Unthätigkeit zu Dienst, die wir auch den Gesandten Alexander's zum Theil nicht vorenthalten wollen. — Die Hauptperson im Stück bleibt uns aber die Thais; sie war und ist auch hier offenbar eine Gelegenheitsmacherin des Weltgeistes, denn sie allein weiß, was er will, und will mit ihm das taumelnde Persien zu Falle bringen.

Dies, meine Herren! ist das Urtheil, welches wir fällen und zur Verbreitung bringen und wonach

namentlich Alexander und Darius hier gar nicht vorhanden sind, nur einige wenige Nebenpersonen sich aus diesem gänzlichen Aussterben der Geschichte, wie sie seyn soll, gerettet haben. Wenn etwa in diesem Urtheil anscheinend sich noch Inconsequenzen vorfinden, so können wir behaupten, daß sie nicht wirklich sind, weil alles Wirkliche die Inconsequenz an sich verleugnet, wir also, als Repräsentanten des Wirklichen, gar nicht inconsequent seyn können. Will man aber dennoch etwas entgegnen, so bedenken Sie, meine Herren, daß wir — die Diesseitigen, die Wirklichen — mit den Jenseitigen, den Unwirklichen, nichts gemein haben, denn das Diesseitige schließt alles Jenseitige aus. Ihr, die Ihr diesmal berufen seyd, gehet nun eilend hin und lehret, wie wir gesagt!

(Fünf leere Stellen werden plötzlich noch leerer.)

Ihr Andern aber, die Ihr in unserer Wissenschaftlichkeit noch nicht völlig die Gestalt der Wahrheit gefunden habt, die Ihr noch glaubt, es gebe ein Ideal und im Herzen wohne das Ideal der Dichtung, die Ihr am Gedicht Euch noch erbauen, nicht bloß unsere Einsicht einsehen wollt; die Ihr noch ein unmittelbares Wissen oder Anschauen, das heißt einen dichterischen Genuß ohne unsere kritische Einwirkung für möglich haltet, Ihr gehet hin und lernt, daß Alles in der Welt die Form der Wissenschaft haben, daß unsre Form die einzig gültige seyn muß, eine Form, die da sagt: Das, was ist, zu begreifen, ist

die Aufgabe der Philoſophie; es iſt aber nichts, was nicht aus uns iſt, mithin auch nicht in der Kritik!

(Die übrigen leeren Stellen werden ebenfalls noch leerer, man hört nichts mehr und darf annehmen, daß nichts mehr da iſt.)

II. Die zeitgemäße Rede bekommt einen Anhang.

Verſtändige Leſer!

In der zeitgemäßen Rede verſuchte ich, einigen kritiſchen Wortlarven den Spiegel vorzuhalten; dies iſt auch im Sinne derſelben geglückt: denn ſie haben einen Hanswurſt geſehen, bilden ſich aber ein, ſie wären nicht ihr eigenes Spiegelbild. Es war „ein Seyendes und Gegebenes", bei dem ſie ihr „Ich" wohl erkennen mußten, wenn das Bewußtſeyn ihnen ſchon zur „Erſcheinung" gekommen wäre. Freilich hätte ich ſelbſt ihr Bild etwas artiger beſchrieben und geſagt: Ihr ſeht ein Skelett Plato's, auf der einen Seite dick behangen mit der „unendlichen Ausdehnung" Spinoza's, während auf der andern Seite der Geiſt Schelling's „zum Abfall" kommt. Ueber Alles dieſes breitet ſich die ſehr ſyſtematiſche, mit barocken Locken aufgeſteifte, aber im Verſteinern begriffene Perücke des angeblich deutſchen Ernſtes, und ſtatt einer Pritſche hat dieſe „formelle Identität" einen hiſtoriſch-äſthetiſchen Zollſtab in der Hand, um damit die Höhe und Breite der deutſchen

Dichtkunst zu messen. — Dies wäre etwa das Conterfei, welches die Wortlarven im Spiegel sehen konnten, und es fiel mir nicht ein, daß sie auch schon zufrieden seyn würden mit dem allgemeinen Hanswurst, der von Gottschedlichen Ansichten vertrieben worden ist, damit jede Wissenschaft und Kunst mehrere Hanswürste haben möge, die dann unter ihren eigenen Namen auftreten. Ich hätte übrigens nichts dagegen, mich dem Bunde der „Leerheit" anzuschließen, weil ich die Inhaber derselben vielleicht zu dem Begriffe brächte, daß der sittliche Geist mehr „erfaßt" als „verfaßt" seyn will, und daß ein hanswurstartiger Spaß immer besser ist, als ein hanswurstartiger Ernst. Auf alle Fälle würde ich jedoch sagen:

Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde — die Sitte!

Wenn ich aber ein Jemand wäre, der diesen mit Formenwesen hausirenden Leuten das Denken, die „wache Besonnenheit" angewöhnen sollte, dann würde ich, nach Salomo's Spruch: „Oeffentliche Strafe ist besser als heimliche Liebe", also zu ihnen sprechen:

Da ihr, meine Schüler, schon als Ankläger und Richter zugleich auftretet, so will ich zwar nicht, wie der Herold der Griechen, sagen: „Wer funfzig Jahr alt ist, der rede!" — wohl aber: Wer kaum zwanzig Jahre zählt, der schweige! — Wie einst ein alter Philosoph sich doppeltes Honorar zahlen ließ, weil er einem Schüler vor dem Reden erst das Schweigen beibringen mußte, so möchte ich euch wenigstens die

Hälfte des Honorars zurückgeben, da es mir scheinen muß, als lehrte ich euch schwatzen. Treibt ihr's so fort, dann wird es schwerlich vermieden werden können, daß ihr kecken Jünglinge vom Begriffe, den ihr noch nicht begreift, „gänzlich abkommen und mit einer Willkür, die weder in die Philosophie noch Kunst taugt, auf Abenteuer des Gedankens auszieht, oder den Mangel an Gedanken zu einem sich selbst klugen Scepticismus und (nur sich selbst) vernunftbescheidenen Criticismus stempelt und mit der Leerheit an Ideen in gleichem Grade euern Dünkel und eure Eitelkeit steigert. Diese beiden Richtungen des Geistes haben eine geraume Zeit den deutschen Ernst geäfft; die erste kann als jugendliche Lust einer neuen Epoche angesehen werden, welche im Reiche der Wissenschaften aufgegangen ist; die andere Erscheinung aber ist widriger, weil sie Ermattung und Kraftlosigkeit zu erkennen giebt, und mit einem, die Geister aller Jahrhunderte meisternden, am meisten aber sich selbst mißkennenden Dünkel sich zu bedecken strebt." — Glauben darf ich indeß, man werde nicht nach euch meine Lehre und meine Zwecke beurtheilen, nicht sagen: „Das Einzelne ist auch das Allgemeine, die Allheit"; ihr werdet hoffentlich als „Besonderheiten" betrachtet, die nicht wissen, daß bei den hohen Schulen noch keine Lehrstühle für Theaterkritik gegründet sind, obwohl dies wahrscheinlich den Ueberzähligen, die jetzt extraordinaire und ordinaire Professuren suchen, eine willkommene Aushülfe wäre. Darum, ihr Besonderheiten, die

ihr noch nicht den „Geiſt des Vernünftigen" habt, nehmt wenigſtens die „Form des Vernünftigen" an und gebt keine apodiktiſchen Urtheile, perſiflirt mir nicht meinen Schluß: „Alles iſt ein Schluß", indem ihr, ſelbſt noch nicht geſetzt, ohne „geſetzte Begriffe" anfangt und ſchließt. Ich möchte euch da rathen, daß ihr von den drei Momenten der ſpeculativen Methode des Urtheils, nämlich „Anfang, Fortgang und Ende", euch ſo ſchnell als möglich bloß der beiden letzteren bedientet, welches in eurer Verkehrtheit eine conſequente und diesmal heilſame Wahl wäre.

So würde ich zu der kecken Jugend ſprechen, wenn ich mich unterſtehen dürfte, als ihr Meiſter zu reden, der indeß nicht der meinige iſt; und die Schüler würden mir recht geben, wenn ſie einigen Verſtand hätten; leider ſpürt man aber bis jetzt nur einen uneinigen.

Schließlich werden verſtändige Leſer noch mit mir bemerken, daß es allerdings Bosheit iſt, wenn die Wortlarven behaupten, ich wollte witzig ſeyn: dazu bin ich für jetzige Zeit viel zu human, zu höflich; und ſeitdem ich durch koſtbare Zeitungsanzeigen erfahren habe, daß wir Deutſche gar nicht witzig ſeyn können, vielmehr den Witz von einem Undeutſchen in Demuth empfangen ſollen, trage ich mit allen Deutſchen mein hartes Loos lachenden Muthes, deſſen Einwirkung mir wohl erlaubt, den Zeitgeiſt neckend zu beleuchten, wenn er eben ſchuld iſt, daß Seneca's Worte: „Quae fuerunt vitia, mores sunt"

wieder wahr werden und das „unendliche Urtheil" — ohne Idee — sich allzu breit macht.

III. Die zeitgemäße Rede verstärkt ihren Anhang.

Eine in ihrer Innerlichkeit sich gewiß für hoch- und wohlweise haltende Jugend hat diesmal „auf das Gesittetste" geantwortet, und geschah dies auch nur, um einen mißrathenen Versuch in der Ironie zu machen, so ist ihr doch ein weiteres Studium dieses Tons zu empfehlen. Vielleicht wird ihr dann Gewohnheit zur zweiten Natur; denn ihre erste zeigte, namentlich in der Replik, eine Art von Weisheit, die statt des Steins der Weisen den des Anstoßes finden mußte. Ich bitte aber die Apostaten, diese zweite Natur, wenn sie dieselbe aufsinken sollten, nicht bloß als „Durchgangspunkt" zu betrachten, sondern sich möglichst darin zu naturalisiren. Dabei brauchen sie auch nicht ihre Logik zu verheimlichen und etwa noch mehr Glaubensartikel zu äußern, gleich folgendem: „Wir wissen nämlich wohl, daß nur Derjenige könne Hanswurst genannt werden, welcher um seine Hanswurstnatur selber wisse, und sich aus eigenem Entschluß dazu zu machen den Willen habe." Das ist Umschaffung eines Satzes, der in ihnen so erklingt: „Wir wissen wohl, daß nur Derjenige könne Philosoph genannt werden, welcher um seine

Philosophennatur wisse, und sich aus eigenem Entschluß dazu zu machen den Willen habe." Der Hanswurst aus eigener Kraft und Macht ist hinfällig geworden; er existirt nur noch als bewußtlos und unfreiwillig, — zum Beispiel — als Schüler, der von seiner Philosophennatur durch Keckheit und Aufgeblasenheit Kunde zu geben vermeint, ohne zu bedenken, das sein „Ich-Ich" im „Prozeß des Anerkennens" höchstens die zerfallenen Parteien darstelle, ein drittes Ich aber der Richter seyn müsse. Genügten Entschluß und Wille, so wären unreife Philosophen reife Kritiker, während sie doch nur philosophische Wortlarven sind.

So habe ich Sie allerdings genannt, meine Werthen, die Sie angeblich schon „jedes juristische und wissenschaftliche Geschäft ohne Beistand abmachen", — wahrscheinlich mit Ausnahme Ihrer Repliken, wo Sie erst einen Vormund stellten, und Ihrer Kritiken, wobei Sie zuweilen Doppelgänger werden, weshalb auch mehr Gespenst als Geist herausscheint. Ich habe Sie so genannt, nicht bloß, „weil Sie sich philosophischer Ausdrücke bedienten, wo sie nicht hingehörten", sondern weil Sie sich unphilosophischer, unverstandener Begriffe und Ansichten bedienten, die nirgends hingehören. Wenn Sie übrigens sich einbilden, Ihre philosophischen Ausdrücke mit „haarscharfen Messern" vergleichen zu dürfen, so werden Sie es gestatten, daß nicht Jeder damit barbirt seyn will; und sind Sie unzufrieden, daß „bei Ihrem Contresey" (Mosaik aus Plato, Spinoza,

Schelling und Ihrem Meister) „Fichte übergangen ist", so thun Sie es wahrscheinlich, um hier wenigstens bis Fünf zählen zu können, wozu Ihnen Fichte allerdings noch in anderer Hinsicht von Nutzen seyn dürfte. — Immerhin mögen Sie sich die „Einsicht", mir die „Unfähigkeit" zuschreiben; Sie widerlegen dadurch nur Ihre eigene Behauptung, „daß Sie nicht den Meister spielen wollen"; mögen Sie auch wiederholt sich bemühen mit der Angabe, ich wollte es thun; — weit entfernt davon muß ich doch bemerken: Sie spielen sogar die Schüler schlecht, indem Sie Ihren Meister — gewiß ohne sein Verschulden — mit Ihrer Anmaßung in üble Gemeinschaft bringen. Wenn Sie nächstdem finden, daß ich „sinnlos sey", selbst da, wo ich „in philosophischen Ausdrücken ernsthaft zu reden beginne", so erstaune ich darüber nicht im Geringsten; ich habe zwar in dieser Art des Ernstes nur Ihren Meister selbst reden lassen, aber nach den Zeugnissen, die Sie gegeben, ist es begreiflich, daß Sie ihn da am wenigsten verstehen, wo er am verständigsten spricht.

Gern möchte ich auch, da Sie mich erst zu einer „komischen", dann zu einer „traurigen Person" umschaffen wollten, den Schöpfer bitten, daß er mit denen, die sich für *seine Collegen* halten, eine angemessenere Verwandlung vornehme; aber aus solchen Schülern werden schwerlich Meister, es müßte denn durch Erbrecht geschehen, wobei dann Ihre vorgeschlagene küsterliche Unterzeichnung des Geburtsjahres doch wenigstens einen juridischen Einfluß be-

käme. Um in wissenschaftlicher Hinsicht alt zu werden, bedarf es einer inhaltreicheren Jünglings-Epoche, und Ihre Meinung, „ich sey zur Kindheit zurückgekehrt", hat wenigstens insofern etwas Wahres, als ich zu Ihnen gekommen bin, um Ihr kindisch-verlautes Wesen Ihnen begreiflich zu machen.

Ihre Frage: „wie ich Alexander, den Jüngling, in Schutz nehmen könne?" paßt ganz zu Ihrer, von Ihnen gepriesenen Einsicht. Als Sie jenen Eroberer — der sich (um Ihre Ausdrücke zu gebrauchen) „Asiens, dieses Jahrtausendgreises, Indiens, dieses Gefühlstaumels, Persiens, dieses reinen und deshalb farblosen Lichtreichs, bemeistern wollte" — für den personifizirten Weltgeist ausgaben, nahm ich eine Dichtung in Schutz, die andeutet, daß er selbst seinen Heldenberuf mißbrauchte. Ich that also das Gegentheil von dem, was Sie mir aufbürden — aber es war ja so hübsch, daß Sie sich mit dem Jüngling Alexander in irgend eine Parallele bringen konnten, ob es Ihnen auch wieder ein Theilchen von Ihrer geringen Logik kostete! — und zu Ihrer Freude will ich Ihnen wenigstens eine Aehnlichkeit angeben, die sich zwischen ihm und Ihnen findet, die nämlich: er prahlte anfangs und wurde zuletzt schwach. Daß Sie auch in das Gebiet des Urtheils seinen verwegenen Muth zu Angriffen tragen wollen, ist eine Unähnlichkeit, denn er wußte, wo dergleichen hingehört; Sie, meine Werthen, wissen es nicht.

Wohl iſt, ihr entſetzten Meiſter, die Philoſophie eine Eroberung, eine Eroberung, die der Geiſt macht; bei den neueſten Philoſophemen giebt man aber mitunter den Geiſt auf, indem man ihn vergrübelt, oder ihn blindlings erdrücken will, wenn er nicht in die mühſam zuſammengeholten Formen paßt. Das mag Jeder thun auf eigne Gefahr. Wenn dagegen die Poeſie ein Geſchenk iſt, das der Geiſt empfängt, ſo ſollen junge und alte Uſurpateren uns dieſes Geſchenk nicht verkümmern durch den Maaßſtab einer fixen Idee, nicht die Charaktere auch nur ſo in der Dichtung ſchauen wollen, wie ſie dieſelben in ihrem trockenen Hirn ſich ſtereotyp gebildet haben und ſie in allen Blättern Deutſchlands dem Volke aufſchwatzen.

Dies, meine eingebildet hoch- und wohlweiſe gebornen Jünglinge, habe ich Ihnen auf meine Weiſe anſchaulich machen wollen, und bin es gern zufrieden, wenn Sie mich künftig „ſchweigend und erwiederungslos verehren.“ Es iſt auch Zeichen einer gewiſſen Jugendlichkeit, daß ſie noch einen Hieb auf Jemand führt, und dann davon geht. Gewöhnlich thut ſie dies, wenn ſie den Gegner getroffen hat; Sie thun es ſchon, ehe dies geſchehen, um ſo williger darf ich es mir gefallen laſſen und ruhig an meiner Stelle bleiben, auf der ſich noch manches zeitgemäße Wort ſprechen läßt, das Sie in der Zukunft beſtätigen werden.

Wieland und seine Beurtheiler.

Von

F. Schuchard.

1835.

Das Loos, vielfach bewundert und gelesen und dann vergessen zu werden, traf vorzüglich auch den ehrwürdigen edlen Wieland, den Mann ohne Arg und Falsch, der immer bereitwillig war, fremde Verdienste anzuerkennen, aufblühende Talente aufzumuntern, und löbliche Bestrebungen zu ehren.

Diejenigen, welche in früherer Zeit gegen ihn auftraten, haben seinem Rufe nicht geschadet. Zuerst war der bekannte Göttinger Dichterverein, zu welchem Miller, Hölty, Voß, Bürger, Stolberg, Boie, Leisewitz und Andere gehörten, mit ihm unzufrieden, weil diese Männer glaubten, es sey kein echtes deutsches Wesen, sondern viel französisches Unwesen und Verballhornirung des Antiken in seinen Schriften vorherrschend. Die jungen Brauseköpfe verbrannten auf ihren Commerschstuben seine Schriften und sein Bildniß, und brachten ihm ein lautes wiederholtes Pereat. Wieland rächte sich Anfangs dadurch, daß er über den Spuk der lieben Jugend lächelte, und

späterhin auf eine sehr edle Weise, indem er die Bestrebungen der Vereinsmitglieder nach Kräften zu fördern suchte, und namentlich in seinem „Merkur" die trefflichen Uebersetzungen eines Voß dringend empfahl, so daß man ziemlich richtig behaupten darf, daß sie ohne Wieland bei Weitem nicht das Glück gemacht hätten, dessen sie sich nun erfreuen.

Das Benehmen des Göttinger Vereins hat indeß auf Wieland's Ruf nicht den mindesten, günstigen oder ungünstigen Einfluß gehabt, wie denn überhaupt jene Schule das Verdienst hat, Dichtertalente entwickelt und ausgebildet, nicht aber dem allgemeinen Geschmack eine bestimmte Richtung gegeben zu haben. In letzterer Beziehung hätte dem edlen Mann ein weit gefährlicherer Feind in Goethe entstehen können. Dieser hatte im jugendlichen Uebermuth die Lanze gegen ihn gewetzt und ihm durch ein Pamphlet „Götter, Helden und Wieland" betitelt, wehe gethan. Sobald Beide sich gehörig kennen lernten, änderte sich das Verhältniß. Sie blieben treue Freunde und Kollegen. Wie unendlich Wieland seinen ehemaligen Feind Goethe achtete, geht aus einem Briefe an Jacobi (im ersten Theil der Jacobischen Briefsammlung) hervor, wo von Goethe wie von einem Gott geredet wird. Wie Goethe seinen Freund Wieland ehrte, ergiebt sich aus der Gedächtnißrede, die Ersterer dem Letzteren in der Trauerloge hielt, und welche in Goethe's sämmt-

lichen Werken, Ausgabe letzter Hand, mit abgedruckt ist. — Auch Lessing's anfänglicher Widerwille gegen Wieland verwandelte sich bald in Freundschaft, und sein bittrer Tadel in eben so unbedingtes Lob. Wieland, dessen Anlagen zur Poesie sich so früh entwickelten, hatte sich leider zu sehr dem traurigen Einflusse Bodmer's überlassen, und in seinem Hause und unter seinen Augen „die Natur der Dinge", ein didaktisches, „die Prüfung Abrahams", ein episches, und „Johanna Gray", ein dramatisches Gedicht abgefaßt, die allgemein mißfielen und Lessing's Tadel erregten. Späterhin erkannte Wieland seinen Irrthum, sich ohne Weiteres Bodmer hingegeben zu haben, sagte sich von ihm los und schrieb den „Agathon", wovon Lessing rühmte, daß er der beste Roman der Deutschen jener Zeit sey. So schien denn der Ruhm des edlen Mannes wohlbegründet dazustehen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts machte es das deutsche Publikum mit ihm wie mit Klopstock. Man rühmte ihn gewaltig, aber Keiner las ihn. Es mögen in diesem Augenblick nur Wenige unter dem Alter von vierzig Jahren seyn, die ihn gelesen haben, während die Bejahrteren bis zum Greisesalter hinzu ihn nur in ihrer Jugend lasen, und wir glauben fast, die Schriften des berühmten Mannes würden ganz ungelesen bleiben, wenn nicht die sogenannten beispiellos wohlfeilen Ausgaben, die von seinen Schriften besorgt sind, ihn hin und wieder in Erinnerung gebracht hätten. —

Während der edle Greis bis zu seinem hohen Alter sich eines fortdauernden Ruhmes zu erfreuen hatte, erhoben sich Stimmen gegen ihn. Im „Musenalmanach" von Schiller (für 1796) waren mehrere scharfe Xenien gegen ihn gerichtet. Von wem diese verfaßt sind, kann nicht angegeben werden. Sollten sie von Goethe oder Schiller seyn, so wären sie nur als Spiele des Muthwillens dieser Beiden zu betrachten, denn es wäre beiden Männern unmöglich gewesen, sich im Ernste solche Ausfälle gegen den befreundeten Dichter zu erlauben. Diese Xenien wirkten mehr wie anderwärts die schärfste Kritik und waren wenigstens Ursache, daß man über den alten Dichter vornehm lächelte.

Die Zeitschrift „Athenäum" richtete ebenfalls seinen Spott gegen ihn. Man hat da sogar eine feierliche Ediktal-Citation angestellt, worin die bekanntesten schönen Geister des Alterthums und der neuern Zeit aufgefordert wurden, das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen; es würde sich sodann zeigen, daß nach dieser Zurücknahme der deutsche Dichter recht arm dastehe. Daß Wieland von allen diesen Dichtern gelernt, daß er sie benutzte und nachgeahmt und sogar Manches von ihnen entlehnt hat, ist allerdings wahr; aber das gereichte ihm keineswegs zum Tadel, sondern legt Zeugniß ab, daß das Gebiet der Literatur, welches er durchwandert hat, ein ungemein

großes gewesen ist, und er die seltne Kunst verstand, sich das Fremde gänzlich anzueignen und es zu nationalisiren.

Wieland war kein produktiver Kopf wie Homer, Ossian, Shakspeare und Schiller, sondern mehr ein reproduktiver wie Milton, Walter Scott, Goethe und Jean Paul. Auch Goethe ist nicht immer Original; auch er hat, gleich Wieland, fremde Blumen in deutsche Gärten gepflanzt, nur mit dem Unterschiede, daß das Kostüm, welches Goethe seinen, aus Griechenland und Italien hergeholten Bildern giebt, ein mehr deutschthümliches ist. So ist es allerdings zu bedauern, daß Wieland nur die auswärtige Welt in deutscher Sprache wiedergiebt, und nicht lieber Sitten, Gebräuche und Menschen reinweg deutsch hält. Dadurch würden seine vielen griechischen und römischen Romane und Gedichte für den deutschen Leser weit interessanter werden. Wir wollen hier nur „die Abderiten", und den Anhang dazu, den „Prozeß um des Esels Schatten", anführen. Warum das Lokal in Griechenland stehen lassen, und nicht vielmehr nach Deutschland herüberführen; warum nicht, wenn auch nach vorliegendem griechischen Modell, rein deutsche Kleinstädter schildern, wie es Kotzebue gethan hat, statt dieser halb griechischen, halb deutschen! Für einen griechischen Roman ist zu viel deutsches Wesen darin, und für einen deutschen zu viel griechischer Habitus.

Das viele Fremdartige in Wieland's Schriften rührt daher, daß Lieblingsschriftsteller so stark auf ihn wirkten, und er oft unvermerkt, oft ohne Wissen und Wollen etwas von der Manier dessen annahm, den er sehr achtete. So ist es auch mit vielen Andern der Fall gewesen und warum auch nicht? Man spricht so viel davon, die deutschen Schriftsteller hätten zu viel Fremdartiges an sich, und klagt über den Mangel einer deutschen Volks-Literatur. Diese Klage aber ist eine ungegründete; überall hat sich ein Volk durch das andre herausgebildet.

Wieland's Verdienste sind so unbestritten groß, daß nur die ärgste Parteilichkeit sie hinwegleugnen kann. Geist, Witz und Humor herrschen in seinen Schriften. So groß die Menge gründlicher Kenntnisse auch war, die er sich erworben hatte, so wurde doch über dem steten Lernen die Selbstthätigkeit seines Geistes nicht erschlafft, vielmehr gestaltete sich ihm die todte Masse zu erfreulichem Leben. Er war Enthusiast für das Schöne, Gute und Wahre, und von dieser Begeisterung legen die meisten seiner Schriften rühmliches Zeugniß ab. Kam er auch in seinen jüngeren Jahren in Gefahr, sich zuweilen mit seinem ausgezeichneten Talent zu verirren, so brachte das Studium der alten Klassiker ihn immer wieder auf den rechten Weg zurück. Er war der Erste, der die Deutschen mit Shakspeare bekannt machte, und hat sich dadurch allein schon glänzende Ver-

dienſte erworben. Seine Ueberſetzung des engliſchen Dichters iſt freilich jetzt, nachdem Eſchenburg, Tieck, Schlegel, Voß und Kaufmann aufgetreten ſind, in den Hintergrund getreten. Für ſeine Zeit leiſtete Wieland in dieſer ſchwierigen Arbeit ſehr viel; — er brach die Bahn, welche ſeine Nachfolger einſchlagen konnten; er gab ſeinem Volk einen Begriff von dem herrlichen Dichter, und — wie einer ſeiner Verehrer ſich über ihn ausdrückte — ſeinem Zeitalter die Einſicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte. Viele tadeln an Wieland ſeine Frivolität und Lüſternheit, und das überall ſichtbare Beſtreben, ſeinen Dichtungen heimlich reizende, üppige Schilderungen einzuweben, und ihnen dadurch einen unedlen materiellen Reiz zu verleihen. In dieſer Beziehung war der Menſch Wieland dem Dichter ſehr ungleich, obgleich ſonſt in ihm Menſch und Schriftſteller durchaus eine Perſon waren. Es gab außer ihm keinen Mann, der mit einer ſolchen, faſt jungfräulichen Schüchternheit im gewöhnlichen Leben Alles vermied, was an die mindeſte Zweideutigkeit erinnern oder die Sinnlichkeit aufreizen konnte.

Wieland war der feinſte Hof- und Weltmann, und es ließ ſich auch nicht anders erwarten von einem Manne, der an dem feingebildeten Hofe der Herzogin Amalia von Weimar ſo viel galt und gut gelitten war. An dieſem Hofe war die Zartheit in ſeinen Ausdrücken und in ſeinem ganzen

Auftreten und Handeln faſt berühmt geworden. Woher alſo dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Menſchen und dem Dichter? Gruber hat in ſeiner Biographie Wieland's den edlen Dichter vertheidigt, und dieſen Charakterzug ſeiner Muſe pſychologiſch erklärt und in das gehörige Licht geſtellt. C. L. M. Müller ſagt, jener Charakterzug ſey ihm von dem Verſtande gewiſſermaßen aufgedrungen worden, und habe lediglich der Reflexion und Phantaſie ſeine Entſtehung zu verdanken, während die edleren, ſittlichen Grundſätze des Dichters in ſeinen Schriften ſich ſo deutlich und überzeugend ausſprechen, daß man dieſe Entſchuldigung des an ſich auf keine Weiſe Lobenswerthen wohl gelten laſſen könne und müſſe, zumal da Wieland durch ſein ganzes Leben als den ſtrengſten Beobachter der Geſetze des Anſtandes und der Sittlichkeit ſich bewieſen habe. Müller beruft ſich bei dieſer Gelegenheit auf denjenigen Kritiker, deſſen Tadel in obiger Hinſicht vielleicht das meiſte Gewicht haben mußte, weil er aus dem reinſten und keuſcheſten Gemüth und dem ſcharfſinnigſten Geiſte zugleich hervorging und von einem Dichter ausgeſprochen wurde, der gegen ſich ſelbſt außerordentlich ſtrenge war, — er beruft ſich auf Schiller und auf deſſen Abhandlung „über naive und ſentimentale Dichtung". Bei Gelegenheit, da Schiller von dem Ernſte redet, der ſelbſt durch den boshaften Scherz der Satire hervorleuchtet und von Cervantes, Fielding und Sterne ſpricht, ſagt er:

„Auch in unſerm Wieland erkenne ich dieſen Ernſt der Empfindung; ſelbſt die muthwilligen Spiele ſeiner Laune beſeelt und adelt die Grazie ſeines Herzens.“ Die eigentliche Stelle aber, die hieher gehört, iſt eine andre. Schiller ſpricht davon, daß die poetiſche Literatur ſogar klaſſiſche Werke aufzuweiſen habe, die geſchrieben ſind, um zu gefallen, und die geleſen werden, um ſich ein Vergnügen zu machen; Werke, welche die hohe Reinheit des Ideals beleidigen und ſich durch die Materialität ihres Inhaltes von jener Geiſtigkeit, die von jedem äſthetiſchen Kunſtwerk verlangt wird, weit zu entfernen ſcheinen. Auf eine wahrhaft philoſophiſche, ſcharfſinnige Weiſe verbreitet er ſich weiter in dieſer Unterſuchung. Produkte dieſer Art, ſagt er, „ſind ſchön, edel und ohne Rückſicht auf alle Einwendungen einer ſonſtigen Decenz beifallswürdig, ſobald ſie naiv ſind und Geiſt mit Herz verbinden; denn die bloß ſinnliche Gluth des Gemäldes und die üppige Fülle der Einbildungskraft machen es noch lange nicht aus. Daher bleibe auch „Ardinghello“ von Heinſe bei aller ſinnlichen Energie und bei allem Feuer des Kolorits nur eine ſinnliche Karikatur, ohne Wahrheit und ohne äſthetiſche Würde; doch werde dieſes ſeltſame Produkt immer als ein Beiſpiel des poetiſchen Schwunges, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben. Nun kommt Schiller auf den römiſchen und deutſchen Ovid, auf Crebillon, Voltaire, Marmontel, Laclos, den römiſchen und

deutschen Properz, auf Diderot, und drückt sich dann in einer Anmerkung wörtlich also aus: „Wenn ich den unsterblichen Verfasser des „Agathon" und „Oberon" in dieser Gesellschaft nenne, so muß ich ausdrücklich erklären, daß ich ihn keineswegs mit derselben verwechselt haben will. Seine Schilderungen, auch die bedenklichsten von dieser Seite, haben keine materielle Tendenz, wie sich ein neuerer, etwas unbesonnener Kritiker vor Kurzem zu sagen erlaubte; der Verfasser von „Liebe um Liebe" und von so vielen andern naiven und genialischen Werken, in welchen allen sich eine schöne und edle Seele mit unverkennbaren Zügen abbildet, kann eine solche Tendenz gar nicht haben. Aber er scheint mir von dem ganz eignen Unglück verfolgt zu seyn, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung des Planes einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben,

nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dies ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte." So weit Schiller. — Somit wäre dieser Punkt, nachdem ein Mann wie Schiller sich darüber vernehmen ließ, beseitigt. Ganz von allem Tadel ist also hier Wieland nicht freizusprechen. — Ueber „Agathon", „Musarion", „Oberon" sind die kritischen Stimmen so einig, daß wir hier nichts weiter zum Lobe dieser Werke hinzuzusetzen brauchen. — Den „goldnen Spiegel" schildert die Kritik als ein Werk, worin der Witz eines Voltaire, die Laune eines Tristram Shandy, die Gemüthlichkeit des Deutschen und der edle Ernst eines menschenliebenden Herzens sich mit einander vereinigen. Aber auch als Kritiker selbst war Wieland einer der ersten Sterne am literarischen Himmel Deutschlands, durch die Herausgabe des wichtigen „deutschen Merkur", wodurch der Kritik eine bessere Richtung gegeben wurde. Die meisten und besten kritischen Aufsätze in dieser Zeitschrift sind von ihm; auch ohne Namensunterschrift erkennt man sie leicht. Als Philosoph zeichnet er sich aus durch Tiefe des Blickes und Feinheit der Behandlung. Was er als Uebersetzer geleistet, davon sind seine Werke des Horaz, Cicero, Lucian u. s. w. sprechende Zeugen. So war er es

in jeder Beziehung werth, daß er im Leben geehrt wurde, und ein trauriges Zeugniß von deutschem Undanke wäre es, wenn man ihn nach seinem Tode vergessen oder sein Andenken mit Geringschätzung behandeln wollte.

Das Chriſtliche in Goethe.

Mit beſonderer Berückſichtigung des „Fauſt“.

Von

C. J. Th. Gantzer.

1839.

Von zwei Seiten vorzüglich hört man oft Goethe den Vorwurf machen, er sey nicht nur kein christlicher Dichter, sondern wirke sogar nachtheilig auf die Sittlichkeit ein: von den sogenannten Pietisten und Rationalisten, so daß man, dem äußern Anschein folgend, schließen sollte, da zwei fast in allen ihren Ansichten so abweichende, freilich einseitige Parteien unsrer Theologen doch in demselben Punkte übereinstimmen, so müsse etwas Wahres in jener Beschuldigung liegen. Weil wir jedoch, falls jene beiden theologischen Parteien recht hätten, aufhören müßten, Goethe für einen wahren Dichter, geschweige für einen ausgezeichneten zu halten, so dürfte es wohl von Interesse erscheinen, die Wahrheit jenes Vorwurfs näher zu betrachten.

Die Pietisten nämlich, welche sich überhaupt nur an die eine Seite des Christenthums halten, nach der sich Jeder als Sünder und der Buße und Gnade bedürftig erkennen soll, und dabei die andere, daß jeder Mensch als solcher eine unendlich hohe Würde und die Kraft zum Guten besitzt, ganz aus den Augen lassen, diese also vermissen besonders

Gebete, gottselige Betrachtungen, erbauliche Stellen und Klagen über die unendliche Verderbtheit der menschlichen Natur in Goethe's Werken. Und es ist wahr, von dergleichen findet sich nichts in denselben. Die Rationalisten, im Gegensatze zu den nur im dunklen, unklaren Gefühle sich bewegenden Pietisten, unterwerfen Alles, selbst die Betrachtung des Ewigen, dem Kriterium des endlichen, abstrahirenden Verstandes, so daß ihnen nothwendig alles Substantielle der christlichen Religion verschwindet, und nur eine trockene Moral als das Einzige und Höchste für sie übrig bleibt. Damit entgeht ihnen aber völlig das wahre Bedürfniß der göttlichen Gnade, und eigentlich halten sie sich so nur an die Rechtfertigung durch die Werke. Diese Partei nun wirft unserm Dichter besonders vor, daß er keine hohen Tugend-Ideale, und im Gegentheil sogar nicht nur häufig das Laster, sondern dasselbe auch noch oft mit einem großen Reiz und einer anlockenden Liebenswürdigkeit umgeben, darstelle. Dies thut Goethe allerdings und es ist nun zu untersuchen, ob ihm jene beiden Punkte mit Recht oder Unrecht zum Vorwurf gemacht werden.

Da die Poesie, wie alle Kunst, eine Offenbarung des Ewigen im Zeitlichen nach dem Begriffe der Schönheit ist, so gehört sie mit den andern Offenbarungsweisen des Ewigen, obgleich in der Welt des Absoluten wurzelnd, doch als erscheinend in das Reich der Endlichkeit. Die Poesie stellt also, wie alle Kunst, nicht den Begriff an und für sich

dar, wie dies die Wissenschaft thut, sondern sie ergreift den erscheinenden Begriff in seiner Objektivität und giebt somit die Realität der Idee in der Erscheinung. Deshalb muß also auch, wie Alles, was in die Erscheinung tritt, in der Kunst Alles *werden*, Leben, Kraft und Thätigkeit in sich tragen, wirklich und gegenständlich seyn, und sie selbst ein Bild des wirklichen, aber durch den Begriff der Schönheit veredelten Lebens darstellen, wenn sie anders wahr seyn soll. Schönheit aber ist in der Kunst dasselbe, was Wahrheit in der Wissenschaft, und wahre Idealität ist selbst erst wahre Realität. So ist demnach, wie für alle Kunst, so auch für die Poesie wahre Objektivität das erste Gesetz.

Der Vorwurf nun, daß sogenannte erbauliche Stellen in *Goethe's* Werken nicht vorkommen, beruht einzig und allein auf dem allerdings sehr bedeutenden Mißverständniß, daß man die Idee nicht als kräftige, energische Wirklichkeit betrachtet, und dieselbe deshalb, als ihr inneres Leben entfaltend, rein objektiv dargestellt sehen will, sondern sie für etwas nur in unsrem Kopfe Existirendes, für eine bloße Vorstellung, etwas Abstraktes ansieht. Denn jene Tadler verlangen, daß der Dichter, dem das ganze Gebiet des Wirklichen mit seinem Reichthume zu Gebote stehen muß, anstatt uns den Begriff der Sache selbst als lebendig, wirksam, thätig in seiner vollen Macht, sich aus seiner innern Kraft und Fülle entwickelnd und sich verwirklichend vor Augen zu stellen, ein kräftiges, bewegtes und reiches

Leben der Wahrheit gemäß vor uns zu entfalten und auszubreiten, ſich in leeren Reflexionen und Betrachtungen über den Gegenſtand, in todten, hohlen Formen und rein ſubjektiven Empfindungen herumtreibe. Jene Tadler vergeſſen in ihrem frommen Eifer, daß ja Chriſtus ſelbſt ein ſolches todtes, leeres Geplärr verwarf und dagegen verlangte, ſeine Lehre als Leben, Kraft und Thätigkeit anzuſehen; ſo daß ſeine Anhänger eben nur dadurch, daß ſie den Willen ſeines Vaters thäten, ſich als ſolche erweiſen ſollten. Und wenn er von ſich ſagte: er ſey uns ein Vorbild geworden, er ſey der Weg, die Wahrheit und das Leben, ſo heißt das doch wohl nichts Anderes als: ſein Leben ſolle unſer Leben und er ſelbſt der abſolute Typus des Menſchen überhaupt und jedes Individuums ſeyn.

So hat alſo jener Vorwurf nur in einer Verwechſelung der lebendigen Idee, welche ſich als ſolche ganz der Erſcheinung hingiebt und wie Chriſtus ganz Menſch wird, mit einer todten Abſtraktion ſeinen Grund und der Mangel von langen erbaulichen Redensarten und dergleichen iſt demnach durchaus nichts, was man dem Dichter mit Recht als einen Fehler zur Laſt legen darf. Vielmehr würde er, wenn er ſeine Werke dem Willen jener Tadler gemäß geſchaffen hätte, durchaus aufhören, Dichter zu ſeyn, und eben dadurch den gänzlichen Mangel an wahrem Künſtlertalent und Genialität bewieſen haben. Denn alle Genialität beruht einzig und allein in dem lebendigen Anſchauen des inneren

Weſens, des Begriffes, und in dem Vermögen, denſelben in der Erſcheinung nach dem Geſetze des Schönen, als dem ihm Gemäßen, als ſeiner angemeſſenen, eigenen Form, objektiv darzuſtellen, wie der klare, ungetrübte See rein und unverfälſcht das Bild des Himmels über ihm in ſich aufnimmt, und treu wieder abſpiegelt; wogegen der ſchlammige Sumpf dem Beſchauer nur ſeine eigene, moraſtige Oberfläche trübe und kothig zu zeigen vermag.

Was nun jenen zweiten Vorwurf anlangt, ſo könnte es auf den erſten Blick ſcheinen, als ob derſelbe mehr Gewicht habe; näher betrachtet zeigt auch er ſich dem genaueren Kenner der Goetheſchen Werke nur als Erzeugniß einer großen Oberflächlichkeit und eines großen Unverſtandes. Freilich ſchildert Goethe nicht nur nicht ſelten das Schlechte, ſondern er umgiebt es ſogar oft mit einem gewiſſen Reiz, mit dem Scheine des Guten und Liebenswürdigen. Aber iſt denn dies nicht auch ganz der Wahrheit und Wirklichkeit gemäß? Sucht ſich nicht in der geſammten Natur wie in der Menſchenwelt das Böſe und Schlechte, kurz das negative Prinzip, unter dem Scheine des Guten und Lieblichen geltend zu machen? Und würde denn daſſelbe überhaupt nur auf irgend eine andere Weiſe ſich einführen und Einfluß gewinnen können, wenn es ſich nicht, wie der Wolf in Schafskleider, in das Gewand des Nützlichen, Reizenden und Guten einhüllte? Dieſer Gegenſatz des Poſitiven und Negativen iſt ein durchaus nothwendiger: keine Erkenntniß des Wah-

ren iſt ohne Ausſonderung und Erkenntniß des Falſchen, keine Erkenntniß des Guten ohne die des Böſen, keine Erkenntniß der Bejahung ohne die Erkenntniß der in ihr ſchon enthaltenen überwundenen Verneinung möglich. Was wäre aber auch eine Muſik ohne Diſſonanzen, oder ein Gemälde ohne Schatten?

Jene Tugend-Ideale aber, welche vornehmlich der Rationalismus ſchmerzlich bei Goethe vermißt, würden ja auch nirgends feſten Grund und Boden finden, ſondern wie eine fata morgana in der Luft ſchweben, weil ſie nirgends Weſenheit haben und haben können. Denn Alles, was erſcheint und wirklich wird, tritt damit auch in den Gegenſatz, und je größere Kraft und Energie in irgend ein Individuum, ſey es aus der Natur oder aus der Menſchenwelt, gelegt iſt, deſto ſtärker iſt für daſſelbe der Gegenſatz in ihm, den es eben durch jene Kraft zu überwinden, und ſo ſeine innere Trefflichkeit zu bethätigen, ſeine innere Möglichkeit in äußere Wirklichkeit umzuſetzen beſtimmt iſt. Da alſo dergleichen Darſtellungen einer bloß einſeitigen, abſtrakten Idealität, wie jene dieſelben verlangen, durchaus hohl, unwahr, und nur todte, weſenloſe Luftgebilde, unwirkliche Geſpenſter ſind, und mit der Wirklichkeit in offenbarem Widerſpruche ſtehen, ſo ſind dieſelben, eben als innerlich unwahr und nichtig, zugleich nicht nur völlig unkünſtleriſch, ſondern auch der geprieſene Nutzen, welchen die Rationaliſten von dergleichen erwarten, fällt gänzlich in ſich zuſammen, weil ſolche Schilderungen in gar keiner Verbindung,

ſogar in Widerſpruch mit der Wirklichkeit ſtehen, und deshalb für uns ganz fruchtlos und unnütz bleiben müſſen.

Heißt aber etwa das der Sittlichkeit ſchaden, wenn man, wie Goethe ſtets und ohne Ausnahme, das zu Grunde gehen läßt, was, dem Schein folgend, ſeine Beſtimmung verfehlt, und ſeinem Begriffe nicht entſpricht, auch wenn es mit allem Reiz und allem Zauber des Anlockenden und Liebenswürdigen ſich ſchmückt, wie Chriſtus den blätterreichen, üppig daſtehenden Feigenbaum, weil er keine Früchte hatte, verfluchte? Iſt doch dies das allgemeine, ewige Geſetz Gottes ſelbſt, welches er Allen, die Geiſt und Sinn haben, in der geſammten Welt ſeiner Schöpfung ausgeſprochen und ausgeprägt und unſern Augen zum Leſen dargereicht hat. Läßt nicht eben ſo auch Goethe den „Werther", den er mit der höchſten Liebenswürdigkeit geziert hat, dennoch zu Grunde gehen und ſterben, weil er ſeine ganze Subjektivität an die der „Lotte" verloren, ſein ganzes Seyn und Weſen an das ihrige ſo völlig hingegeben, daß es ganz in dieſem aufgeht und ſich in demſelben verliert, weil eine rein ſubjektive Empfindung, ein bloßes Naturgefühl ihn völlig beherrſcht, ſeine ganze Individualität und Selbſtſtändigkeit vertilgt und ausgelöſcht, den ganzen anderweitigen ſubſtantiellen Inhalt ſeines Geiſtes abſorbirt, ſein ganzes Weſen bereits von ſeinem ewigen Urquell abgezogen hat? Anſtatt zu kämpfen, giebt ſich „Werther" ſeiner Leidenſchaft ganz hin und damit ſich ſelbſt an ſie auf, ſo

daß er, sich tödtend, nur noch äußerlich das vollzieht, was bereits innerlich vorhanden und geschehen war. Gehen nicht „Ottilie" und „Eduard" ebenfalls zu Grunde, weil Beide ganz nur im Naturseyn leben, welches der Mensch zu bekämpfen und dem Geiste zu unterwerfen, es aus diesem neu geboren und verklärt hervorgehen zu lassen, bestimmt ist? Denn anstatt den Naturgeist zu bekämpfen, geben sich Beide ihm gänzlich hin, versenken sich in ihn und versinken in ihm, während „Charlotte" und „der Hauptmann", von sittlicher Kraft beseelt, ihre Leidenschaft bewältigen und deshalb auch erhalten und glücklich werden, obschon jene ersteren Beiden und ihr Verhältniß Anfangs mit allem Zauber der Anmuth und des Schönen geschmückt sind. Und eine solche lebendige, aus der Wirklichkeit des Lebens genommene Darstellung sollte nicht unendlich mehr wirken als die längsten Moralpredigten und die höchsten Tugend-Ideale ohne Fehl und Makel, aber auch ohne alles Leben, ohne alles Menschliche und ohne alle Wahrheit? Es sollte nicht weit mehr von allem Unsittlichen und Schlechten abschrecken, wenn uns der Dichter zeigt, wie das Sittliche nicht bloß in leeren Worten und todten Vorschriften und Lehren, die allein in unsrem Kopfe spuken, besteht, sondern daß es eine absolute, lebendige Weltmacht sey, welche sich mit unerbittlicher Strenge an dem Verletzer ihrer heiligen und ewigen Gesetze — ungerührt von dem größten Reiz des Lieblichen, Zarten und Anlockenden der Uebertretung, und wenn auch der stärkste Zauber der Anmuth,

Schönheit und Natürlichkeit, wie bei „Gretchen", den Verletzer umgäbe, und uns mit Theilnahme und Liebe für ihn erfüllte — rächt, und so ihr Daseyn und ihre Kraft siegreich bewährt und beurkundet? Ueberdem ist dies auch durchaus in dem Wesen der Dinge selbst von Gott so geordnet; denn der Mensch, er sinke so tief er will, bleibt stets Mensch, ist als solcher, der Möglichkeit nach, Träger des göttlichen Geistes, behält in sich seinen ewigen Begriff, wenn gleich vielfach entstellt von irdischen Makeln, und hat damit zugleich einen Anspruch auf unser Mitgefühl und unsre Theilnehmung. Und dann, fallen kann und wird jeder Mensch; es kommt nur darauf an, ob er unterliegt, oder mit gestärkter geistiger Kraft sich wieder erhebt. War doch der Sündenfall selbst wesentlich kein Rückschritt, sondern ein Fortschritt.

So erweisen sich demnach allerdings beide Anklagen zwar als völlig nichtig, und einzig und allein hervorgegangen aus einer bedeutenden Beschränktheit, Einseitigkeit und Oberflächlichkeit; dennoch könnte Jemand vielleicht zweifeln, ob trotz dem Allen Goethe ein durchaus echt christlicher Dichter sey. Um in Betrachtung dieses Einwurfes nicht bei einem bloßen Raisonnement über die Sache stehen zu bleiben, müssen wir, wie bisher, Goethe aus dem Wesen aller Kunst überhaupt und aus ihm selbst heraus erklären, mithin auf die ganze Tendenz seiner Werke näher eingehen. Da es uns jedoch, obschon dies weiter keine Schwierigkeiten haben

würde, hier zu weit führen dürfte, wenn wir von allen den so zahlreichen Werken dieses reichen Geistes den Nachweis des christlichen Elementes in ihnen führen wollten, so käme es nur darauf an, ein Werk Goethe's zu suchen, welches man als die eigenthümlichste Frucht seines Genius, als sein Hauptwerk und somit als dasjenige, welches alle übrigen ihrem kernhaftesten Inhalte nach in sich schlösse, anzusehen berechtigt wäre; damit dann, was sich als Resultat der Untersuchung von diesem Einen herausstellte und ergäbe, auch mit allem Fug und Recht von seinen übrigen Schriften als erwiesen angesehen werden und gelten könnte. Nun ist aber wohl bei keinem Schriftsteller die Wahl eines solchen Werkes leichter, als gerade bei dem Unsrigen. Denn fast die ganze gebildete Welt blickt wohl mit Bewunderung auf Goethe's „Faust", auf das Werk, in welchem das Tiefste und Erhabenste ausgesprochen vor uns steht. Wir werden deshalb bei unserer Betrachtung uns darauf beschränken, das Christliche in „Faust" nachzuweisen, ohne zunächst auf die übrigen Werke Goethe's Rücksicht zu nehmen, und Stellen wie zum Beispiel seine andern Dramen und Romane: „die Bekenntnisse einer schönen Seele", den „Pastoraldrief", die Ballade: „der Gott und die Bajadere", „das Gebet des Paria" und unzähliges Andere in seinen Werken für das Vorhandenseyn des Christlichen in ihm anzuführen. Würden wir doch sonst besorgen müssen, kein Ende zu finden.

Allein was iſt denn der Begriff des Chriſtlichen nun zunächſt in der Begründung?

Da Chriſtus die Idee der Religion ſelbſt iſt, er aber in ſeinem Weſen die vollkommenſte Durchdringung und Vereinigung der menſchlichen und göttlichen Natur darſtellt, ſo ergiebt ſich daraus der Begriff der abſoluten Religion als Vereinigtſeyn mit Gott. Dies deutet auch ſchon das Wort religio an. Das Chriſtenthum nun, als die Erſcheinung der abſoluten Religion und deren Realiſation im Endlichen, muß natürlich das, was jene ſchon iſt, zu werden ſuchen, ſo daß dadurch das Erſte das Letzte und der Anfang auch das Ende iſt. So iſt demnach der Begriff des Chriſtlichen weſentlich Streben nach Vereinigung mit Gott, und dieſer Begriff enthält ſo die Momente der Trennung, und deren Ueberwundenſeyn durch die Liebe. Jenes Streben nun iſt durchaus ein wechſelſeitiges und erſcheint auf Seiten Gottes als die allerbarmende Gnade, und von der Seite des Menſchen als der Glaube, oder das Ergreifen des Göttlichen. Dieſer Glaube und die göttliche Gnade aber können erſt dann in ihrer Einheit auftreten, wenn vorher das Gefühl der Trennung, das Bedürfniß und die Sehnſucht nach der Vereinigung erwacht iſt, und ſich in der Reue und Buße bethätigt hat. So iſt alſo die chriſtliche Religion weſentlich die Religion der Gnade und Liebe im Glauben, und nur dieſer, und nicht die ſogenannten guten Werke oder ein ſittliches Leben allein ſind das Verſöhnende und ſo mit Gott Vereinigende.

Dabei bemerken wir noch, daß jedes Streben den Glauben zur Voraussetzung hat; denn nur nach Dem kann man ja streben, an was man glaubt.

Betrachten wir jetzt den Inhalt der Tragödie zuerst im Allgemeinen, so finden wir, wie ja auch Goethe in den Gesprächen mit Eckermann selbst angiebt, die Tendenz des Ganzen in den Versen des fünften Akts des zweiten Theils ausgesprochen:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben Theil genommen,
Begegnet ihm der Sel'gen Schaar
Mit himmlischem Willkommen."

Dieses Streben aber wird selbst wieder näher bestimmt, wenn in dem Prolog im Himmel der Herr sagt:

„Es irrt der Mensch, so lang' er strebt;"

und dann wieder:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

Es ist nämlich der absolute Typus des ganzen menschlichen Lebens, sowohl jedes Einzelnen als der gesammten Menschheit, mit all seinen Geschicken und Lagen, mit all seinen Bestrebungen und Drangsalen, mit all dem Rennen und Jagen, dem Treiben und Drängen eines über diese Zeitlichkeit hinaus und zur Vermittlung und Vereinigung mit seinem ewigen Urquell auf dem Wege des Erkennens sich sehnenden Geistes, welches wir hier in einem großen Gemälde

wahr und gewaltig in kräftigen Zügen, voller Leben und Fülle der Handlung, vor uns ſehen. Daß aber Goethe dieſen Repräſentanten der Menſchheit gerade auf dem Wege des ſpekulativen Denkens nach Vereinigung mit Gott ſtreben läßt, hat ſeinen Grund darin, weil eben dies die höchſte und innigſte Art der Vereinigung iſt, da ja durch die Erkenntniß das Objekt völlig in das Subjekt hinübergenommen wird. Jenes Streben aber ſpricht „Fauſt" ſelbſt aus in den Worten:

„Wo faſſ' ich euch, ihr Quellen alles Lebens,
An denen Erd' und Himmel hängt,
Wonach die welke Bruſt ſich drängt:
Ihr fließt und tränkt, und ſchmacht' ich ſo vergebens?"

Daß alſo dieſe Tendenz des Stückes chriſtlich ſey, bedarf wohl keiner weitern Durchführung.

Der Dichter zeigt uns nun im „Fauſt" einen Menſchen, der, von dem heißeſten Wiſſensdurſt getrieben, nachdem er den ganzen Umfang der endlichen Gelehrſamkeit und alles nur noch endlichen Wiſſens in ſich aufgenommen hat, zur Erkenntniß der Nichtigkeit und Unzulänglichkeit alles dieſes bloß menſchlichen und irdiſchen Wiſſens, alſo zur Erkenntniß der Negation (auf dem religiöſen Gebiete das Gefühl der Reue) gelangt. Er ſtrebt, ſeinen nach dem Göttlichen und deſſen Erkenntniß ſchmachtenden Geiſt an den Quellen des ewigen Lebens zu tränken, bemüht ſich, die letzten Gründe alles Seyns, an denen Erd' und Himmel hängt, alſo das abſolut Wahre, Ewige und Eine, Gott ſelbſt zu erkennen

und zu ergreifen; kurz: er ist im Begriff, aus dem Negativen, der Verneinung, zur Affirmation, der Bejahung hindurchzudringen, und somit die große Wiedergeburt des Geistes zu bestehen.

Das Endliche, und als solches im Widerspruch mit sich selbst Befangene, kann seinem großen Geiste nicht genügen, und das Absolute will sich seinem Stürmen und Pochen nicht eröffnen. Denn da er noch mit allen Mängeln der Zeitlichkeit behaftet, noch nicht durch das Feuer geläutert ist von den eiteln Schlacken des vergänglichen Seyns, da er den eiteln Dünkel noch in sich trägt, die Demuth und Kindlichkeit des Glaubens ihm fehlt, so vermag er auch nicht in das Absolute einzudringen, und der Himmel bleibt ehern über ihm. Dies ist die große, schreckliche Versuchung für ihn, in die Jeder geräth; es ist die Versuchung, wo sich der Mensch verlassen glaubt von Gott, ausgeschlossen von den Strömen des ewigen Lebens. Und „Faust" besteht nicht in dieser Versuchung. Denn nachdem er, von dem himmlischen Geiste sich abwendend, den finstern Mächten der Natur, dem Naturgeiste und der Magie sich ergeben hat, aber begreiflich hier am wenigsten findet, was er sucht, da verzweifelt er an allem Wahren und Positiven und ruft: „es giebt keine Wahrheit!" Deshalb, da ihm ja nun Alles fehlt, woran er sich jetzt in dem großen Schiffbruche anklammern und halten soll, will er lieber vergehen in dem Nichtigen, als noch länger die beengenden Fesseln des unbefriedigten, irdischen Daseyns tragen,

und er beſchließt, von Verzweiflung getrieben, durch den Tod dem von einem nie zu ſtillenden Durſte gequälten Leben ein Ende zu machen. Aber eben, da er im Begriff ſteht, auf dieſe Weiſe im Negativen unterzugehen, da wird ihm in dem Oſtergeſange die Verkündigung der himmliſchen Botſchaft zu Theil: Chriſt iſt erſtanden! Der Tod iſt durch den Tod getödtet! Es giebt eine Wahrheit, ein Affirmatives! Das ewige Ja hat das Nein vernichtet!

Aber auch dieſe erbarmende Gnade der ewigen Liebe, welche ſich ihm huldvoll darbietet, vermag er nicht zu ergreifen und ſich anzueignen; denn „ihm fehlt der Glaube", und nur in der Weihe der Erinnerung an ſeine harmlos unbefangene Kindheit macht jene Botſchaft Eindruck auf ihn. Tiefer und tiefer verſenkt er ſich in das Negative; je mehr ihn nun dieſes in der Perſon des „Mephiſtopheles" in ſich hineinzieht, je mehr er ſich, der ſtufenweiſe fortſchreitenden, klug berechneten Leitung deſſelben folgend, dem faden eitlen Treiben und dem wilden Strudel einer wüſten Sinnlichkeit ergiebt, und, um den lebendigen Drang ſeines wahren Innern zu übertäuben und zu erſticken, in alle Freuden und Genüſſe dieſer Welt ſich ſtürzt, deſto weniger Befriedigung findet er in dieſem geiſtloſen Treiben für ſeine nach den Waſſern des Ewigen dürſtende Seele. Schon hier zeigt ſich, wie „Mephiſtopheles" nicht zu halten und zu gewähren fähig, was er verſprochen, der Vertrag ſelbſt alſo von vorn herein ungültig und „Fauſt" durch ihn nicht gebunden iſt. Denn kein Sinnentaumel, kein Weltrauſch, keine

Wonne irdiſcher Liebe vermag den Drang ſeines Geiſtes zu beſchwichtigen, ihm Ruhe und Seligkeit zu gewähren, und

„Stets in ſeinem dunkeln Drange
Iſt er des rechten Wegs ſich wohl bewußt."

Hat er auch jetzt nicht Kraft genug, dieſen rechten Weg zu ergreifen, ſo ſehnt er ſich doch, unbefriedigt, über all' dies nichtige, irdiſche Treiben und Rennen hinaus „und im Genuß verſchmachtet er nach Begierde."

Auch von ſchwerer Schuld bleibt er nicht frei, und wie Jeder, der handelt, in Widerſtrebendes geräth, weil er in den Gegenſätzen des Endlichen lebt, und ſo nicht frei bleibt von Verſchuldung, ſo auch „Fauſt". Iſt er doch Schuld am Tode von Gretchens Mutter, von Gretchens Bruder, und noch vieles Andere laſtet auf ihm.

Aber ſeine Ruhloſigkeit wird ſo nur vermehrt. Hat nun „Fauſt" im erſten Theile „die kleine Welt durchſtudirt", ſo zeigt ihn uns der zweite Theil der Tragödie „in der großen." Um die mahnende, nie verſtummende Stimme ſeines Innern zu beſchwichtigen, ſtürzt er ſich nun auf den großen Tummelplatz, in den wild bewegten Wirbel des bewegten Lebens. So ſehen wir ihn am Hofe und im Felde, bei großen Feſten und prächtigen Luſtbarkeiten, im Nichtigen und Hohlen, ſogar im Abgeſchmackten und in allen Lagen des Lebens; aber nirgends findet er Ruhe. Raſtlos treibt es ihn fort und fort durch alle Drangſale, über alle Klippen und Felſen des

Irdiſchen. Das geſammte Alterthum und Alles, was die verfloſſenen Jahrhunderte geleiſtet haben, nimmt er objektiv in ſich auf, eignet es ſich an, läßt es in ſich neues Leben, neue Geſtaltung gewinnen. Allein nichts befriedigt ſeinen ſtets nach dem ewigen Lichte des Himmels ſtrebenden Geiſt, bis ſich ihm endlich im ſpäten Alter die Augen für dieſe Welt ſchließen, und er erblindet, weil ſein ganzes phyſiſches Daſeyn durch ſein Ringen und Kämpfen nach Oben hin aufgerieben und verzehrt iſt. Aber wie ſich ſein leibliches Auge für dieſe Welt ſchließt, geht ihm der geiſtige Blick und die Ausſicht in die ewige Welt auf, weil der Menſch erſt dieſer Welt abſterben muß, ehe ſich jene ihm aufthun kann. Sein ganzes Leben liegt nun klar vor ihm ausgebreitet, er kommt zur Selbſterkenntniß und damit zum Bewußtſeyn ſeiner Schuld.

Nun iſt er am Ziele. Dem ſeine Schuld erkennenden Menſchen eröffnet die himmliſche Liebe gnadenreich ihre Arme, und hebt ihn zu ſich empor. Denn auch für ihn iſt ja Chriſt geſtorben und erſtanden! So erbarmt ſich die göttliche Gnade des „Fauſt". Auch er iſt und kann nicht verloren ſeyn, und ſein Ringen und Kämpfen iſt nun endlich mit der Krone geziert. Ruhe und Frieden, die er hier lange vergeblich ſuchte, findet er erſt in ſeiner himmliſchen Heimath, und wie der Menſch aus dem Ewigen ſtammt und dahin zurückkehrt, ſo endet nun auch die große Tragödie des Menſchenlebens, wo ſie begonnen, im Himmel.

Wer erkennt nicht hierin ein durchaus echt chriſtliches Prinzip? Kann das Chriſtenthum in ſeinem Weſen wahrer, tiefer aufgefaßt, herrlicher und erhabener dargeſtellt werden, als es Goethe in ſeinem „Fauſt“ gethan hat? Nicht das Verdienſt erhebt den „Fauſt“ in den Himmel, die allerbarmende Gnade der ewigen Liebe, die da will, daß Keiner verloren gehe, iſt es, welche ſich ſeiner annimmt. Erſt nach tauſend Irrthümern und unſäglichen Drangſalen, nachdem er alles Weh und jede Noth der Endlichkeit im vollſten Maaße gekoſtet hat, nachdem das Vergängliche von ihm abgeſtorben war, alſo aus dem Tode des Todes brach ihm, wie dem Erlöſer, der Morgen des ewigen Lebens an, und die göttliche Gnade erfaßt liebend den großen Dulder.

Und nicht bloß in abſtrakten Formen, langweiligen Betrachtungen und Vorſchriften beſteht dies, wie alles wahre Chriſtenthum, ſondern in Leben, Kraft und Wirklichkeit; mit der ſchönſten Wahrheit hat der Dichter uns die ewigen Gedanken des Chriſtenthums verkörpert, und in concreter Form lebensvoll, mit großen gewaltig ergreifenden Zügen vor die Augen geſtellt. Denn alles Wahre, und ſo auch das Chriſtenthum, muß ſich, nach Chriſti eigenem Wort und Beiſpiel, als Leben, Kraft und Wirklichkeit zeigen, und die innere Gewalt haben, in die Erſcheinung zu treten.

Gehen wir nun noch kürzlich etwas in das Einzelne der ganzen Tragödie, ſo finden wir hier das Nämliche, was wir ſo eben als Ergebniß von der

Betrachtung des Ganzen gewonnen haben. Freilich müssen wir uns hier begnügen, die wichtigsten Punkte hervorzuheben. Allenthalben aber werden wir den Dichter durchaus von dem Sinn und Geist des Christenthums und der Wahrheit beseelt und durchdrungen finden.

Ohne des Prologs hier weiter zu erwähnen, dessen tief christlichen Inhalt wohl kaum der Kurzsichtigste verkennen dürfte: ist es nicht ganz aus dem echt christlichen Geiste der Liebe und Gnade, — die sich mehr freut über einen Sünder, der in's Himmelreich eingeht, denn über neunundneunzig Gerechte, — daß gerade da, als „Faust" verzweifelt und ganz versinken will in der Negation des Daseyns, ihm die Allerbarmung in dem Ostergesange die Auferstehung des Herrn zur Verkündigung bringt, ihm ihre Arme öffnet, und ihm zuruft: „Auch für Dich ist ja Christus gestorben!?" Aber nicht bloß gestorben ist er, nein, den Tod hat er getödtet, ist siegreich aus dem Grabe hervorgegangen, hat dem Affirmativen, dem Leben, dem Ewigen ein für alle Mal den Sieg erkämpft über die Macht des Negativen, hat Wahrheit und ewiges Leben an's Licht gebracht! Oder könnte Jemand etwa gar die Chöre selbst für unchristlich halten?

Und dann, als er den großen Fluch, mit welchem er wesentlich nicht das Göttliche oder den heiligen Geist, sondern nur die Zeitlichkeit mit ihren Qualen, Irrthümern und den Mißbrauch der irdischen Güter und alles Endlichen verwünscht, ausgesprochen, und

damit die ganze endliche Welt für ſich aufgehoben und vernichtet hat, da tönt ihm von Engelſtimmen der Zuruf: „Baue in Dir ſelbſt eine neue Welt! Gewinne die feſte Kraft, den lebendigen Glauben! Ergreife das Ewige und baue Deinem Innern eine ewige göttliche Welt auf!“ Iſt dies etwas Anderes, als wozu Chriſtus den Nikodemus auffordert, wenn er ſagt: „Ihr müßt wieder in eurer Mutter Leib gehen und von Neuem geboren werden, ſonſt könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen!?“

Aber wie in Gott Liebe und Zorn Eins ſind, und ſein Zorn nur ſeine Liebe ſelbſt iſt, ſo tritt uns auch im Zorn die göttliche Gerechtigkeit als die furchtbare, abſolute Weltmacht des heiligen Gottes mit Leben und Kraft objektiv vor das Auge. Das ewige Weltgericht ſelbſt iſt es, welches uns Goethe hier vorführt. Er zeigt uns nicht durch bloße Worte und leere Vorſtellungen, ſondern in Wirklichkeit und Leben, wie vor demſelben nichts Schuldbeladenes beſtehen kann, wie Gretchens ängſtigendes Gewiſſen im Bewußtſein ihrer Schuld ſie vor dem Gerichte zermalmt, und ſie, da ſie es noch nicht vermag, ſich gläubig der göttlichen Gnade hinzugeben, faſt vergehen muß vor der ſtrafenden Gerechtigkeit und dem Zorne des Allerhöchſten. Denn der Heilige muß als ſolcher das Böſe haſſen und verdammen. Erſt als alle Bande, welche Gretchen noch an dieſes Leben feſſeln, abgefallen ſind, erſt als ſie am Rande dieſer Zeitlichkeit, einen ſchmachvollen Tod vor Augen, den Entſchluß faſſen kann, lieber im Kerker zu bleiben

und zu ſterben, als mit „Fauſt“ von Neuem ſich in den Tummelplatz dieſer Welt zu ſtürzen, erſt da, als ſie ſelbſt ihre irdiſche Liebe überwunden und hinter ſich gelaſſen und alles Irdiſche abgeſtreift hat, erſt als ſie vertrauensvoll gläubig ſich in die Arme der alliebenden Gnade des ewigen Vaters werfen und mit Zuverſicht ſagen kann:

„Gericht Gottes, Dir hab' ich mich ergeben!
Dein bin ich, Vater, rette mich!
Ihr Engel, ihr heiligen Schaaren,
Lagert Euch umher, mich zu bewahren! —
Heinrich, mir graut vor Dir!“

— erſt da öffnet ihr die allerbarmende Liebe des Ewigen ihre Arme, da erſt ertönt ihr die Stimme: „ſie iſt gerettet!“ So iſt es wieder nur die göttliche Gnade, die ſich ihrer annimmt, und gereinigt von aller Schuld, wie von allem Irdiſchen, durch den Sühnungstod, geht ſie ein in die ewigen Wohnungen des Friedens, in das Reich der Seligen, um als ein ſchön verklärter Engel den ſpäter ihr nachfolgenden Geliebten einzuführen in die Reihen der ſeligen Geiſter.

Und dies Alles ſollte nicht durchaus nur von dem rein chriſtlichen Standpunkt aus dargeſtellt, nicht aus dem Geiſte der ewigen Liebe und Gnade, welche ſich Aller erbarmt, damit Keiner verloren gehe, herausgeboren ſeyn?

Aber auch der zweite Theil der Tragödie iſt ganz von dieſem Geiſte durchweht, und aus dem tiefſten Born chriſtlicher Wahrheit geſchöpft. Er

führt uns den „Fauſt“ in alle mögliche Lagen des Lebens vor die Augen, zeigt uns, wie hier nichts dem Menſchen wahre Ruhe geben kann, als das Eine, was noth thut. Denn keine Ehre und Herrlichkeit der Welt, keine Genüſſe und Freuden, weder Hohes und Niedriges noch Fades, und wenn „Fauſt“ das geſammte Alterthum, welches ja erſt im Lichte des Chriſtenthums ſeine wahre Bedeutung findet, in ſich aufnähme, in ſich von Neuem erzeugte, nichts auf Erden vermag ihm wahre Zufriedenheit, reines Glück zu verſchaffen, ſo lange er ſich nicht ganz aus dem Endlichen erhebt, von demſelben ſich ablöſt und losſagt, ehe er nicht, wie auch Plato es ausdrückt, ſterben lernt.

Und nun gar die letzte Scene der großen Welt-Tragödie, wo auch „Fauſt“, nach all' den Mühſalen des Erdenlebens, nach Ringen und Kampf, von der himmliſchen Gnade aufgenommen iſt zur Ruhe der Seligen, nun alle Engel und Heilige ſich freuen über den Sünder, der in's Himmelreich eingeht; als im letzten großen Jubel-Chor alle vollendeten Geiſter den großen Vater loben und die ewige Gnade preiſen, als das ganze, im „Fauſt“ repräſentirte Menſchengeſchlecht, verſöhnt mit Gott, eingegangen iſt zur Seligkeit: da ſchließt ſich alles Endliche mit den tiefbedeutungsvollen Worten des letzten Chors der Tragödie, der zugleich die Auflöſung des Ganzen, wie überhaupt alles endlichen Seyns enthält, und das Verhältniß des Ewigen, als

des Vollkommenen, zum Zeitlichen, als dem unvollkommenen Abbilde und Spiegel des Erſteren, ausſpricht:

„Alles Vergängliche
Iſt nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.

Das Unbeſchreibliche
Hier iſt es gethan:
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan!"

Ja, nur die ewige Liebe zieht uns himmelan! — Es iſt vollendet! Das große Werk iſt vollbracht, die große Tragödie des menſchlichen Lebens hat ihren Schluß! Wer könnte da wohl ſich nicht erhoben fühlen über dieſe Welt, begeiſtert und emporgetragen zu Dem, was ewig und unvergänglich iſt? Wer ſieht hier nicht deutlich den ganzen Verlauf eines jeden einzelnen Menſchenlebens, wie den allgemeinen Typus, die abſolute Geſchichte der geſammten Menſchheit in ihrem Repräſentanten klar und beſtimmt dem Auge dargeſtellt? Und hier wäre es möglich, daß Jemand nicht deutlich erkennen ſollte, wie der Dichter nur die allertiefſten Geheimniſſe des Chriſtenthums ausgeſprochen und objektiv als eine lebendige Welt dargeſtellt hat, daß er uns durchaus nur auf den erhabenſten chriſtlichen Standpunkt geſtellt habe?

Kurz, wer den „Fauſt" nur mit einiger Aufmerkſamkeit geleſen hat, der kann wohl, wenn ſein

geiſtiges Auge nicht völlig erblindet iſt, und er überhaupt das Chriſtenthum ſeinem Weſen nach als die Religion der Gnade und Liebe im Glauben begriffen hat, unmöglich verkennen, daß dieſe Tragödie nur aus dem tiefſten chriſtlichen Geiſte hervorgegangen und von demſelben durchdrungen, ja das dargelegte Chriſtenthum ſelbſt iſt.

Freilich, das Chriſtenthum in der Tiefe, wie es Goethe hier und überall in ſeinen Werken auffaßt, nämlich als Leben, Kraft und Wirklichkeit, iſt wohl verſchieden von dem, was viele hochgelahrte Herren in dem beſchränkten Dünkel ihrer Oberflächlichkeit dafür anſehen, wenn ſie es in todten Vorſchriften und dürren Moralpredigten beſtehen laſſen. Dieſe finden dann allerdings nichts Chriſtliches im Goethe, weil ihnen nirgends wohl und behaglich, als wo Alles ſo hübſch ſeicht und flach iſt. Aber ſolchen Geiſtern wird's auch überhaupt nicht gelingen, das Wahre und jede Tiefe des Ewigen zu faſſen, wie man einem Blindgeborenen nie eine Vorſtellung vom Lichte und von der Farbe wird beibringen können. Wer Augen hat, zu ſehen, der ſehe! Doch ſollten Menſchen der Art lieber erſt die Tiefe und Wahrheit, die Größe und Erhabenheit eines Goethe verſtehen und würdigen lernen, ehe ſie geringſchätzig über ihn die Naſe rümpfen, wie die Rationaliſten, oder mitleidig verdammend die Achſel zucken, und, wie die Pietiſten, vor übergroßer Heiligkeit einem Manne wie Goethe das Chriſtenthum und damit alle wahre Genialität abſprechen. Solche Geiſter hervorzubringen, bedarf

es oft Jahrhunderte. Sie sind die gottbegeisterten Propheten, welche dastehen als Grundsäulen des großen Baues, den die Menschheit zu fördern hat. Gelten doch von unserm Dichter recht eigentlich jene Worte Shakspeare's:

„Freund, er durchschreitet diese weite Welt
Wie ein Kolossus, und wir kleinen Menschen,
Wir wandeln zwischen seinen Riesenbeinen
Und schau'n umher nach einem schnöden Grab."

Jene kleinen Geister aber sprechen mit ihrem wegwerfenden Urtheil über Goethe ihr eigenes Urtheil aus, und liefern damit nur den unwidersprechlichsten Beweis ihrer grenzenlosen Beschränktheit und eines kaum glaublichen Stumpfsinnes. An gewissen Dingen keinen Geschmack zu finden, ist ein Zeichen, daß man eben selbst keinen Geschmack besitzt. Mit Recht sagt in Bezug auf solches Geschmeiß, welches sich übrigens, wie kleine Kläffer, meistens erst nach des Löwen Tode vernehmen ließ, Goethe selbst im „Faust":

„Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gesicht, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Doch darf man von diesen Leuten nichts befürchten, und es ist ein Zeichen von Unglaube an die göttliche Weltregierung, zu meinen, solche Geister könnten die wahre Größe und den Ruhm unsres Dichters nur im Mindesten beeinträchtigen. Denn wo die Wahrheit, das Göttliche selbst angegriffen wird, da stehen Legionen Geister zu seiner Vertheidigung bereit, und

man braucht nicht in Furcht zu seyn, es könne unterliegen. Noch nie hat der Unsinn und die Finsterniß den Sieg davon getragen, und wie die Sonne das Dunkel der Nacht siegreich verscheucht, und, alle die finsteren Hüllen der schwarzen Schatten und Nebel durchbrechend, ihr glänzendes Licht im Triumphe jubelnd durch das Weltall ausgießt, um Alles mit Licht und Wärme zu erquicken, so überwindet auch die Macht des Wahren alle die ihrer Verbreitung sich entgegenthürmenden Hindernisse, und beweist so täglich von Neuem, daß die Affirmation ein für alle Mal die Negation besiegt und vernichtet hat. Gott selbst kämpft für sie, weil er die Wahrheit ist; — welcher Sterbliche aber könnte sich da wohl unterfangen, ihr den Sieg streitig machen zu wollen?!

Ein Gespräch im Elysium.

Von

Dr. Ernst Woldemar.

1822.

Klopſtock.

Iſt der eben ankommende Schatten nicht Wieland?

Rabener.

Ja wahrhaftig, er iſt's, der gar nicht, wie andere Leute, in der Jugend fromm war und bereiferen Jahren erſt gottlos wurde.

Uz.

Ich geſtehe, daß ich eher jeden Andern, als ihn, hier erwartet hätte.

Gleim.

Ei, warum? War er nicht bei allem anſcheinenden Leichtſinn ein ſo ernſthafter und wackerer Weltbürger, als wir?

Gellert.

Ach, der Meinung bin ich ganz und gar nicht, vielmehr beſorge ich, daß es ein bloßes Mißverſtändniß ſeyn wird, weshalb wir den ſittenloſeſten Sterblichen auf uns zueilen ſehen, und daß ihn Minos ganz wo anders hat hinweiſen wollen.

Rabener.

Freund Gellert, man merkt, daß es noch manchen Becher Lethe koſten wird, ehe Du Deine Hypochondrie, wie Dein Moralſyſtem, ganz ablegſt.

Wieland (ſich nähernd).

Wie freue ich mich, ſo viele ehrenwerthe Deutſche im Elyſium wieder zu finden! Aber ſagt mir, Freunde, habt Ihr Euch nicht ein wenig darüber verwundert, ſo wider alle Eure Theorieen hierher gekommen zu ſeyn?

Rabener.

Und was hat wohl Dich weiſen Sachwalter der Abderiten vor dieſer Verwunderung ſchützen können?

Wieland.

Etwas, das ſie auf der Oberwelt Mangel an Originalität zu nennen belieben, ich ſelbſt aber, mit Eurer gütigen Erlaubniß, lieber Vielſeitigkeit nennen möchte.

Uz.

War es denn auch Vielſeitigkeit, daß Du einige höchſt unſchuldige erotiſche Lieder von mir einſt tief in den Tartarus hinab verdammteſt?

Wieland.

Vergieb, ehrlicher Uz! Als ich das that, war ich noch blutjung, und die Jugend leidet in der Regel an der Einſeitigkeit, wie die Kindheit an den Zähnen. Ueberdies war ich damals noch in die theure Hexametromanie verliebt, und hatte mir's in den Kopf geſetzt, da ich der Erſte nicht ſeyn

konnte, doch mindeſtens Klopſtock der Zweite zu werden.

Klopſtock.

Aber ſage mir, wie biſt Du ſo ganz von dieſem Vorſatz wieder abgekommen, und das zu einer Zeit, wo ich das Faktotum auf dem deutſchen Parnaß zu ſeyn ſchien?

Wieland.

Ich bemerkte, vortrefflicher Sänger, daß Du zwar ungemein viel bewundert, aber verzweifelt wenig geleſen wurdeſt, und es däuchte mir ſchmeichelhafter, wenn ich nun einmal Schriftſteller ſeyn ſollte, lieber von der ganzen oder halben deutſchen Welt, als bloß von den wenigen Edlen geleſen zu werden. Du ſiehſt alſo, daß, wenn ich auch entſchiedene Anlagen zu einem Klopſtock gehabt hätte, ich's aus bloßer Eitelkeit nicht geworden bin.

Klopſtock.

Haſt Du Dir aber mit Deiner Menge von Leſern auch nicht zu viel geſchmeichelt? Ich ſelbſt — zum Beiſpiel — habe Dich nach Deiner großen Metamorphoſe nie mehr geleſen.

Wieland.

Nun, da haſt Du es, großer Klopſtock, mit meinen Schriften genau ſo gehalten, als ich's mit den Deinigen hielt. Uebrigens haben die meinigen Auflagen über Auflagen erlebt; und ſelbſt jene jungen Herren, die, um deſto ſchneller berühmt zu werden, ſich ein wenig zu dem Straßenbuben-Orden erniedrigten, und den Sänger des „Oberon"

öffentlich mit Koth bewarfen, haben dies nicht verhindern können.

Gellert.

Warum iſt aber ſo etwas manchem Andern nicht begegnet, der ſich, ohne ruhmredig zu ſeyn, doch wohl auch unter Deutſchlands Lieblingsſchriftſteller zählen dürfte?

Wieland.

Das glaube ich zwar recht wohl zu wiſſen, frommer Gellert, wünſchte aber doch, daß es Dir lieber Dein ſatiriſcher Freund Rabener erklären möchte.

Rabener.

Der war ſchon auf der Oberwelt kein großer Freund von weitläuftigen Erklärungen, wie viel weniger wird er es hier ſeyn? Sage uns lieber dafür, Du zärtlichſter Buſenfreund Lucian's, wie biſt Du zu einem Lebensſyſtem gekommen, das Dir vor uns Allen hier einen ſo entſchiedenen Vorzug giebt, und das doch dem herrſchenden ſo ganz entgegen war?

Wieland.

Hauptſächlich durch den Mann, den Du ſo eben gütig genug meinen Buſenfreund nannteſt, hauptſächlich durch den geiſtreichſten aller Spötter, meinen innig geliebten Lucian. Je mehr ich ihn las — und ſchwerlich hat ihn ein Deutſcher ſo viel geleſen, als ich — je mehr ward ich inne, daß man ſo lange ein Gegenſtand ſeiner Spöttereien bleiben müſſe, als man ſich nicht ehrlich ſeine völlige Unwiſſenheit in überſinnlichen Dingen geſtehe, und, dem dermaligen

Culturzuſtande der Vernunft gemäß, ſich ſein eigenes Glaubens- und Lebensſyſtem ſchaffe, ſo gut oder ſo ſchlecht, als es ſich bei den beſchränkten Verſtandeskräften des Menſchen ſchaffen laſſen wolle.

Uz.

Bei der Bildung eines ſolchen Syſtems wird Dir unfehlbar meine „Theodicee" einige nicht unweſentliche Dienſte geleiſtet haben?

Gleim.

Auch dürfte Dir wohl mein rothes Buch, genannt „Halladat", dabei freundlich zu Hülfe gekommen ſeyn?

Wieland.

Vergebt mir, theuerſte Schatten, wenn ich beides verneinen muß; denn Deine ſchulgerechte „Theodicee", lieber Uz, enthielt mir zu viel Leibnitz-Wolfiſche, alſo zu viel abendländiſche Philoſophie; ſo wie dagegen Dein ſalbungsvolles „Halladat", ſchätzbarer Gleim, wieder zu viel morgenländiſche. Ich hatte aber meine ſehr guten Gründe, bei der Aufſtellung meines Syſtems durchaus weiter keine Philoſophie gelten zu laſſen, als meine — ſelbſteigene.

Gellert.

Ich bin in der That nicht wenig neugierig, ein Glaubensſyſtem näher kennen zu lernen, mit dem ſich ſo viel Sittenloſes vertragen konnte.

Wieland.

Es kann nach Gellert'ſchen Anſichten etwas ſittenlos heißen, was nach meinem Syſtem durchaus nicht ſo genannt werden darf. Uebrigens wünſchte

ich meinem „Agathon“ hin und wieder dieselbe glückliche Kürze, die dieses System hat.

Gleim.

Um so weniger darfst Du uns dasselbe vorenthalten.

Wieland.

Wenn Euch sehr daran liegt, es kennen zu lernen, obwohl es Euch jetzt wenig nützen kann, warum sollte ich damit zurückhalten? Ich war nie der Mann, der seine Ueberzeugungen verleugnete. Es besteht im Grunde nur aus folgenden drei kurzen Sätzen: 1. Da man von dem Uebersinnlichen als Mensch nichts Bestimmtes wissen kann, so ist es Thorheit, sich darüber erst lange den Kopf zu zerbrechen. Daß es etwas der Art geben müsse, merkt man wohl; was aber und wie es ist? erfährt man nie, weder vom Zoroaster noch vom Confuz, noch sonst woher. — 2. Die erste und höchste Pflicht des Menschen besteht darin: daß er sein irdisches Daseyn geistig und sinnlich so gut zu benutzen sucht, als ihm dies nach seinen ursprünglichen Anlagen nur immer möglich ist. — 3. Von einem zweiten Leben nach dem Tode weiß der Mensch so viel als von dem Uebersinnlichen überhaupt, das heißt — nichts. Wer, wie weiland Johann Caspar Lavater, eine sehr bewegliche, halb dichterische, halb überspannte Phantasie hat, kann Aussichten in die Ewigkeit schreiben, die Manchen sehr entzücken; wer aber gewohnt ist, bei der lebendigsten Einbildungskraft immer den denken-

den Geiſt vorherrſchen zu laſſen, wird ſich ſchwerlich die edle Zeit damit verderben.

Klopſtock.

Ich überſehe, daß man bei dieſem Syſtem nie der großen oder heroiſchen Aufopferungen fähig ſeyn wird; ich frage Dich nur: wie ſtand es um die Autorität deſſelben, der man doch nicht entrathen kann, ſo lange man noch auf dem irdiſchen Schauplatze wandelt?

Wieland.

Wenn Du die raſtloſeſte Thätigkeit, mit der ich nicht bloß als Mann, ſondern ſelbſt noch im höchſten Greiſesalter, und, wie die Welt weiß, weniger aus Ruhmſucht als zum Beſten meiner zahlreichen Familie gearbeitet habe, keine Aufopferung nennen willſt, ſo möcht' ich Dich faſt bitten, großer Klopſtock, mir zu ſagen, welchen Namen Du ihr ſonſt beilegen wollteſt. Was aber die abgeforderte Autorität anbelangt, ſo war ich eben durch Lucian's Weisheit ſo weit gekommen, daß ich meinen Verſtand ſelbſt verlacht haben würde, hätte er noch eine andere nöthig zu haben geglaubt, als ſeine — eigene.

Uz.

Wie ſtand es aber bei dieſem Syſtem um Deine Beruhigung in jenen unſeligen Augenblicken, wo uns durchaus keine Gegenwart genügt, und wo wir uns eben deshalb nach etwas Höherem und Beſſerem ſehnen müſſen?

Wieland.

Da ich, wie meine überaus zahlreichen Werke

beweiſen, von jeher ſehr fleißig war, und ungeachtet des Hoflebens — in welchem ich mich meiner Verhältniſſe wegen zu langweilen hatte — meine Zeit immer ſehr sorgfältig eintheilte und auskaufte, ſo kannte ich dergleichen Augenblicke wenig oder gar nicht. Und wären ſie mir auch gekommen, ſo würde ich ſie auf der Stelle durch folgende Betrachtung vernichtet haben: „Die Pflanze grünt und blüht die ihr verliehene Zeit, und läßt die Blätter nie darüber hängen, daß ſie kein ſich frei bewegendes Thier iſt. Das Thier hingegen genießt ſorglos und froh das ihm gegönnte Daſeyn, ohne je darüber zu ſeufzen, daß es kein mit Freiheit und Vernunft begabter Menſch wurde. Willſt Du mit allem Deinen Verſtande weniger verſtändig ſeyn, als beide übrigen lebenden Geſchlechter der Erde?“

Klopſtock.

Das kann man zur Noth gelten laſſen, ob mir's gleich nicht eben ſehr beruhigend ſcheint; nur muß ich glauben, daß Dein Syſtem ganz und gar nichts dafür kann, wenn Du nicht zum ſchlechteſten und verworfenſten Menſchen dabei geworden biſt, denn nach ihm iſt ja alles Mögliche erlaubt. Auch beweiſen die vielen üppigen und ſchlüpfrigen Gemälde, weshalb Du ſchon ſo oft von Deinen eigenen Zeitgenoſſen verdammt wurdeſt, nur zu deutlich, wie wenig Du durch daſſelbe im Zaum gehalten werden biſt.

Wieland.

Alſo auch im Elyſium habt Ihr zwiſchen einem Grecourt und einem Wieland noch keinen Unterſchied

machen lernen? Ihr müßt dem Maler, Ihr müßt dem Bildhauer das Nackende erlauben, sonst vernichtet Ihr seine ganze Kunst oder mindestens den besten Theil derselben. Und was Ihr Jenen zugesteht, wollt Ihr dem Dichter zum Verbrechen machen? Ist es meine Schuld, daß Ihr das Nackende durch die Rede gemalt sogleich üppig und schlüpfrig nennt?

Gellert.

Und wenn ich Aeonen hindurch hier Alles um mich her, ja mich selbst gewandlos sehe, nie werde ich mich mit der von Dir vertheidigten Nacktheit aussöhnen.

Wieland.

Auch dann nicht, ehrwürdiger Schatten, wenn ich Dir versichere, daß mir Deine Lieblings-Muse, die Moral selbst, den Pinsel dazu in die Hand gegeben hat?

Gellert.

Wieland, komm doch wieder zu Dir!

Wieland.

Ich bin ganz bei mir, guter Freund! Wie? solltest Du nie von jener Pest vernommen haben, die gerade da, wo ich am liebsten gelesen wurde, am meisten im Finstern schlich, und zu der nämlichen Zeit, als mich der Becher ehelicher Liebe am innigsten berauschte? O wenn sich die Menschen durch keine Moral mehr abhalten lassen, auf Kosten der Natur zu sündigen, dann ist der Dichter gewiß ein frommer Mann zu nennen, der seinen Gemäl-

den lebendigere Farben giebt, um nur allererſt durch Anregung der Sinnlichkeit auf beglückende Wege zurückzuleiten.

Rabener.

Spart Eure Beredſamkeit, liebſten Freunde, Ihr überzeugt ihn nicht, daß er auf Abwege gerathen iſt. Auch wißt Ihr, daß er die Caſuiſten ſo fleißig geleſen hat, wie Leſſing die Kirchenväter.

Wieland.

Uebrigens wird man bei der angeſtrengten Geiſtesthätigkeit, wie ſie die Welt von mir geſehen hat, ganz gewiß kein Achtziger, wenn man ſeine Kräfte zugleich im Dienſte der Sinnlichkeit vergeudet. Auch muß mein Lebensſyſtem wohl haltbar geweſen ſeyn, weil es mir nicht bloß die treueſte und zärtlichſte Liebe der Meinigen, ſondern auch die dauerndſte Achtung meiner beſſeren Mitbürger und Zeitgenoſſen erringen half. Und da Ihr, wie es ſcheint, ſelbſt im Elyſium noch viel auf Autorität gebt, ſo erlaubt mir, Euch aller Seits daran zu erinnern, daß mich Minos nicht etwa aus bloßer Gnade und Barmherzigkeit, ſondern nach Urtheil und Recht hierher zu Euch geben hieß.

Berlin, Druckerei von F. W. Gubitz.

Des Nachbars Rosentage.

Des Nachbars Roſentage.

Feſtgabe für Familien

von

F. W. Gubitz.

Mit zwölf Holzſchnitten in Doppelfarbe

Zweite Auflage.

Berlin. Vereins-Buchhandlung.
(F. W. Gubitz.)

Herr Richard Trespe war einer der wenigen Nachbarn, die einſt meine Aufmerkſamkeit erregten, und wenn wir uns nach des Tages fleißiger Nützung Abends bei einem Erholungsgange über die Felder begegneten, ſchloß er ſich mir freundlich an, ſtets erſt fragend: ob es erlaubt ſey.

So ganz nah war die Nachbarſchaft nicht: er wohnte drüben am Fluß, doch konnte ich aus meiner Wohnung im zweiten Stock dorthin ſehen und erkannte, daß er in ſeinem Hausweſen ſich unabläſſig rüſtig umthat. Bei unſerm öfteren

Zuſammentreffen ſprach er gern von ſeinen Roſentagen, und ich will nach kurzer Einleitung ſchildern, was er ſo nannte.

Sein Vater hatte einſt mit geringen Mitteln einen Kattun- und Leinwandhandel begonnen, ein guter Freund der zahlreichen Art — das heißt ein ſolcher, bei dem ein offener Feind Jedem lieber ſeyn müßte — drängte ſich als Handelsgenoß in das bereits ergiebige Geſchäft ein und drängte den ehrlichen Chriſtian Trespe bald hinaus, ſo daß dieſer ſich genöthigt ſah, wieder wie ſonſt Buchhalter zu werden mit einem Jahresgehalt von Vierhundert Thalern. Damit ernährten ſich auch zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſchwer Mann und Frau, deren Mutter — die als Wittwe eines Unterbeamten jährlich funfzig Thaler empfing und ein Weniges noch am Spinnrade erwarb — und der Sohn, unſer Richard Trespe. Man wußte jedoch mit kluger Beſchränkung durchzukommen,

und der Nachbar rühmte ſich einer glücklichen Jugend.

In der Schule fleißig, war es ihm ein Roſentag, wenn er ſein Lobzeugniß nach Hauſe brachte, nun Alle ſo freudig waren, und der Vater dann in Richard's Sparbüchſe zwei Groſchen hineinſchob, wobei ihm für das Geſammelte eine Pfingſtreiſe in Ausſicht geſtellt wurde. Es dauerte jedoch faſt acht Jahre, ehe der Betrag ſo weit gedieh, um ſich zu einer Fußreiſe von Berlin nach Freienwalde einigen Mitſchülern anſchlieſſen zu können. — Großmütterchen drückte ihm aber noch einen Zuſchuß in die Hand, denn auch die ärmſte Großmutter findet Rath, wenn für einen Enkel etwas abgedarbt werden ſoll. Am Abend vor der Abreiſe erinnerte ſich der Vater ſeiner erſten Ausflucht und erwähnte folgenden Zug, den Richard ſo vortrug, als ob der alte Treſpe vor mir ſtände.

„Ich zählte", sagte der Vater, „etwa vierzehn Jahre und machte mit acht Schulkameraden im Thüringschen eine Pfingst-Wanderschaft. Einst kamen wir in eine Dorfschenke und forderten Kaffee, den wir auch erhielten, bei überreichlichem Maaß von so abscheulicher Beschaffenheit, daß er nur zwangsweise zu trinken war. Wir neckten darüber die alte Frau Wirthin mit spitzen Worten, sie aber stemmte die Arme in die Seite und entgegnete bei schaukelnder Körperbewegung und mit zornbewegtem Antlitz:

„Ja, die verwöhnten Mutterſöhnchen haben vermuthlich geglaubt, hier würde ihnen ein recht ausgesucht starker und theurer Kaffee aufgetischt? Nichts da, für junges Blut taugt hitzig Getränk nicht, und der ganze große Topf voll kostet nur einundzwanzig Pfennige. Die jungen Burſche verthun doch genug und mehr als die armen Eltern daheim erschwingen können; ich aber mag das Sündengeld nicht, worüber die Eltern zu

Hauſe jammern, und Ihr trinkt entweder ſolchen Kaffee, wie ich ihn ſelber trinke, oder Ihr laßt ihn ſtehen!"

Wir ſchickten uns an, den Kaffeetopf zu verlaſſen und ungenoſſen das Gebräu zu bezahlen, da beſann ſich die Alte flugs eines Andern.

„Nein, das darf ich nicht leiden!" rief ſie gebieteriſch aus und verſchloß die Thür; „es iſt kühle Witterung und die jungen Herren müſſen was Warmes in den Leib haben: nur friſch zugetrunken!"

Wir konnten uns des Lachens nicht enthalten und tranken der offenbar höchſt gutmüthigen Frau zu Gefallen, als Sparſame wider Willen, den ſchlechteſten Kaffee, der mir jemals geboten wurde, und unſre Nachgiebigkeit rührte ſie ſo, daß für die Geſammtſumme von einundzwanzig Pfennigen noch Jeder als Belohnung des bewieſenen Gehorſams ein Schnittchen Stolle bekam,

freilich diesmal ein Gebäck, dem die Alte den Namen Kuchen als unverdiente Standeserhöhung ertheilte. Nun, Richard, gönn' ich Dir unterwegs alle Fürsorge, die Dir Dein Bischen Geld sparen hilft, aber doch zugleich auch besseren Kaffee!"

Damit endete der Vater lachend seine Erzählung, und wir wurden in Gedanken und Reden über das kleine Abenteuer seelenvergnügt, was während meiner Pfingstreise eben so war. Das ausgelassenste und oft wiederkehrende Gelächter erhob sich da, als einer der Schulkameraden, den wir den Träumer nannten, auf einem kaum vierzig Fuß hohen Hügel bei dem Blick in die Ferne überrascht und erstaunt hell aufschrie: „Herr Gott, ich hätte mir die Welt nicht so groß gedacht!" — O wie leicht befriedigt ist die Jugend und wie ewig jung ist in dieser Hinsicht die Genügsamkeit!"

„Amen!“ rief ich leiſe und ungehört, denn Richard ſprach bereits wieder von einem Roſentage, dem der Einſegnung. Obwohl er bei den Vorbereitungslehren einen Verweis empfing, als er auf die Frage: „Glaubſt Du an den Untergang der Welt?“ geantwortet hatte: „Nein, denn der allmächtige Meiſter, der die Schöpfung vollbrachte, hat gewiß Liebe zu dem erhabenen Werk und wird es nicht untergehen laſſen“, dennoch blieb er bei gleicher Zuverſicht, und in Bezug auf ſeinen Glauben äußerte er:

„Mir ſteht der Geiſt der chriſtlichen Religion weit über der Vernunft des Einzelnen, das Wort jedoch, weil es vieldeutig iſt und vieldeutig benutzt wird, unter der Vernunft.“

Den Roſentag der Einſegnung hatte ihm ſein Vater durch das Geſchenk einer Uhr mit Tombakgehäuſe verſchönt, und ein Blättchen beigefügt, das Richard ſeitdem in der Briefta ſche

bei sich trug. Er reichte mir das vergilbte Papier und ich las:

„Wohl habe ich an Mancherlei sparen müssen, um Dir heut diese schlichte Uhr geben zu können, aber ich dachte immer: mein Sohn lerne frühzeitig den Werth der Zeit kennen, er werde überzeugt, man dürfe nicht Minuten versäumen, wolle man sich die gute Stunde bis zu guten Tagen und Jahren erwerben. Einer der sieben Weisen Griechenlands, Thales, antwortete auf die Frage, was er für das Weiseste halte: „Die Zeit, denn sie hat Alles erfunden und vollbracht!“ Auf die Zeit baue, doch nicht mit trägem Wünschen und Hoffen, sondern mit der eigenen regsamsten Thätigkeit, mit der Umsicht, die jeden Augenblick für wichtig hält. Das ist selbst in Erholung und Stärkung der ermattenden Kräfte zu beachten; denn worin der Mensch Ermunterung und Vergnügen sucht, das dient zum hauptsächlichsten Maaßstab seines Werths. Gehegte Wün-

ſche und Hoffnungen ſind oft mehr ſchwächend als ſtärkend, ſie taugen nur dann, wenn ſie ſich auflöſen in dem Entſchluß, dies oder jenes Schätzbare mit der Beharrlichkeit erreichen zu wollen und dabei alle Hinderniſſe muthig zu überwinden. Müßige und leere Wünſche ſind abmüdend und durchhöhlen Herz und Seele; ſchwärmeriſche Wünſche betrügen um Gegenwart und Zukunft, wenn die rückſichtsloſe Wirklichkeit das Thörige und Tolle endlich zu Tage bringt. Die Hoffnung iſt unentbehrlich, Du magſt ſie Dir geſund im Sinne bewahren, ſie im Schaffen und Trachten befeſtigen, dieſe beiden Eigenſchaften aber nicht mindern laſſen durch Sehnen und Verlangen. Bei dergleichen Hoffnung legt man leicht die Hände in den Schooß, ſo daß man wegen des Unmöglichen und Entbehrlichen dem Möglichen und Nothwendigen Abbruch thut, und im Reiche der Nebel den feſten Boden verliert ſammt ſeiner Zeit, die doch der begüterſte Stoff des Lebens iſt."

Als ich das Blättchen zurückgegeben hatte, bemerkte Richard lächelnd:

„Heut zu Tage heißt es mit trockenem und kärglichem Ausdruck: Zeit iſt Geld! Das würde mein Vater wahr nennen, wie ich es thue. Leider denkt aber unſre Gegenwart in Allem nur Geld, und ein überkluger Hans hat gar hinzugeſetzt: Bei Geld hört alle Gemüthlichkeit auf! Weh Dem, der dies im ganzen Umfange des Worts geltend macht, er iſt nichts als eine bewegliche Mumie!“

Bald nach der Einſegnung kam Richard in die Lehre bei einem Kattundrucker, wo er im zweiten Jahre einen Gulden, ſpäter einen Thaler Wochenlohn erhielt, und ſich durch Betriebſamkeit weiter half. Er übte ſich, die Formen zum Kattundruck ſelbſt anzufertigen, und es glückte ihm ſo, daß er in ſeinen Nebenſtunden, wenn Geſellen und Burſchen herumlungerten, ſolche Formen fertigte, die ſein Lehrherr ihm bezahlte mit der

Hälfte deſſen, was der gewöhnliche Formſchneider forderte, der ohnehin ſo beſchäftigt war, daß er nicht alle Arbeiten annehmen konnte.

Da begriff Richard, den auf Putz und Vergnügen verſeſſenen Geſellen und andern Burſchen gegenüber, daß Eitelkeit und Müßiggehen durch Verluſte doppelt ſo viel koſten als die eigentlichen Bedürfniſſe.

Seine Kameraden in der Werkſtatt ſahen aber meiſt mit ſcheelen Blicken auf den Emſigen, ſpotteten ſeiner und ſuchten ihm Verdruß zu ſchaffen auf allen Wegen; denn man verlangt in ſolchen Verbrüderungen, hauptſächlich nur zu Gunſten des Leibes, es müſſe Einer thun wie der Andere, und das ernſte Streben heißt da nicht ſelten eine lächerliche, unleidliche Vornehmthuerei.

Als man die Zünftigkeit der Gewerke aufhob, verfiel manches Gute, im Schlimmen jedoch blieb man zünftig, wie man ſagt: aus Gemein-

geist. Dies Wort könnte schon durch sich selbst nichts Gutes bezeichnen, denn „gemein" und „Geist" sind eine üble eigenschaftliche, nicht an Würdiges erinnernde Verbindung.

Die Kattundrucker gehörten zwar nie zu den Zünftigen, zünftig aber war der Gesellenzorn gegen den steten Fleiß Richard's, der sogar mehrmals Thätlichkeiten auszustehen hatte. Der Lehrherr schützte ihn so viel er konnte und sagte:

„Laß' Dich's nicht kümmern, nur muthig hindurch, das Bess're kommt Dir dann! Jene Gedankenlosen und Zerstreuungssüchtigen vertreiben sich in der Gegenwart die Zeit und in der Zukunft die Geschäfte!"

Richard hielt auch aus, war aber doch seelenfroh, als fünf Jahre vorüber waren und er seinen Lehrbrief empfing.

Dies war wieder einer von seinen Rosentagen, und er gedachte dankbar der kurzen Rede, die bei diesem Anlaß der alte Lehrherr hielt.

„Glück auf!“ sprach er, „und das ist hier eine Botschaft, nicht bloß ein Wunsch. Wer es weiß, daß ein Heute mehr werth ist als zwei Morgen, wer es weiß, daß man vor einem guten Herrn nie müßig erscheinen mag, sich aber allein der gute Herr und der gute Diener ist, der schämt sich vor sich selber ebenfalls des Müßiggangs. Das haben Sie schon in der Lehre bewiesen: Glück auf! Sie werden auch in der Muße nicht müßig seyn, werden Ihre Werkstatt selten verlassen, mit den Gedanken niemals, und können demnach mit Gott darauf vertrauen, daß Ihre Werkstatt auch Sie nicht verläßt!“

„Ja“, sagte Richard, „ich hab's erfahren, welch ein großer Unterschied ist zwischen Muße und Müßigseyn, und bei einem Erholungsgange in Feld und Wald hat mir mein Denkvermögen gar manchmal weiter geholfen als meine rüstigste Handarbeit.“

Was Richard in den Stunden, die seine Kameraden vergeudeten, durch die Druckformen erworben hatte, sparten ihm die Eltern auf, und so gering die Summe war, wichtig machte sie der Umstand, daß sich die Möglichkeit, bald selbstständig zu werden, daran knüpfte.

Fürerst, um seine Kenntniß und Umsicht für sein Fach zu erweitern, arbeitete er in Chemnitz, wo seit langer Vorzeit vorzügliche Kattune gefertigt wurden, dann in der Schweiz und Frankreich, und nirgends verbrauchte er ganz sein Wochenlohn, so daß er nach drei Jahren bei der Rückkehr in seine Vaterstadt jene Summe noch mit achtundzwanzig Thalern vermehren konnte, weil er sogleich wieder in einer Kattundruckerei ergiebig beschäftigt wurde, aber nun die eigene Werkstatt im Sinne hatte. Während der jetzigen Mußestunden beschäftigte er sich mit dem Theil der ihm brauchbaren Chemie und neuen Druckformen — auch in der förderlicheren Weise durch

Walzen — für ſeine künftige Stellung, und nachdem er meinte, hierzu Grund gelegt zu haben, kaufte er ſich in das Bürgerrecht.

„Als ich die gedruckte Zutheilung des Bürgerrechts vor mir ſah", bemerkte Richard, „hatte ich innen wieder einen Roſentag, obwohl ich doch nicht damit zufrieden war, daß man es für Geld und eine Eidesform ohne Weiteres gewinnen konnte. Will ich auch nicht an das für uns ungeeignete Bürgerweſen der Griechen und Römer denken, ſollte doch nach meiner Anſicht dies Eintreten in den Staatsverband etwas feierlicher behandelt, mehr als eine Würde, weniger als ein Ruß betrachtet werden, bei dem man ſich mit der Waarſchaft abzufinden hat. Es ſcheint mir nicht heilſam, auch hier nach dem Schlendrian faſt Alles auf dem Zahlbrett abmachen zu können, wie denn leider Geld und nur Geld die umfaſſendſte Herrſchaft ausübt. Geſchieht dies bei dem Bürgerrecht ebenfalls und iſt es gleich Allem

Handelsgegenstand, sogar mit dem Zwang verbunden, bei jedem Geschäftsbetrieb Bürger werden, das heißt: zahlen zu müssen, dann macht sich die Würdigkeit und der Ehrenwerth dabei sehr gering."

Richard war nun Bürger und bezog eine sehr beengte, für ihn aber hinlängliche Wohnung: zwei Stuben, wovon eine zur Werkstatt diente, nach seinen Kräften bestens ausgestattet, die andere aber enthielt nur das nothdürftigste Geräth. In der Werkstatt war er anfangs der einzige Arbeiter, scheute sich auch nicht, auf der Waschbank zu besorgen, was bei dem Kattun erforderlich ist.

Bepackt mit den ersten drei Stücken nach neuen Mustern ging er nun eines Morgens unter Gebet und Herzklopfen zu einem Kaufmann, der in Kattun bedeutenden Umsatz machte, und bot ihm seine Waare an zu einem Preise, bei dem er für sich das doppelte Gesellenlohn übrig

behielt. Der Kaufmann griff nicht nur zu, sondern bestellte hundert Stück derselben Muster, wodurch Richard in Verlegenheit gerieth, und offen gestehen mußte, daß seine Mittel nur zureichen würden, wenn ihm verstattet sey, je fünf Stück zu liefern und dafür regelmäßig Zahlung zu empfangen. Der Kaufmann überlegte und äußerte:

„Was Mode und Geschmack betrifft, das muß rasch betrieben werden; rechnen Sie aus, wie lange Zeit sie brauchen, und ich gebe Ihnen wöchentlich den nöthigen Geldbedarf!"

„Das gab nun eine Reihe von Rosentagen", sagte Richard; „als genugthuendsten nenn' ich einen Sonnabend, als ich zum ersten Mal drei Gesellen das Wochenlohn zahlte.

Ich ernährte jetzt nicht nur mich, sondern auch Andere, und damals war eben für mein Geschäft eine glückliche Zeit in einer für das deutsche Vaterland sehr unglücklichen. Das von dem

herrschsüchtigen Napoleon in den Jahren 1806 bis 1811 gebotene Continentalsystem verschloß den englischen Waaren die Wege, die meinigen wurden beliebt und so gesucht, daß ich die Werkstatt allmälig mehr und mehr ausdehnen mußte. Was ich in dem Hause von dem Wirth an Raum erlangen konnte, reichte bald nicht mehr aus, und es waren nur noch eine Hofstube und Küche so gelegen, daß sie sich mit meiner Werkstatt verbinden ließen, was mir der Wirth antrug. Dort wohnte aber die Wittwe eines Landpredigers mit ihrer Tochter, die ich hätte vertreiben müssen, wogegen mein Empfinden kämpfte. Die fortwährend kränkelnde Mutter erhielt ihr geringes Wittwengeld in den Jahren 1806 bis 1809 nicht, und nun mußte ihre Tochter, Lehrerin in einer Stadtschule, die kleine Wirthschaft ganz erhalten und besorgen. Mit Achtung und Theilnahme sah ich, daß Adelheid früh und spät, vor und nach den Schulstunden, alle häuslichen Arbeiten ohne Bei-

hülfe verrichtete und bei der Fülle von Plagen doch niemals klagte. Sie war eine sehr anmuthige Nachbarin, ein Muster von Fleiß, Freundlichkeit und Milde, so daß ich oft in Sehnsucht dachte: eine solche Hausfrau könnte willkommen seyn. Besuche empfing sie wenige, und dann waren es Mädchen; ich bemerkte nur einen Mann, der mich aber abschreckte, denn ich mußte ihn für den glücklichen Bewerber halten, weil er selten einen Tag vorübergehen ließ, ohne sich gezeigt zu haben. Wie Adelheid Lehrerin, so war er Lehrer, und zu meinem Leidwesen schien es mir, die Beiden wären im Herzen einverstanden. Hatte ich richtig geurtheilt, zog die liebe Nachbarin bei der Verheirathung ja ohnehin aus, und das wollte ich eben abwarten, nicht ohne Seufzen.

Da trat eines Tages jener Lehrer bei mir ein, und redete mir zu: ich möchte des Wirthes Antrag, die Predigerwittwe auszumiethen, annehmen, und da ich ihn fragte: weshalb er nicht lie-

der der Frau rathe, ſelbſt zu kündigen, wenn ſie ausziehen wolle, wurde er aufgebracht und verrieth endlich in roher Weiſe, daß ich ihm im Wege ſey, denn Adelheid hege eine unüberwindliche Neigung zu mir. Dies Bekenntniß und deſſen ganze Art fand ich ſo unſchicklich, daß ich nur entgegnete: er möge mich mir ſelber überlaſſen, ich würde wiſſen, was ich zu thun hätte.

In meiner Aufregung ging ich ſogleich zu den Nachbarinnen, die bei meinem Anblick ſichtlich erſchraken, und gleich mir vergebens nach Worten ſuchten. Endlich rief die Mutter klagend aus: Sie wollen wahrſcheinlich unterhandeln, damit wir dieſe Wohnung räumen! — und nun ſtanden der Mutter wie der Tochter Thränen in den Augen.

Noch heut weiß ich nicht, wie mir plötzlich geſchah, ich fuhr mit der Rede heraus: „Nein, feſthalten will ich Sie, ſo Gott will, für immer!“ — und daß ich's kurz mache, ich ging

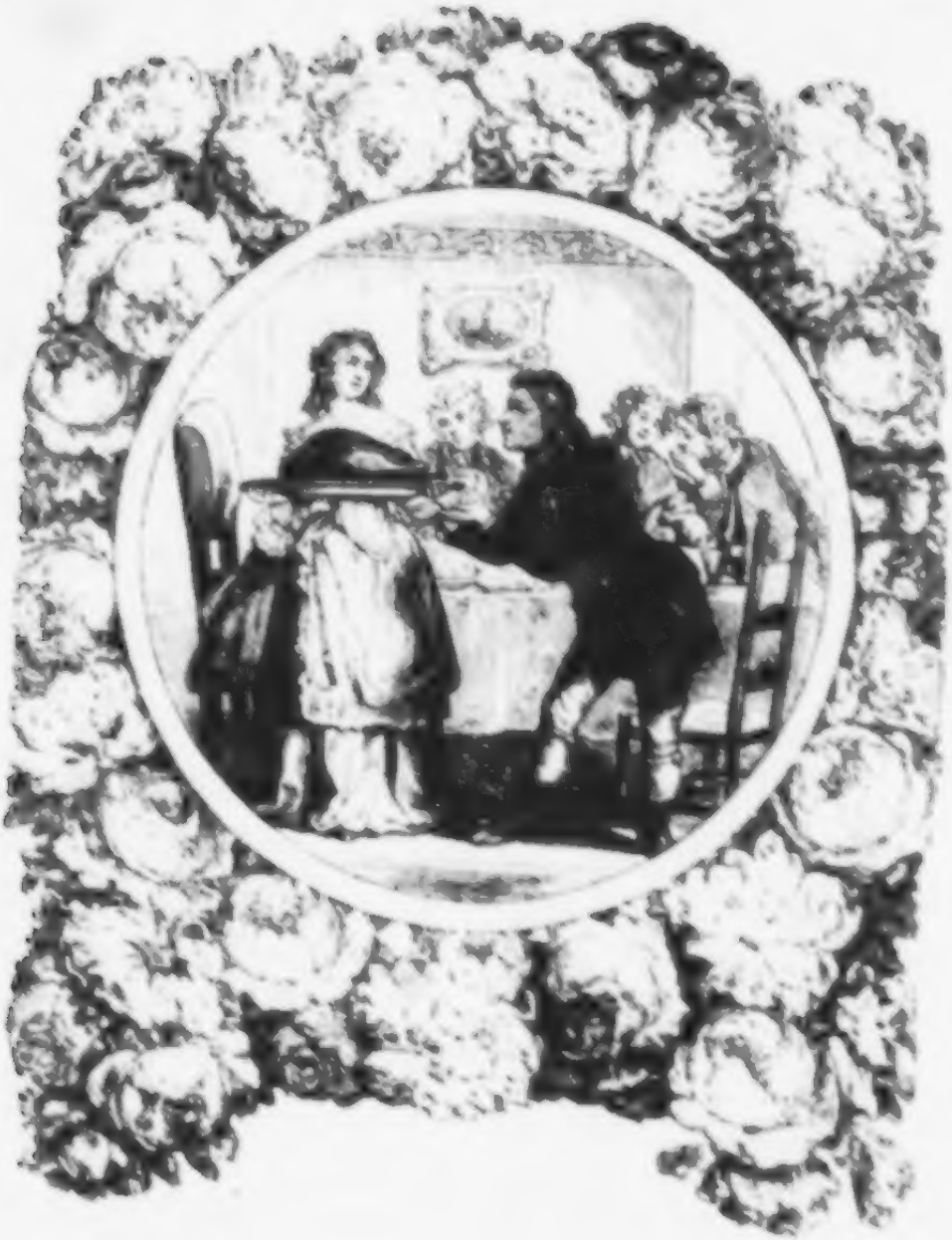
nach einigen Stunden als Verlobter fort, Freude zurücklaſſend, Freude mit mir nehmend, und noch heute, nach beinahe funfzehn Jahren, ſegne ich dieſen Roſentag, aus dem mir eine ganze Roſenzukunft entſtand. Denn ich habe eine ſo brave Frau und Mutter meiner Kinder, wie ich ſie jedem tüchtigen und rechtſchaff'nen Mann wünſche, weiß auch, daß ſie niemals in Bezug auf ſich dachte:

„Gar Manche geht nach Myrten aus,
Und bringt ſich Neſſeln nur in's Haus!"

„In jenem Stübchen", fuhr der Nachbar fort, „durchlebte ich ſo liebliche Abende, daß ich's mir erhalten habe. Mein Betrieb machte ſich ſo lebhaft, daß ich raſch, zwar keinen Reichthum, aber doch ein Vermögen hatte weit über meine Hoffnung. Ich kaufte das Haus, baute mir die größere Werkſtatt und beſchäftigte allmälig dreißig und mehr Geſellen. Ich will mich deſſen

nicht rühmen, ich weiß, mich hat das Glück begünſtigt und kenne Männer, die ſich's auch angelegen ſeyn ließen, aber doch nicht ausreichenden Erfolg hatten, obwohl man von Dem, der mit ſterem Eifer Umſicht verbindet, doch niemals ſagen wird: er läuft zwei Paar Stiefeln ab, um ein Paar Pantoffeln zu finden."

„Daß ich den funfzehnten Mai allzeit meinen Roſentagen beifüge, können Sie wohl denken: er iſt das Jahresfeſt meiner Trauung und Hochzeit. Dieſe feierten wir nach der heiligen Handlung in der Kirche, wo uns am Altar nur meine Eltern, die Großmutter und die Mutter der Braut umſtanden, in demſelben kleinen Kreiſe, gottſelig vergnügt. und ſchon am Abendtiſch erſchien meine junge Frau im Hauskleide, um die Eltern freundlich bedienen und das Brautgewand für lange Erinnerung aufbewahren zu können. Nichts hatte ſie davon an ſich behalten als den Myrtenkranz, der ſich anmuthig und gar heimiſch



dem kindlich heitern Geſicht aneignete. Obwohl ich aber bei meiner Verheirathung ſchon etwas mehr beſaß, als zum Nothwendigen gehörte, beſchränkten wir uns doch faſt eben ſo, wie ich's zuvor allein gethan hatte; denn wer vorwärts will, der muß bei der Thätigkeit auch mäßig leben. Erwerben und ſparen, das iſt eine Gemeinſchaft, die uns für die Folge Vieles verbürgt. Gewiß würden Tauſende nicht über ſchwere Zeiten wimmern, hätten ſie verſtanden und verſtänden es noch, ſich des Ueberflüſſigen zu enthalten. In mein erſtes Wirthſchaftsbuch habe ich mir Lehren von Franklin eingetragen, ich kann ſie jetzt auswendig. Er ſagt:

„Kaufe oft, was Du nicht nöthig haſt, ſo wirſt Du bald Nöthiges verkaufen müſſen. Es iſt doch gewiß eine arge Thorheit, die Reue theuer zu bezahlen, und dieſe Thorheit wird von Unzähligen täglich gepflegt, weil ſie nur der Gegenwart leben. Da hilft aber gewöhnlich kein

Reden und Warnen, denn nur der Weiſe wird durch fremden Schaden klug, ein Narr kaum durch ſeinen eigenen. Man ſchafft ſich Bedürfniſſe, die, richtig betrachtet, nicht einmal Annehmlichkeiten des Lebens ſind, und die künſtlichen Bedürfniſſe der Menſchen wurden zahlreicher als ihre natürlichen. Das Nützliche in dauerhafter und gefälliger Weiſe zu haben, iſt ein achtungswerthes Beſtreben, die Sucht nach dem Putzwerk aber eben ſo kindiſch als gefährlich, und die Eitelkeit, hält man ſie nicht im Zügel, wird zur unverſchämten und räuberiſchen Bettlerin. Hat man — zum Beiſpiel — ein Hausgeräth angeſchafft, das mehr ſchön als brauchbar iſt, ſo gehört dazu noch zehn und mehr Anderes der Uebereinſtimmung wegen, und nun wäre Bedeutendes erworben, hätte man dem erſten Gelüſt widerſtanden, Affe der Wohlhabenderen zu ſeyn. Die Nachgiebigkeit im Eitlen und Stolzen greift aber gar leicht um ſich, und eine Menge von Menſchen, die bei

vernünftigem Verwalten des Übrigen sorgenfrei geblieben wäre, bestätigt dann das Sprüchwort: „Eitelkeit und Stolz frühstücken mit dem Ueberfluß, speisen zu Mittag mit der Armuth und darben Abends mit der Schande!“

Nachdem Franklin diese und ähnliche Betrachtungen erwogen und aufgezeichnet hatte, setzte er hinzu:

„Ich war willens gewesen, mir Tuch zu einem Rock zu kaufen — es wäre noch nicht gradhin Ueberfluß gewesen — jetzt aber sah ich näher zu und fand, daß es sich thun lasse und gescheidter sey, den alten Rock noch länger zu tragen.“

„Ja, man muß sich vor dem Teufel der Verlockung selbst bei dem Geringen in Acht nehmen: denn wer den verbotenen Baum auch nur oft ansieht, der verlangt auch bald nach den Früchten!“ sagte lächelnd Richard; „und Franklin hatte recht mit dem alten Rock. Betrachte

man ihn nur mit Zufriedenheit, dann erspart er zwei neue Röcke!"

„Seit meiner Verheirathung", fuhr er fort, „weiß ich eigentlich nur von Rosentagen. Das Kind, dessen erster Zahn, das Alleingehen durch die Stubenlänge, der erste Gang nach der Schule, das erste gute Zeugniß, und so weiter — o, das Daseyn hat viel entzückende Augenblicke und jeder hat des Inhalts genug für Tage des Frohsinns!

Mit den Kindern hielt ich denn auch meine eigene Ordnung; bei meinen drei Taufen mußte man mir gleich den Taufschein ausfertigen, der ja in der Folge mehrmals gebraucht wird und dann zuweilen durch allerlei Umstände nur mit Zeitverlust zu erlangen ist. Daneben legte ich ein Sparbuch für jedes Kind, und kleine darin eingetragene Summen steigerten sich vermöge des Zinses.

Wenn eines meiner Kinder, denen ich ein knapp zugemeſſenes Taſchengeld gab, einmal ein Begehren nach Unnützem hegte, dann wurde in ihrem Beiſeyn nach den Koſten gefragt, und den Betrag gab ich dann für das Sparbuch, um zu zeigen: daß hier meinerſeits nicht etwa von Unwilligkeit oder Geiz, ſondern nur davon die Rede ſey, das werthe Geld nicht für Tand zu verwenden.

Im Hausweſen und der Erziehung unterſtützt mich meine Adelheid wacker, und ſie verſteht es. Noch vor einigen Tagen ließ ſie meine drei Jungen Hausmittel einlernen und ich lernte ſie gleich mit. Es heißt da:

Als Freundin nimm Geduld in's Haus,
Sie hilft Dir ein, ſie hilft Dir aus,
Doch wehr' es, wenn ſie herrſchen will,
Sonſt ſteht die ganze Wirthſchaft ſtill.

Zum Hausarzt wirb den Fleiß Dir an,
Das iſt der wahre Wundermann,
Der ohne Pulver, ohne Pillen,
Durch ungebeugten tücht'gen Willen,
Aus Leib und Seele treiben kann
Verſtimmung, Aengſtlichkeit und Grillen.
Auch habe gute Dienerſchaft;
Bekannt ſind Muth und Selbſtgeſchafft
Als beſte Diener weit und breit,
Als Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durſt heißt der Schenk, der Hunger Koch,
Dann hab' zwei Edelknaben noch,
Genannt Gebet und gut Gewiſſen,
Die laſſ' bei Tag und Nacht nicht miſſen!"

„Haben Sie denn aber", fragte ich den zutraulich ſchwatzenden Nachbar, „die geiſtige Betriebſamkeit in Ihrem Hauſe auch bedacht?"

„Ei, wenn das nicht geſchehen wäre", entgegnete er, „da käm' ich bei mir und meiner

Adelheid übel an! Beſuchen Sie mich einmal, da ſollen Sie ſehen, in der Unterrichtsſtube hat jeder meiner Jungen ſeinen Bücherſchrank, und die Werke zur Wiſſenſchaft und Unterhaltung ſind ausgewählt je nach dem Alter des Einen und Andern. Wir zählen zu den Roſentagen auch die, wo ein neues Buch eingeſtellt wird, reihe-herum leſen es dann die Knaben; wiederholt kommt es zur Vorleſung, und was ihnen am beſten gefällt, das bringen ſie in Mittheilung zu uns Eltern, oder, wenn ihnen etwas zu hoch iſt, fragen ſie, und das führt oft zu gar luſtigen Geſprächen, wobei die Jungen immer erſt mit ihrer Anſicht heraus müſſen.

Wir hatten neulich ein ſehr ergötzliches Bändchen für die Jugend vor uns, da gefiel uns beſonders ein Mährchen von einem Bauer und einer Fee. Hören Sie nur!

Wegen ſeiner Armuth wüthend, wollte ſich der Bauer in die Fluth ſtürzen, die Fee tritt ihm

entgegen und ſpricht: „Geh' heim, Dein wurmſtichiger Kaſten iſt mit Gold gefüllt, und begehrſt Du Weiteres, frage bei mir an, du brauchſt nur Deinen Wunſch auszurufen!“ Der reiche Kunz will dann Dorfſchulz werden, die Fee hilft dazu; bald gelüſtet ihn nach dem Baron, auch das wird gewährt, doch mit der Warnung: „Beſchränke nun deine Begierden, ſonſt folgt ſchlimmes Ende!“ — Bisher iſt aber Alles geglückt, weshalb ſollt' er ſich beſchränken? Die Feengunſt erhebt ihn bis zum Thron, Kunz iſt Fürſt einer halben Welt, jetzt will er ſie ganz haben, er will Gott ſeyn. Da ſchweigt die zürnende Fee, ihr Blick verſteinert den Unerſättlichen, wie denn überhaupt die Unerſättlichkeit die Herzen verſteinert.

Dem Bauer wird ſtets in Etwas gleichen, wer den Wünſchen Uebermacht zuläßt, und man glaubt nicht ſelten in den Zügen Solcher, die je-

des Erreichbare nach gegründeter Meinung erreicht haben, doch zu lesen:

„Erfüllt ist all mein Wünschen gegenwärtig,
Und wirklich ist nun auch — mein Unglück fertig.“

Einst traf ich den Nachbar an einem mondhellen Abend im Juli, wie er neben seiner Adelheid und den drei Söhnen fröhlich daherschritt; auch die Schwiegermutter folgte. Er war mit den Seinen fast eine Meile Weges in einem Walde gewesen.

„Als wir Nachmittag von Hause weggingen“, sagte er kichernd, „schauten viele Köpfe zu den Fenstern heraus uns nach; gewiß gab es hinterdrein Spott, daß von meinen Jungen jeder sein Päckchen trug mit unserm Abendbrod und ich die Kosten eines Wagens nicht angewendet hatte. Aber Bewegung hält gesund und munter, und eine Mahlzeit so mitten im Walde, in dessen Kühle, ist gar köstlich, und dabei haben wir in unsrer Unterhaltung volle Freiheit, was im

Wirthshauſe nicht ſo ſeyn kann. Da ſind alſo unſre Vergnügungen geſunder, wohlfeiler und beſſer zugleich, mehr iſt gar nicht zu verlangen für den ſchönſten Roſentag!

Ueberhaupt aber iſt mir das Gaſthaustreiben unangenehm, und nur zu meiner Kenntniß ſchau' ich's mir alle Jahre einmal in der Stadt an. Da hat man weder Zeit noch Ruhe, um ſich irgendwie dem Eindruck des Gemüths oder Geiſtes hinzugeben. Nur zerſtreuen will man ſich, fordert Unterhaltung, nicht aus ſich ſelber, ſondern aus Andern, fordert ſie von flachen Menſchen und Dingen. Man lieſt Zeitungen, ſehr recht; man lieſt nichts als Zeitungen, obenein nur flüchtig, ſehr unrecht. Man ſpricht über Zeitungsnachrichten; abermals recht, wenn man wirklich ernſte Theilnahme hat für die Tagesereigniſſe. Jedoch ſtets über Zeitungsnachrichten albern ſchwatzen, damit und deshalb die Arbeitszeit kürzen, Nachmittags und bis Mitternacht in den Gaſthäuſern Geld verſchleudern,

um hinüber und herüber kenntnißlos zu ſalbadern mit Mißverſtand in die Kreuz und Quer, das nenn' ich ſündlich und widerwärtig. Dabei hebt dieſer und jener leichtſinnige Familienvater die vollen Gläſer ſo oft in die Höhe, bis ſie ihn, den Uebervollen, niederwerfen, nach dem Trubel dann der Katzenjammer nicht ausbleibt, zuweilen ſo theuer bezahlt, daß nächſten Tages ihm und den Angehörigen das Geld zum Frühſtück fehlt! Da lob' ich mir unſer Vergnügen, es wird ſich nun herrlich ſchlafen laſſen; neugeſtärkt gehen wir morgen in unſre Geſchäftigkeit und prägen es uns ein: man hat für ſich genug, für Bedrängte auch noch etwas übrig, ſcheut man ſich nur nicht, das Entbehrliche abzuweiſen mit den vier Worten: „Das koſtet mir zu viel!"

Einſt fragte ich ihn: ob er denn niemals Unglück und Verluſte gehabt? — er ſchwieg eine Weile, dann antwortete er:

„Davon hat Jeder zu erzählen, hierin hab' ich

mir aber ein ſchwaches Gedächtniß angewöhnt und laſſe vergangen ſeyn, was mir vergangen ſeyn ſoll. Ich hab's auch erfahren, daß ſogar nicht jede lichte Wolke angenehmes Wetter verkündet. Sehen Sie, die Zeiten ſind nicht mehr die ehemaligen, mein Schaffen hat ſich durch allerlei Verhältniſſe ſo gefügt, daß es kaum den vierten Theil deſſen einträgt, was es ſonſt eintrug, und ich muß, obwohl ich auch eine Färberei anlegte, bisweilen Zinſen meines Erſparten mit zu Hülfe nehmen. Trotzdem ſage ich zu meinen Jungen:

Kunſt und Handwerk allein machen möglichſt ſelbſtſtändig, und Selbſtſtändigkeit iſt, wenn nicht das höchſte, doch ein ſehr hohes Gut.

Da berath' ich oft mit mir, auch mit den Kindern, was für die Zukunft zu wählen ſey, und es will mir manchmal bange werden, dann ruf' ich mir zu:

„Sey brav und laſſ' Gott walten!
Wird dunkel unſer Pfad,
Uns helfen und erhalten
Wird Gott mit Rath und That" —

und nun greif' ich überall wieder in Rüſtigkeit zu, laſſe aber auch die Jungen nach Kräften zugreifen, und ſtets wird es dann deutlich: hilft Gott wirthſchaften, wird jede thätige Hand dreifach."

„Eigentlich", ſo warf ich dazwiſchen, „dacht' ich bei meiner Frage von vorhin mehr an den Lug und Trug der Welt", und Richard fiel raſch ein:

„Hab's wohl gemerkt, Dergleichen aber vergeſſ' ich eben, ausgenommen die gute Lehre, die aus ſolchen Ereigniſſen hervorging. Unterſtützen iſt aber doch Pflicht, und es freut mich, daß ich auch dabei der Roſentage gedenken kann. So kam einſt, als ich noch ſelber nur mühſam mir forthalf, ein Schulkamerad, jetzt Tiſchlermeiſter, und

ſagte ſchamroth und ängſtlich: „Richard, ich kann die Lieferung zu einem Bau bekommen, aber meine Mittel reichen nicht hin zu der Uebernahme, kannſt Du mir Geld borgen?“ — „Wieviel denn?“ fragte ich. — „Viel, ſehr viel, hundert Thaler!“ entgegnete er beklommen.

Daß er dieſe Summe nicht für eine Kleinigkeit erachtete, behagte mir, ich äußerte aber der Wahrheit gemäß: „Ich muß im Geſchäftsbetrieb ſtreng auf mein Bischen Baarſchaft rechnen, wann ehe könnteſt Du zurückzahlen?“

„In vier Monaten erſt!“ ſtotterte er heraus.

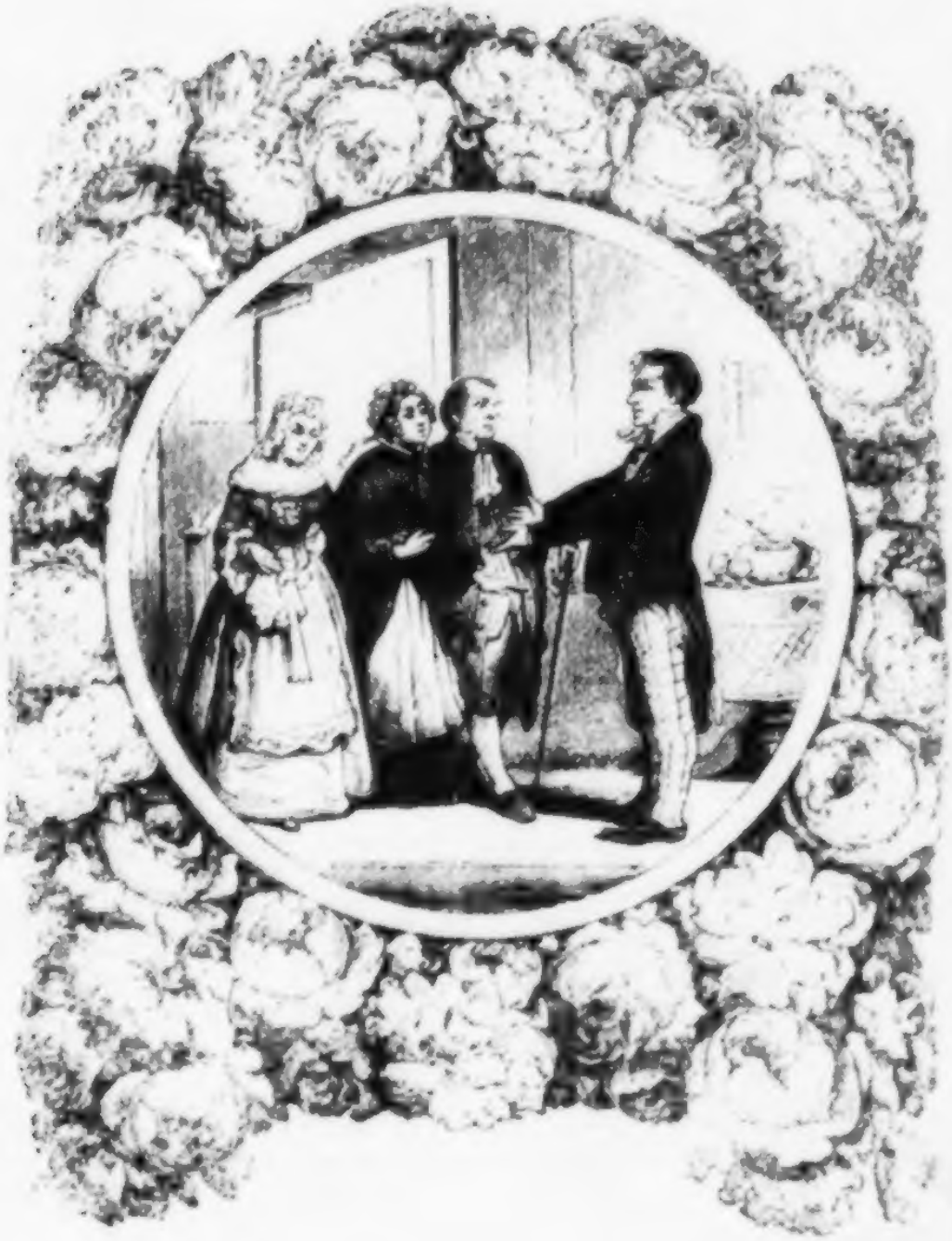
Dieſe Friſt war in meiner Lage gefährlich, im Vertrauen auf Gott und mich gab ich jedoch die hundert Thaler, mein Schulkamerad brachte ſein Gewerbe in Schwung, und ehe die vier Monate um waren, trat er wieder bei mir ein, an der Hand ſein achtjähriges Töchterchen. Mit innigem Dank brachte er mir die hundert Thaler, und ſein Töchterchen reichte mir einen Blumen-

ſtrauß nebſt einem Halstüchlein, das erſte, was die Kleine mit eigenen Händen geſäumt hatte. Das war für mich ein lieber Roſentag, mir unvergeßlich; dem Töchterchen machte ich nach Pflicht ein Gegengeſchenk, und wir Schulkameraden ſind ſeitdem vertraute Freunde für Glück, Noth und Ewigkeit!"

Seinen entzückensvollſten Roſentagen zählte er aber erſt neulich — wir ſind nun faſt dreißig Jahre miteinander bekannt — einen hinzu, der auch bis in Ewigkeit dauert. In dem Kaufmannshauſe, dem der Vater als Buchhalter diente, hatte man unvernünftig mit Actien verkehrt; der Herr gab ſich den Tod und der Buchhalter, nun im hohen Alter, war plötzlich brodlos. Unſer Richard, der die Eltern und die — nun im Grabe ruhende — Großmutter ſtets aus Herz und Hand von ſeiner Liebe überzeugte, ſah für ſich nur Glück in dem Unglück. Die Wohnung, worin er ſeine Adelheid fand, wurde nach dem

Gärtchen hin erweitert, Alles bequem eingerichtet, und dann führte er die Eltern bei ſich ein.

„Ja", verſicherte Richard, „nun folgen die Roſentage einer dem andern, da zumal meine Söhne auf guter Bahn zur Selbſtſtändigkeit ſind, und ich gönne Jedem die gleiche Seligkeit. Es kann ſie auch Jeder erlangen, denn wie Einer ſelbſt aus dem ſchlimmen Treiben und Verwandeln ſich zu erretten vermag, das läßt ihn ein Schauſpiel aus dem funfzehnten Jahrhundert begreifen, das ich von einem Trödler kaufte. Da werden Pracht und Ueberfluß geprellt von ihren Dienern; ſie nennen ſich Einbildung, Nachahmungsſucht, Liſt, Schleicherſchliche, Ehrſucht nach eitlem Anſehen, und die Thorheit beſchützt ſie alle. Im Sieg der Ungenügſamkeit werden auf deren Befehl durch Schadenfreude und Heimtücke Pracht und Ueberfluß der Armuth als Gefangene überliefert; dieſe bringt ſie bei der Verzweiflung un-



ter, die nun Strick und Dolch darbieten. Pracht und Ueberfluß, in Elend und Mangel verkehrt, greifen danach; doch jetzt naht die gute Hoffnung und beredet Jene, den bittern Trank der Reue einzunehmen, jedoch ſtärkend gemiſcht mit Frömmigkeit, Selbſtbeherrſchung, Berührigkeit und Entſagung. Vermöge dieſes Heilmittels machen die einſt Hoffährtigen Bekanntſchaft mit Vorſicht und Ausdauer, wonach Einſicht ſie der ſtrengen Buße entzieht.

Sehen Sie", ſo ſchloß Richard, „nach dieſem Kreisgange würde ſich auch der in Elend verſunkene Selbſtſchuldige aus dem Jammer zu Roſentagen verhelfen, und ich meine, jener natürliche Wundertrank wäre in unſern Tagen oft anwendbar und jedenfalls empfehlenswerth!"

„Ja wohl!" ſagte ich und reichte dem Nachbar die Hand, ihm „Gute Nacht!" wünſchend,

da wir eben wieder einmal am Scheidepfad ſtanden. —

Er hatte gewiß eine gute Nacht, wie ich, und ich freute mich ſchon voraus auf künftiges Begegnen; denn geſunde Vernunft, iſt ſie gegenſeitig, bietet immer Stoff zu ſinniger Unterhaltung, und ſpricht Richard von Roſentagen, ſie fehlen auch mir nicht; — Roſenabende haben ſie unfehlbar, wenn mir der Nachbar begegnet.